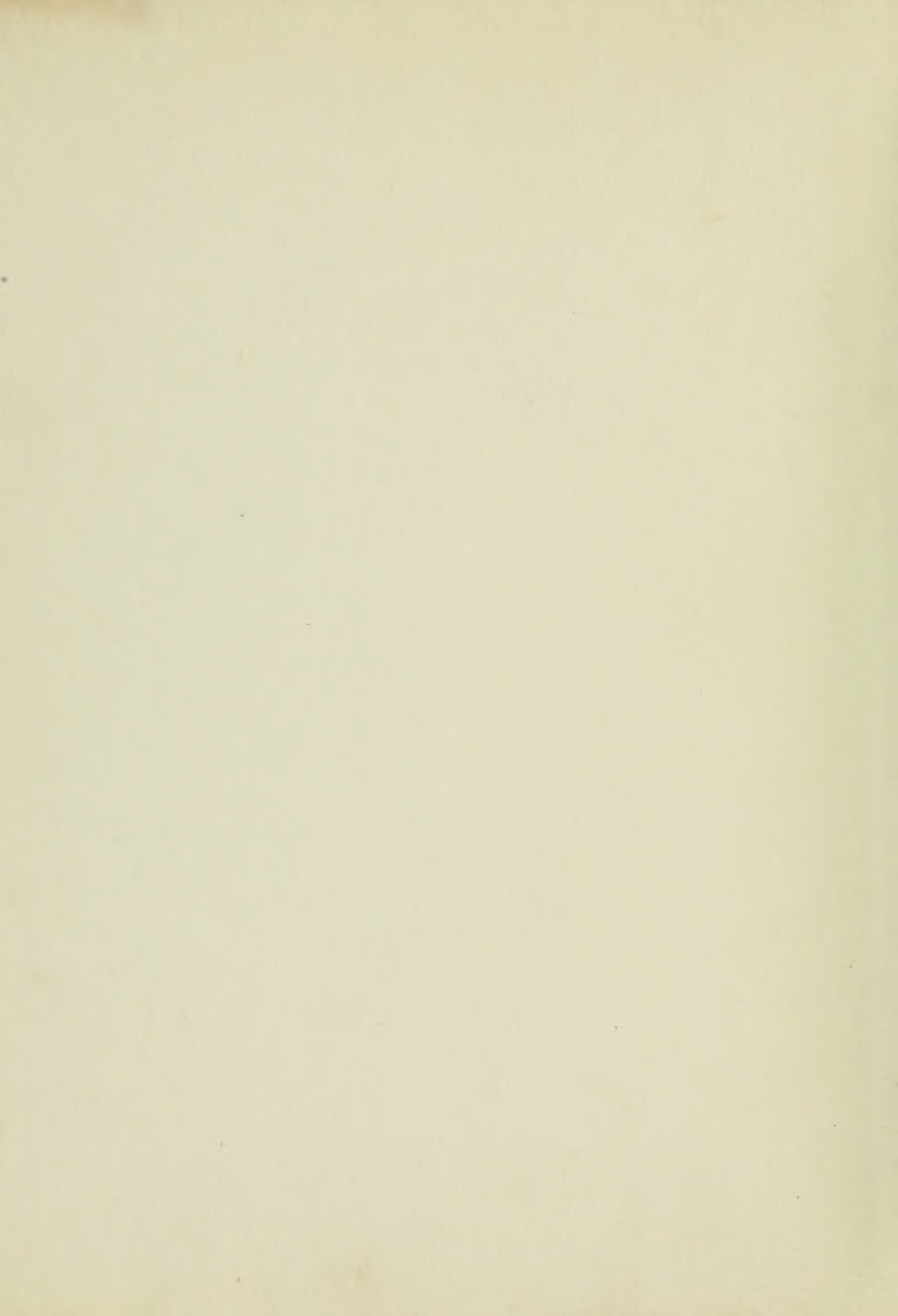
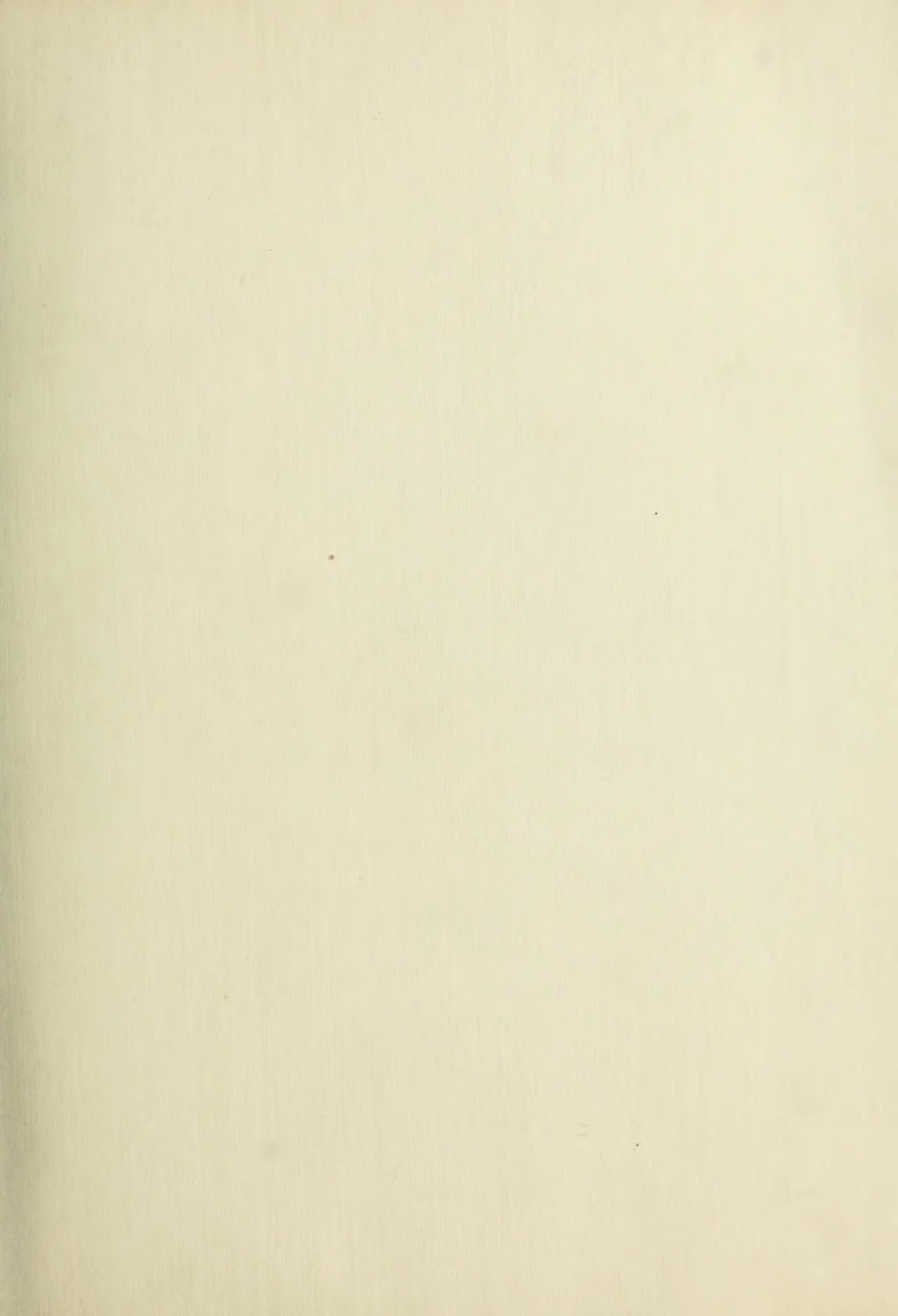








Das Bismarck-Jahr

Als Säkularschrift herausgegeben

von

Max Lenz und Erich Marcks



Herausgegeben von Max Lenz und Erich Marcks

Das Bismarck-Jahr

Eine Würdigung Bismarcks und seiner Politik in Einzelschilderungen

in Verbindung mit Erich Brandenburg, Fritz Endres, Eberhard Gothein, Maximilian von Hagen, Otto Hintze, Karl Mayr, Friedrich Meinecke, Hermann Oncken, Felix Rachfahl, Karl Rathgen, Martin Spahn, Rich. Sternfeld, Adolph Wagner, Adalbert Wahl, Theobald Ziegler

als Säkularschrift herausgegeben von

Max Lenz und Erich Marcks

Mit 14 ganzseitigen Kupferdruckbildern



Hamburg
Verlagsbuchhandlung Broschek & Co.
1915

Vorwort.

Später als wir erwarten durften und versprochen haben, legen wir dies Buch unsern Lesern vor: und geben uns doch nicht der Besorgnis hin, daß wir zu spät gekommen sind; sowie wir auch Verzeihung dafür zu finden hoffen, daß wir den Termin, den wir uns gesetzt, um ein paar Monate überschritten haben. Als der Plan gefaßt wurde, ahnte niemand, welche ungeheure Schicksalswendung unserm Volke unmittelbar bevorstand. Schon rüstete sich die Nation zur Feier der Wiederkehr des Tages, der uns vor hundert Jahren den Schöpfer des Reiches geschenkt hat. Es sollte ein Fest werden wie die vielen andern, welche uns das Jahr vorher, das Erinnerungsjahr an die Freiheitskriege, gebracht hatte: im Behagen des Friedens, im Genuß der Reichtümer, die er uns verschafft, wollten wir uns der Macht freuen, die Bismarck gegründet, und dabei etwa noch einmal der Großtaten unserer Väter gedenken, die sie vor hundert Jahren auf Belgiens Schlachtfelder und nach Paris geführt hatten. Hierfür sollte auch unser Jahrbuch dienen. Der „Bismarckausschuß der deutschen Studentenschaft", der bei der Einweihung der Bismarcksäule auf dem Hamberg bei Friedrichsruh am 21. Juni 1903 eingesetzt war, um dort alljährlich am Tage der Sommersonnwende das Gedächtnis des Eisernen Kanzlers durch eine studentische Feier zu erneuern, hatte im Verein mit dem „Hamburger Akademischen Bismarckausschuß", dem die Anordnung und Leitung der Feier jedesmal obliegt, einen Aufruf vorbereitet, durch den die Kommilitonen aller Hochschulen des Reiches eingeladen wurden, den Tag, an dem sie sonst zu den Bismarcktürmen vor ihren eigenen Toren die Fackeln tragen, zum Tage ihrer Säkularfeier zu machen und ihn an dem Turm im Sachsenwalde durch ihre Abgeordneten gemeinsam zu begehen. Es sollte eine Wiederholung werden der Huldigung, die zwanzig Jahre zuvor am 1. April die Vertreter der deutschen Studentenschaft zu Tausenden nach Friedrichsruh geführt hatte. Wie damals dem Lebenden, so sollte nun den Manen Bismarcks im Flammengruß das einmütige Gelöbnis der Treue zu ihm und seinem Werke erneut dargebracht werden.

Von dort her, aus dem Kreise der Hamburger Bismarckverehrer, wurde durch Herrn Dr. Theodor Wohlfarth, der sich dann um die Schriftleitung besonders verdient gemacht hat, im März 1914 der Antrag an uns gestellt, eine Monatsschrift herauszugeben, die mit der Sommersonnwende 1914 beginnen und mit der studentischen Säkularfeier selbst abschließen sollte. Die Absicht war einmal, durch den Reinertrag die Mittel für eine glanzvolle Ausstattung des Festes zu gewinnen; sodann aber die Kommilitonen darauf vorzubereiten, indem wir in einer Reihe von Einzelbildern das Leben und die Persönlichkeit Bismarcks, sein Wesen und Wollen, sein Werk und seine Welt vor ihnen ausbreiteten.

Der Gedanke, dem wir uns gern unterzogen, zündete. Ein Kreis gleichgestimmter Mitarbeiter war bald gewonnen. Die akademischen Verbände, Aktive wie Alte Herren, begrüßten freudig das Unternehmen, das Mitte Juli bereits bis zur zweiten Lieferung gediehen war. Wir durften uns die weitgehendste Wirkung von unserem Vorhaben versprechen, auf eine allseitige Teilnahme der akademischen Jugend und über sie hinaus hoffen – als der Sturm losbrach, der unser Volk in seinen Tiefen aufwühlte und Aller Gedanken auf das eine Ziel hindrängte. Fortan galt das Schwert; den Worten folgten die Taten, den Festen die Arbeit, die Blutarbeit des Krieges; zu Zehntausenden zogen diejenigen, auf die wir als unsere Leser bereits gerechnet hatten, hinaus, und

Tausende von ihnen haben das Bekenntnis zum Reich und zu seinem Schöpfer, statt an den Weihestätten von Friedrichsruh, auf den Schlachtfeldern des Ostens und des Westens mit ihrem Blute besiegelt.

Einen Augenblick glaubten auch wir unser Werk aufgeben zu müssen oder es doch den Forderungen der Zeit gemäß umbilden, ein aktuelles historisch-politisches Organ daraus machen zu sollen. Aber in jedem Falle wären wir von dem Versprechen abgewichen, durch das wir unsern Abonnenten bereits verpflichtet waren, und wären wir vor allem der Idee des Ganzen, das ein Denkmal für den Werkmeister der deutschen Einheit werden sollte, untreu geworden. So beschlossen wir den einmal gefaßten Plan bis ans Ende zu verfolgen, soweit es die Not der Gegenwart, der auch wir an unserm Teil mit Wort und Feder dienen mußten, erlaubte. Wir durften darauf vertrauen, daß wir auch so dem Augenblick gerecht würden, Zeitgemäßes böten. Denn indem unser Volk gegen eine Welt von Feinden im Felde steht, verteidigt es ja das Werk, das Bismarck schuf: das Jahr des Weltkrieges ist so erst recht sein Jahr geworden; seine Wege sind es, die wir noch immer in Krieg und Politik gehen; er ist auch heute unser Führer geblieben.

Immerhin hielten wir es für richtig, das Werk zunächst abzubrechen, um es wieder zu beginnen, sobald unsere Feinde niedergerungen wären; denn wir wähnten (und der Siegeslauf der ersten Wochen mochte dazu ein Recht geben), daß der Sommersonnwendtag 1915 doch noch die deutsche Studentenschaft am Bismarckturm von Friedrichsruh vereinigt sehen würde, und daß die Gedächtnisfeier für den nationalen Heros bereits die Siegesfeier ihrer eigenen Taten werden könnte. Darin haben wir uns getäuscht; es zeigte sich, daß eine Welt auch durch die Siegfriedskraft unseres Volkes nicht so leicht zu Boden gezwungen wird; und so nahmen wir vor Weihnachten die Arbeit wieder auf.

Störungen sind auch dann nicht ausgeblieben. Vor allem war es der Krieg selbst, der mehr als einen unserer Mitarbeiter uns entführte, sei es, daß sie die Waffe oder die Feder den Aufgaben, die er stellte, widmen mußten. Zwei der Besten sind uns durch den Tod entrissen. R e i n h o l d K o s e r, in dessen Gedankenwelt sich Bismarck und Friedrich der Große zur lebendigsten Einheit verbanden, hatte die Darstellung der auswärtigen Politik Bismarcks im neuen Reich auf sich genommen; er starb bereits in den Anfängen des Krieges. K a r l T h e o d o r v o n H e i g e l, der die Siegeszüge der ersten Monate und das harte Winterringen noch mit der vollen Glut seines deutschen Herzens begleiten konnte, schied von uns, als er nahezu vor dem Abschluß seines Beitrages stand, der Bismarcks Verhältnis zu den Bundesstaaten gewidmet war. Für beide haben wir keinen Ersatz finden können; und so sind auch andere Themen, die wir geplant und unsern Lesern in Aussicht gestellt hatten, ausgeblieben oder haben die Bearbeiter gewechselt; Umstellungen mußten erfolgen, und die Folge, die wir den Artikeln hatten geben wollen, hat sich nicht durchweg behaupten lassen. Der Reichtum einer solchen Individualität läßt sich ja überhaupt nicht ausschöpfen. Aber die wesentlichen Züge in der Persönlichkeit und der Politik des Gewaltigen, den Zusammenhang seines Lebens und Wirkens mit Umwelt und Nachwelt hoffen wir gleichwohl erschöpft und, da alles von der gleichen Anschauung und Empfindung getragen ist, ein Gesamtbild Bismarcks geschaffen zu haben, das auch über sein Säkularjahr hinaus als ein Denkmal seiner Größe dauern wird.

Es bleibt uns noch übrig, allen denen, die uns mit Rat und Tat unterstützt haben, herzlich zu danken, nicht am wenigsten dem Verleger, Herrn A l b e r t B r o s c h e k, der allen Enttäuschungen, die ihn besonders schwer treffen mußten, zum Trotz festgeblieben ist und alles getan hat, um dem Werke eine glänzende Ausstattung zuteil werden zu lassen.

Max Lenz. Erich Marcks.

Inhaltsverzeichnis

Verzeichnis der Abbildungen





Jugendbildnis Bismarcks
wahrscheinlich aus dem Jahre 1836





Bismarck.

Von Erich Marcks.

Es sind jetzt 16 Jahre, daß Fürst Otto Bismarck von uns gegangen ist, und sein 100. Geburtstag naht heran. Er ist uns in dieser Zwischenzeit niemals tot gewesen; das Fest, das jetzt vor uns aufsteigt, wird vollends ein Fest des Lebens sein. Diese Zeitschrift verdankt der kommenden Gedenkfeier ihr Dasein; sie will auf sie vorbereiten, indem sie von dem Manne und seiner Welt erzählt: von seiner Welt, die nicht mehr die unsrige und doch noch die unsrige ist. Sie will ihm nachgehen in entscheidende Richtungen seines Wesens, seiner Tätigkeit, seiner Beziehungen zu jener Welt und zur Nachwelt. Sie will ihm nachgehen in die Anfänge und Hintergründe hinein, von denen er herkam, und mit denen er lebenslang verbunden blieb, in das alte Deutschland und zumal das alte Preußen; sie will ihm folgen auf die Höhen seines Mannesalters, da er das neue Deutschland schuf und formte; und in seine Spätzeit, da er Reich und Nation auf die Wege führte, die wir noch heute schreiten. Und sie findet da immer den Genius und seine Zeit nebeneinander, die hohe Gestalt des gewaltigen Einen und die Mächte unseres gesamten Daseins - die acht Jahrzehnte seines Lebens, die zehn dieses Jahrhunderts hindurch. In dem Genius spiegelt sich immer zugleich die Zeit; er empfängt hundertfach von ihr und gibt ihr tausendfach zurück. In diesem Genius aber wirken und aus ihm reden alle Kräfte noch unserer Gegenwart. Auch zu ihr wollen wir hier hinführen: vor allem aber zu ihm. Inmitten des allgemeinen Lebens und über ihm behauptet sich, als eine Macht für sich, ausstrahlend und beherrschend, unerschöpflich an wirkenden Kräften und an lebendig packendem Reize, Seine Gestalt.

Dem jungen Geschlechte, zu dem wir hier vornehmlich reden wollen, ist Bismarcks Geschichte und Erscheinung wohlbekannt und dennoch, vor diesem Feste, der neuen, vielseitig eindringenden Beleuchtung wert und bedürftig genug. Heute soll, in einem raschen, manchmal flüchtigen Gange durch sein Leben als Ganzes der Faden aufgehoben werden, an dem sich alles Einzelne, das unsere Zeitschrift verfolgen will, aufreiht: alle jene Schöpfungen und Beziehungen seines Daseins. Verschiedene Darsteller werden diese Einzelrichtungen schildern, jeder nach seiner Art und in besonderem Sinne: denn von jeglichem Großen strahlt mannigfaches Leben aus, und auch die Auffassung muß mannigfach wechseln. Um so lebendiger wird der Gesamteindruck sein, der sich aus allen Einzelbildern dieser Zeitschrift zusammensetzt. Trotzdem muß ihnen die Einheit zunächst vorangestellt werden, in der sich alles Einzelne sammelt, und von der alles Einzelne sich dann abheben mag.

Das Jahr 1847 hat ihm Gattin, Christentum und Beruf gebracht. Es brachte ihm auch, in diesem Berufe, im Preußischen Vereinigten Landtage, die Stätte und die Gegenstände seines Lebenskampfes. Und das Jahr 1848 zerschlug seine alte Welt, die Welt seiner Überlieferung und seiner neuen politischen Liebe, das alte monarchisch-aristokratische Preußen; der Absolutismus zerbrach, die deutsche Idee wollte den alten Königsstaat hineinzwängen in den Dienst der Nation. Das Sturmesjahr hat alle Probleme und alle Gewalten Deutschlands zukunftsmächtig aufgewühlt; das deutsche Bürgertum, seit 1815 allgemach wirtschaftlich und politisch herangereift, trat als neue, gesamt-deutsche Gewalt in die erste Reihe des deutschen Lebens und verlangte Freiheit und Einheit, Verfassung und Reich für sich und die Nation. Bismarck hat in brausender Leidenschaft den Sieg der Berliner Märzrevolution zu wenden versucht; er unterlag; er hat sich, selbst er, eine Weile lang vor den neuen Gewalten gebeugt. Dann flossen die Fluten mählich ab; die alten Einzelstaaten, die alten Monarchien begannen wieder aufzutauchen, die preußische voran; sie behaupteten sich gegen Demokratie und Unitarismus. Friedrich Wilhelm IV. hat es unternommen, trotzdem den deutschen Staat um Preußen herum zu bilden, das liberale Erbe der Revolution und die Macht und den Ehrgeiz des preußischen Königtums miteinander zu vereinigen. Er ist, aus hundert inneren und äußeren Gründen, mit diesem Lösungsversuche gescheitert. Sein Adel stand für ihn im innerpreußischen Kampfe, gegen ihn in diesem Kampfe um Deutschland: er wollte preußisch und rein preußisch bleiben. In beiderlei Hinsicht aber war Herr von Bismarck unter den preußischen Edelleuten der feurigste und schroffste. Als Abgeordneter hat er, wie 1847, so auch von 1849-51, den heißen Kampf für Krone, Adel, Gutsbesitz, für Stände und Kirche, den Kampf für Altpreußen gestritten, sichtbarer, leidenschaftlicher als irgend einer; ein unbedingter Feind aller nationalen Einigung, wie sie von der Paulskirche ausging; aristokratisch und preußisch allein. Der Neubekehrte war damals das eifrigste Mitglied der christlich-konservativen Partei, Parteimann durch und durch, der kühnste und geistreich keckste der Redner, die das neue Deutschland bekämpften, ganz Schärfe und Glut, Tatenlust, Bekenntnisfreude. In diesen erregten Jahren öffnete sich für Preußen zum ersten Male die Tür zur Beherrschung des deutschen Nordens; Bismarck wies es, wie Dinge und Menschen damals waren, von sich, diesen Weg zu gehen. Er stritt für die Wiederherstellung des Verhältnisses zu Österreich, für den Abbruch aller halben Versuche preußischer Reichsgründung und Machterweiterung. Nur das blitzt immer wieder durch seine Abweisung alles Neuen hindurch: hätte er das alte Preußen, in gesammelter selbstsüchtiger staatlicher Kraft, auf den Bahnen eines friedericianisch großen Ehrgeizes, der Macht, der Eroberung führen dürfen: dafür wäre er zu haben gewesen; dieser Trieb großer auswärtiger Staatsmannschaft erfüllte, als einzig beherrschender, schon damals alle Tiefen seines politischen Empfindens. Aber diese rücksichtslos preußisch-konservative Machtpolitik fand bei den Regierenden von 1850 noch keine Stätte; er verschloß sie in sich für die Zukunft; in der Gegenwart stand er ganz zu den Gerlach, den Ultras in Kirche und Staat, ganz zu der Partei. Er überragte sie hoch und war, als preußischer Realist, als die Verkörperung ungeduldig hinausstrebender Kräfte, die aus der Geschichte dieses Staates, aus der Überlieferung großer Fürsten stammten, etwas Anderes als sie; im Kern war er bereits, stärker als einer sonst, der fleischgewordene preußische Staatsehrgeiz, und all

seine Zukunft lebte bereits in ihm. Aber vorerst stand er in der Abwehr, und gab sich ihr ganz hin.

Die Partei machte ihn 1851 zum Gesandten Preußens bei dem wiederhergestellten Deutschen Bunde in Frankfurt a. M. Er sollte dort mit Österreich zusammengehen, und doch auch Preußen gegen Österreich wahren. Er hat beides getan, aber der Ton fiel von Anfang an auf das Zweite. Was er innerlich war, wurde er hier sofort durch seine Stellung: der Vertreter nur seines Staates. Er bildete bald in Frankfurt das Zentrum einer preußischen Machtpolitik aus, und alle innerstaatliche Tendenz versank ihm vor der Deckung seines Staates nach außen hin. Er wurde Diplomat; er lernte Deutschland und Europa kennen; er ergriff jede Angelegenheit des Bundes als einen Hebel für die Erhöhung seines Staates, und bald als einen Hebel zur Zurückdrängung des notwendigen Nebenbuhlers Österreich. Er lebte in Frankfurt noch sich selbst und seinem Hause, und die freie reiche Entfaltung des Persönlichen in diesen Jahren gibt ihnen einen unvergleichlichen Reiz; er stand auf der Höhe einer noch unverkümmert freudigen, strahlenden männlichen Kraft, Ritter und Recke, Gatte und Christ, im Glanze einer zukunftssicher emporsteigenden hellen Genialität. Das Wichtigste aber war die Durchbildung seiner politischen Erfahrung und seiner politischen Ziele. Er hat sich damals schrittweise von allen alten Verbündeten und von allen Hemmnissen und Grenzen gelöst: er schied aus der Partei, er wurde den Freunden und dem Könige allgemach fremd, er wurde über ihnen allen zum Inbegriff des preußischen Staates. Er erkannte nur diesen Stern als seinen Führer an, keine Tendenz, keine Gefühle, kein Dogma sonst. Er glaubte an sein Land: der Glaube hob ihn hoch über die Kleinheit eines bloß technischen Diplomatentumes hinaus, aber er stellte ihn einsam auf sich selber allein. Durchsetzen konnte er sich in Berlin noch nicht; die Briefe aber, die er damals schrieb, enthalten die klassische Lehre einer sachlich strengen, rein vaterländischen, rastlos vorwärtstreibenden Staatsmannschaft und das klassische Bild einer gesammelten, ganz großen staatsmännischen Natur. Sie zeichnen sein Programm: den Aufstieg Preußens gegen Österreich; und den Weg dahin: er wird durch den Krieg hindurchführen. Sie strahlen Wirklichkeit aus: den Zug des Realismus, der sich in Wirtschaft und Politik und Geist seit 1830 und 40 in das alte idealistisch-ideologische Deutschland hineinzubilden strebte, und dessen dieses Deutschland stärker als irgend eines der Völker ringsum bedurfte. Hier klomm in ungeheurer innerer Konzentration ein großer Mensch, ein neues deutsches Menschentum seiner Mittagshöhe entgegen.

Bismarck wurde in Frankfurt unbequem; der Freund der Russen wurde 1859 nach Petersburg, im Frühjahr 1862 von dort nach Paris versetzt. Er lernte den breiteren Wellenschlag der großen Politik an den Gestaden des Ostens und des Westens kennen, er sah Menschen und Verhältnisse aus lehrreicher Nähe, er sah die Krise des 59er Krieges, in erschütternder Sorge für sein Vaterland, von Rußland her an und sah aus der Ferne die Knoten der inneren deutschen Entwicklung und der preußischen Entwicklung sich schürzen. Die 59er Niederlage Österreichs und die liberalere Wendung des Prinzregenten in Preußen löste der deutschen Frage die Siegel, die seit 1850 die Reaktion auf sie gelegt hatte. Überall in den deutschen Staaten regte sich wieder der Liberalismus; überall drängte es wieder los auf die Probleme der Einheit der Nation.

Aber wer sollte sie lösen? Der Nationalverein wagte es kaum, die Notwendigkeit einseitig preußischer Führung wirklich durchzudenken. Und von denen, die diese Führung, die eine Einigung Deutschlands unter Preußen wollten, begriff nur eine winzige Minderheit die Unvermeidlichkeit des Durchganges durch einen österreichischen Krieg. Die Mittelstaaten und der Kaiserstaat wehrten sich naturgemäß gegen die preußische Hegemonie; war wirklich liberale Freiheit in Preußen und liberale Sympathie für Preußen die Waffe, diese Gegenwehr der bestehenden Mächte zu durchbrechen? Nur die Gewalt vermochte es, und nur Preußen konnte sie vollziehen. Es mußte sich selber auf das Spiel setzen, wenn es das wollte; und wofür? um in Deutschland unterzutauchen? um seine Individualität als europäischer Großstaat in einem Bundesstaate zu ertränken? Der Machtstaat Preußen konnte sein Dasein nur einsetzen um Macht, um Herrschaft. Das waren harte Lebensfragen; sie waren nur lösbar durch Härte, und nur lösbar innerhalb Europas. Wer konnte sie lösen? Die deutsche Stimmung und das deutsche Denken, ganz ebenso wie alle Interessen des deutschen Bürgertums, forderten den deutschen Einheitsstaat, und ihre Vorarbeit war unerläßlich und vielseitig fruchtbar. Aber vollbringen konnte das Werk weder der deutsche Geist, der die Einheit vorgebildet und angebahnt hatte, noch die deutsche Wirtschaft oder die deutsche Gesellschaft. Wir sehen auch im deutschen Liberalismus dieser Zeiten wohl den vorbereitenden Bundesgenossen einer starken preußischen Politik; aber zum Handeln war auch er innerlich und äußerlich ganz außerstande. Hätte er auf dem preußischen Throne gesessen, wäre ein deutscher Cavour neben den König von Preußen getreten, so ist es wohl ausdenkbar, daß die deutsche Einigung auf liberaleren Bahnen sich hätte vollziehen können, als es geschah; aber auch dann gewißlich nur durch politische Macht, durch rücksichtslose Tat, durch den deutschen und den europäischen Krieg. Jedoch diese Möglichkeit lag immer weit zurück; immer stand der harte hegemonische Ehrgeiz und die Stärke der konservativen Überlieferung in Preußen voran; hätte sie wirklich von einer liberalen Führung des Staates ausgeschaltet werden können? Der Gang der Dinge jedenfalls hat die entgegengesetzte Bahn eingeschlagen. In Deutschland blieb der nationale Gedanke unfähig zu handeln; die Gegner sammelten sich zum Widerstande; in Preußen gedieh, nach dem liberalen Anlaufe der Neuen Aera, die ungelöste Frage der inneren Verfassungsmacht, des politischen Vorranges zwischen Krone und Kammer, zu schneidender Schärfe; hier wie dort wurde der Liberalismus gelähmt. In Berlin spitzte sich der Gegensatz zum Äußersten zu: Sieg Wilhelms I. oder des oppositionellen Parlaments? Alle deutsche Einigung trat da weit zurück; alle Lösung hier wie dort schien aussichtslos verwirrt. Würde die Krone sich innen behaupten? Wie würde, auch dann, die deutsche Einigung jemals möglich werden – die revolutionäre Einigung durch den konservativen Monarchen? Zunächst aber schien dieser selber so gut wie verloren. Da schlug die Stunde für Bismarck. Aus der Stille der Ruhewochen von Biarritz riß ihn das Schicksal auf den Kampfplatz nach Berlin. Seinem Könige graute vor dem unberechenbaren Helfer: er rief ihn im Augenblicke der höchsten Gefahr, und die beiden fanden sich in jenem Babelsberger Gespräche vom 22. September 1862. Der 47jährige Bismarck wurde Minister. Sein Wirkenstag brach an.

Er sollte das Königtum und dessen Heeresreform verteidigen; er war entschlossen, es zu tun durch deutsche, durch auswärtige Politik. Er war durch die innere und die

äußere Schule hindurchgegangen; sein Ziel war die Befreiung Preußens aus der Fesselung im Deutschen Bunde, die Erweiterung seines Herrschaftskreises, womöglich die Lösung der norddeutschen und der deutschen Einigungsfrage durch und für seinen Staat. Er war konservativer Monarchist und war der geborene Mann der Herrschaft, der inneren und der äußeren Macht. Er sah nur Wirklichkeiten und keine Doktrinen; er setzte sich seinem Staate gleich, er kannte den Boden Europas und trug in sich den Willen zu Tat und Sieg. Die Möglichkeiten hatte er längst durchdacht; sein Weg aber war der des auswärtigen Staatsmannes, des Staatsmannes der preußischen Sondergewalt. Die Zeit war reif zu einer Lösung, aber sie vermochte sie nicht zu finden und nicht zu vollbringen. Er war zu beidem reif: aber seine Wege liefen allen Erwartungen des liberalen Zeitalters zuwider. Die altpreußische, die friedericianische Tradition, der Machtehrgeiz des großen Staates und des Staatsmannes, des großen Menschen, der sich selber vollstreckt, trat an das Ruder. Es war der natürliche Verlauf der Dinge; aber nur ein Genius vermochte ihn durchzusetzen. Es war das Gegenteil dessen, was das einigungsbedürftige Deutschland dachte und wollte; es war das Einzige, was jetzt möglich war, aber es war nur möglich im Kampfe mit allen Gewalten drinnen und draußen. Neben und über die Zeit, von ihren Kräften gerufen, vorbereitet, getragen und doch von ihr verdammt und bekämpft, ihr Feind und ihr Erretter, trat der große Mann.

* * *

Es darf hier und heute nicht erzählt werden, wie er sich durchgesetzt hat. Er erbte den innerpreußischen Kampf: er führte ihn zu Ende, im Konflikt. Er erbte den aufsteigenden deutschen Kampf: er zwang König und Land, Preußen, Deutschland und Österreich, die alle widerstrebten, ihn auszufechten; er focht ihn durch inmitten von Europa und hielt Europa von ihm fern. Er warf Österreich und seinen Verbündeten 1863, zu Frankfurt, den Handschuh ins Gesicht; er führte 1864 Österreich mit Preußen vereint gegen Deutschland und gegen Dänemark nach Schleswig-Holstein und führte dann die beiden Sieger, im Streite über die gemeinsame Beute, zu der Auseinandersetzung, ohne die es für sie und für die Nation keine heilende Zukunft gab. Ein Gang voller Rätsel, voller Wendungen, über die Andere hier noch sprechen werden; im Größten ganz einheitlich und klar, zum höchsten möglichen Ziele hin, obwohl er stets nur das jeweils Erreichbare ergriff; ein Gang durch unendliche Nöte und Schwierigkeiten hin, der einsame Gang des Gewaltigen, der allein auf sich selber bauen darf - Alles gegen die Zeit und die Menschen ringsum, Alles höchste staatsmännische Kühnheit, Sicherheit und Kraft, unaussprechlich schwer und unaussprechlich groß; eine Kette ungeheurer Taten und ungeheurer Erfolge. Bismarck handelte für Preußen, als preußischer Staatsmann. Aber der Sieg von 1866 verschob naturgemäß das Ziel. Im furchtbaren Spiele, zwischen Napoleon und Österreich, dem dramatisch gewaltigsten seines Lebens, in den Wochen von Königgrätz bis Nikolsburg, errang er die norddeutschen Annexionen für sein Land. Er hatte Norddeutschland herrschend zusammenfassen und Süddeutschlands Anschluß gewinnen oder mindestens vorbereiten wollen; er bekam jetzt, außer Schleswig-Holstein, Hannover, Hessen, Nassau unmittelbar, und der Süden blieb vom Norden getrennt. Von dieser Stunde an war er Norddeutschland, wie er bisher Preußen

gewesen war: sein Pflichten- und Herrschaftskreis dehnte sich, und unvermeidlicher Weise wurde er selber ganz deutsch. In seiner Natur, in der Art seines elementaren National- und Machtgefühles war auch diese Entwicklung längst vorbereitet: jetzt vollzog sie sich mit natürlicher Gewalt. Sein Streben war fortan gesamtdeutsch: der Wagen seines Werkes war im Rollen. Er wies die Werbung Napoleons III. von sich und entschied sich, die deutsche Einheit ohne und gegen das in ganz Deutschland überall gleichmäßig verabscheute Frankreich zu vollenden, mit rein deutschen Kräften, im Einvernehmen mit der Nation, die ihm die Unreinheit eines Handelsgeschäfts mit dem Franzosenkaiser niemals verziehen haben würde. Er schloß die militärischen Bündnisse mit dem Süden. Er ließ die Zukunft von Nord und Süd heranreifen und wandte seine Kraft dem Norden zu. Zusammengebrochen nach den furchtbaren Anstrengungen und Erregungen dieses Schicksalssommers, dessen Siege er mit seinem Herzblute bezahlt hat, hat er vom Kranken-bette aus die Grundzüge der norddeutschen Verfassung diktiert: er schuf einen Bundes-staat, der Bundesstaat blieb und doch Preußen nicht erdrückte, der Preußen und den übrigen Einzelstaaten, der der Monarchie und dem Reichstage nebeneinander Raum zum Atmen gab; er löste die aussichtslose Schwierigkeit einer bündlerischen, starken und dennoch allen Bundesgenossen erträglichen Regierung durch die geniale Einfügung des Bundesrats. Die norddeutsche Verfassung von 1866-67 war sein eigenstes Werk: und doch schob sich etwas in sie ein, das nicht von ihm her kam. Er hat, nach dem Siege über Österreich, den Frieden mit dem Preußischen Landtage geschlossen. Er brauchte ihn für Preußen und dessen neue Provinzen und brauchte ihn für Deutschland: er bedurfte künftig des liberalen Bürgertums und der nationalen Einheitsidee für die Festigung und Vollendung seines Werkes, im Innern und gegenüber Europa. Sein eigener Wille und der Druck seiner Schöpfung drängten ihn weiter; in die norddeutsche Verfassung nahm er parlamentarische Elemente und unitarische Elemente auf, die über seinen ersten Plan hinausschossen: er mußte den neuen Verbündeten, der Partei des deutsch-liberalen Bürgertums, den Nationalliberalen dieses doppelte Opfer bringen. Er und sie, die Monarchie und der Liberalismus, haben von diesem Augenblicke an, ein reiches Jahrzehnt hindurch, miteinander das Reich geschaffen und ausgestaltet und um die Macht in ihm gestritten. Die natürliche Wucht der sozialen und politischen Gewalten zwang sich auch dem souveränen Staatsmanne auf, der dieser Gewalten für sein Werk bedurfte; er wollte der Führer bleiben, er blieb es in der Tat. Er wurde nicht liberal, aber die liberale Epoche seiner Geschichte setzte sich durch. In steter Zusammenarbeit und stetem Grenzkampfe haben der große Staatsmann und das reichsgründende Geschlecht die Einigung abgeschlossen und ausgebaut.

Sie griff weiter, über die Schranken von 1866 hinaus. Süden und Norden blieben getrennt und trafen sich doch in Wirtschaftseinigung und Heereseinigung; die Weltlage schied sie und trieb sie dennoch, über alles Widerstreben hinweg, zu einander. Auch diese Bewegung hat Bismarck, der sie nicht überstürzte, von 1866 ab gewollt und geleitet. Die Nation spürte es, daß sie den Führer gefunden hatte, der Deutschland wollte und Deutschland war. Er schritt dem Ziele entgegen, nach seiner Art: abwartend, rüstend, vorsichtig und tatbereit. Den Krieg mit Österreich hatte er gewollt, weil ohne ihn kein Schritt voran und keine Lösung und Gesundung denkbar war. Jetzt stellte sich dem

Abschlusse der Einheit Frankreich drohend in den Weg: dieses Veto ist der Grund des Krieges von 1870. Auch über dieses Hindernis mußte Bismarck hinweg; daß er es durch Krieg allein überwinden gewollt und den Krieg allein erstrebt hätte, trifft nicht zu. Sein Weg ist noch von allerlei Dunkel umhüllt; er hat mit dem Kriege gerechnet, ihn für unausweichlich gehalten hat er nicht. Er rang im stillen mit der ringsum wühlenden Feindseligkeit Napoleons; auch die spanische Kandidatur der Hohenzollern hat er durchgesetzt, als ein Kampfmittel gegen Frankreich; den Krieg als ihre Folge hat er allem Anschein nach nicht erwartet und nicht gewollt. Aber wenn er daraus erflösse, so war Bismarck sicherlich bereit, ihn hinzunehmen. Und nach dem Mißerfolge und der Überraschung vom Anfang Juli 1870, nach dem rücksichtslos offensiven Stoße der französischen Politik, nach der schweren Gefährdung der deutschen Stellung in den Tagen von Ems ist er es gewesen, der nun, inmitten einer Krise, die er mit herbeigeführt, aber die er so nicht gewollt hatte, angesichts des französischen Schlages gegen Norddeutschland und gegen König Wilhelm, im letzten Augenblicke, mit blitzartig raschem und starkem Entschlusse, aus dem Schlage den Gegenschlag gemacht hat. Er hat, in einem Augenblick, wo der Gegner zum Angreifer geworden und der Krieg ohne Schande und Schaden nicht mehr vermeidbar war, den Krieg entfesselt: es war seine notwendigste und gewaltigste, seine pflichtmäßigste und heilvollste Tat.

Er hat den König nach Versailles begleitet; er hat die Friedensverhandlungen bis zum Ende geführt; er hat in diesen Kriegsmonaten vom Herbst und Winter 1870 auch das Reich vollendet; er hat wie die norddeutsche so die deutsche Reichsverfassung geschaffen. Wieder umdrängten ihn die Gewalten von rechts und links; Regierungen und Parteien, Fürsten und Staatsmänner haben mitgewirkt, hindernd und bauend. Die Abneigung seines alten Königs, das feurige Drängen des Kronprinzen zogen rückwärts und vorwärts; die sachlichen Mächte, der Beistand und der Widerstand starker Staaten im Süden, arbeiteten von selbst. Seine Leistung war es, aus Hemmnissen und Übertreibungen das Gesunde und Unentbehrliche herauszuheben und durchzudrücken; und man kann sagen: Er hat sie ganz vollbracht. Unvergeßliche Bilder und Wirkungen, inmitten des Krieges und der Heere, diese Arbeit im Hause des Kanzlers — mühsam und erregend, in stetem Kampfe, in heftigen Aufwallungen und in unendlicher staatsmännischer Geduld; der 55jährige Riese auf der höchsten Stufe seines Lebens, auch jetzt behindert und voll von Groll, sprühend von Leben, Geist und Willen, mächtig in jedem Worte, in blitzendem Gespräche, in der Berechnung und dem Zwange seiner politischen Verhandlungen. Er hat ausgeglichen und gelenkt; er hat erreicht was er wollte; er hat die Zügel geführt und die Ernte eingebracht. Er hat Bayern zuletzt doch genau dahin geleitet, wohin er es wollte: in das neue Reich hinein, mit verständnisvoller Anerkennung der Daseinsbedingungen und Ansprüche des großen Mittelstaates, mit Opfern, die die Zukunft gerechtfertigt hat. Er hat der Stunde, ohne verletzenden und verbitternden Druck, abgewonnen, was sie bot; er hat das Reich und den Kaiser gesichert. Er ging auf den Bahnen von 1866/67 weiter: die Reichsverfassung wurde durch den Eintritt des Südens lockerer als die norddeutsche, aber sie blieb fest und elastisch genug; es ist wirklich gelungen, Altpreußen und Altbayern, Nord und Süd, Einheit und Vielheit, Nation und Sonderstaat in einem lebendigen

Gebilde zu vereinigen, in einem Gebilde, das sein eigenes Muster und Maß war, neu, in den Formen verschränkt und scheinbar unübersichtlich, im Inhalt gesund und wohlgegliedert und zukunftsreich, in einem Gebilde, das alle Vergangenheit und Gegenwart Deutschlands, alle Lebensgewalten Deutschlands schonend und pflegend in sich schließt, unsystematisch aber wirkungskräftig wie Bismarck selbst: die Entwicklung von 40 Jahren hat Werk und Meister gepriesen. Er aber lebte in dieser Schöpfung und sie in ihm; er war dieses neue Reich, der Erfüller und die Erfüllung für alle größte Sehnsucht der Nation. Mit Ruhm und Einfluß sondergleichen schritt er in die Jahre des Reiches hinüber.

Was nun folgte, war ein Jahrzehnt des Weiterbaues. Der Reichskanzler wirkte in ihm, mit seinem Kaiser, mit der verstärkten nationalliberalen Partei zusammen. Gemeinsam haben sie und er, das deutsche Bürgertum und der nationale Heros, in die neuen Formen das Leben hineingeleitet und die Formen selber erweitert. Wirtschafts- und Rechtsgesetzgebung, Justizverfassung und Reichsverwaltung wurden ausgebaut, und überraschend schnell gewann das Reich an einheitlichem Inhalt und einheitlichen Organen. Mit dem Sonderstaate verständigte sich der Kanzler und erhielt diesem sein Recht und seinen Raum. Monarchie und Parlament stießen sich wohl: der alte Kampf ging fort, ebenso wie das alte Bündnis; auch zwischen Bismarck und seiner Partei blieb es das Bündnis mit ewigem stillem oder lautem Streite um die Macht. Aber sie blieben zusammen, und der Liberalismus wirkte sich aus, in alle Richtungen des inneren Lebens hinein. Liberalismus, Nation und Staat haben damals auch den sichtbarst beherrschenden Inhalt dieses Jahrzehntes mit ihrem Streben erfüllt: den Kampf gegen die katholische Kirche. Es sei hier nur gesagt, daß dieser Kampf nicht aus Zufall und nicht aus Willkür stammte; stark aufsteigend alle beide, sind deutscher Staat und Weltkirche wie von selber aufeinander gestoßen. Bismarck hat diesen Kampf mit aller Großartigkeit und aller Hitze seiner Natur ergriffen; auch er wird von ihm vollere national-einheitliche Wirkungen erwartet haben, als der Erfolg es gerechtfertigt hat. Er wollte den Staat decken und seine Rechte erweitern; er wandte Zwangsmittel an, die er nur für den Kampf zu verwenden und nicht einfach festzuhalten gedachte; er hat diesen Kampf zweifellos mehr als einen Machtstreit und weniger als einen Prinzipienstreit angesehen wie seine liberalen Kampfesgenossen. Aber an allen Taten und an allen Übertreibungen ist er beteiligt gewesen; die Erhabenheit der Auseinandersetzung zwischen Kirche und Staat gipfelt in seinen Reden und seiner Persönlichkeit; die Ausschreitungen und die Fehlgriffe in Wahl und Anwendung jener Zwangsmittel, die Unterschätzung der inneren Kraft des Gegners, die Überschreitung der Grenzen des Durchsetzbaren und Möglichen: auch Fürst Bismarck hat diese Irrtümer mitbegangen. Der Historiker begreift den Streit im großen historischen Zusammenhange und leugnet die Fehler darum nicht; der Abbruch des Kampfes hat die rechtliche Position des Staates in manchem gegen die Vorzeit gebessert hinterlassen, seine moralische Position gewiß verschlechtert. Fürst Bismarck hat in dem Zentrum, das sich im Kriegswinter von 1870 in mannigfachem Gegensatze wider seine neue Schöpfung gebildet hatte, einen Feind des nationalen Staates zu zerbrechen gewünscht: das ist ihm nicht gelungen, und man kann zweifeln, ob er es jemals so hätte versuchen sollen. Er selber hat dann

von 1878 an die Partei zu positiver Mitarbeit für sein Reich geworben und diese Mitarbeit in der Tat gewonnen: die 70er Jahre aber erfüllt der Streit. Er warf sich in ihn hinein mit flammender Leidenschaft; er war nicht glücklich in diesen Jahren des neuen Glanzes und anscheinenden Sieges. Er war krank, von höfischen Gegnern gereizt und bedroht, mißtrauisch und unbefriedigt, mit dem Gange der inneren Politik niemals ganz herzlich einverstanden, bei allen Erfolgen, auf denen er stand, bei aller Weiterbildung des inneren Werkes nie ganz ohne ein Gefühl von Fremdheit gegen dies Werk, das er mit seinen liberalen Genossen zusammen und unter ihrem Einflusse vollbrachte.

Auch in der auswärtigen Politik schien er auf dem Gipfel und wurde er doch seines Erfolges nicht ganz froh. Es galt, sein Reich einzuführen, es sich einleben zu machen inmitten des alten Europas; er richtete die Spitze wider Frankreich, gewann Österreich zurück, schuf sich im Bündnis der drei östlichen Kaisermächte den starken Rückhalt und fühlte sich seiner beiden Bundesgenossen doch nie ganz gewiß. Er blickte mit Argwohn auf Österreich und den europäischen Katholizismus; er sah den Abfall Rußlands nahen und erlebte 1875 den ersten unvergeßlichen Stoß von Gortschakoffs Hand: Rußland und England stützten Frankreich gegen Deutschlands vermeintliche Kriegsabsicht und Deutschlands wahrscheinlichen Druck. Dann folgten die Balkanwirren. Sie hoben den deutschen Kanzler auf die Höhe einer ausgleichenden Stellung, und sicherlich hat er sie ausgenutzt für seinen Staat. Er hat den Frieden wahren geholfen und seinem Reiche die Ruhe zur Konsolidierung erhalten. Aber im Grunde verlor er in diesen Jahren von 1876 ab Rußland ganz; die Rivalität der beiden östlichen Nachbarn um den Balkan sprengte sein Dreikaisersystem und stellte ihn vor die unwillkommene Wahl zwischen ihnen; stets fürchtete er, so hoch er stand, das Bündnis aller Anderen gegen den Neugekommenen, das Deutschland von 1870. Nach Jahren auch hier voll Glanz und voll Sorge brachte die 79er Krise ihm die Lösung: den klaren Bruch mit Rußland, das klare Bündnis mit Österreich-Ungarn allein, die feste Deckung gegen Koalitionen, die sichernde Beschränkung - nicht die Sicherheit selbst, aber eine neue, festere, beruhigendere Grundlage für die Zukunft. Und wirklich hat dieser Zweibund, den er mit Einsatz all seiner Kraft errungen und seinem eigenen Herrscher aufgezwungen hatte, für seine auswärtige Politik die letzte, stärkere, positivere Epoche eingeleitet. Noch einmal stand dem 64jährigen, im Äußern und nun auch im Innern zugleich, eine neue Zeit erneuerter, gesteigerter, persönlicherer Wirksamkeit bevor.

* * *

Die siebziger Jahre gehörten dem Bürgertume. Aber längst drängte hinter diesem der vierte Stand ans Licht; nach vielerlei Vorbereitung trat in diesem Jahrzehnt, geeinigt und laut emporstrebend, die Sozialdemokratie in die erste Reihe des deutschen öffentlichen Lebens: anklagend und verneinend, fordernd und drohend, zu allem neu Errungenen, dessen die Nation sich erfreute, der schrille und unversöhnliche Gegensatz, die Erbin des alten bürgerlichen Radikalismus und dessen Feindin zugleich, republikanischer als jener, sozial und sozialistisch, schroff unitarisch, aber über- und antinational: eine innerliche Mahnung zugleich und eine lärmend-revolutionäre Gefahr. Daß sie

für Bismarck der Feind war, verstand sich dem Manne der Autorität, der Monarchie, des Staates, der Nation von selbst. Aber beanspruchte dieser Feind nicht mehr als unmittelbare Bekämpfung? Waren nicht Beschwerden anzuerkennen und zu beseitigen? Stellte sich hier dem neuen Staate nicht eine Aufgabe auch positiver Art? Das liberale Bürgertum der individualistischen Epoche hatte dem Staate solche soziale Aufgabe versagt. Es hatte die wirtschaftliche Bewegung sich selber überlassen wollen. Nun erscholl der Ruf nach staatlichem Eingriffe so wie von links her auch aus der Mitte und von rechts: er ging von der Industrie aus; seit den mittleren 70er Jahren verlangte zumal die Eisenindustrie Zollschutz und somit den Bruch mit dem Freihandel; die Landwirtschaft, deren Lebensbedingungen sich verschoben hatten, folgte ihr nach. Hinter beiden aber stand ein Teil der nationalliberalen und die ganze konservative Partei. Neue Wünsche, neue Notwendigkeiten, neue Mächte pochten an die Tore der inneren Politik, von drei Seiten zugleich. Und Bismarcks eigene Wünsche kamen ihnen entgegen: der Baumeister des Reiches bedurfte für das Reich einer selbständigen finanziellen Fundamentierung. Er hatte den Erwerb der Eisenbahnen für das Reich gewünscht und setzte ihn nun wenigstens für Preußen durch; Staat und Reich stärker zu machen als auch der Nationalliberalismus sie wollte, lag völlig auf Bismarcks Wegen. Er wollte Zolleinnahmen für das Reich; er schritt von Finanzzöllen zu Schutzzöllen weiter und begegnete so der neuen Bewegung, die diese von unten her forderte, von oben her und machte sie sich nutzbar. Daß er damit die Macht auch seiner Regierung steigerte und der Herrschaft des freihändlerischen Liberalismus entgegentrat, entsprach ihm ganz; die Möglichkeit, wenigstens den stets unbequemen linken Flügel der nationalliberalen Partei abzustoßen, ihre Hauptmasse aber näher an sich heranzuziehen und unter seine festere Leitung zu bringen, mußte ihn locken, auch wenn er einen Bruch mit der großen Partei im ganzen nicht wollte. Von allen Seiten her, aus den verschiedensten Gründen zugleich drängte es ihn also zur inneren Wendung, im Sinne seiner Macht, d. h. seiner Parteienpolitik, im Sinne der Sicherung des Reiches und der Befriedigung so widersprechender wirtschaftlicher und sozialer Bedürfnisse zugleich. Er hat die Wendung in langsamer seelischer und allmählicher politischer Vorarbeit von der Mitte der 70er Jahre an vorbereitet; er vollzog sie von 1878 ab und setzte sie 1879 und 1881 durch. Auch dafür darf in diesem Aufsatze nur eben der Rahmen bezeichnet werden; nur das sei gesagt, wie umfassend diese Neuerung war und wie unendlich viel sie bedeutete.

Sie bedeutete ein Zurücklenken zu den Konservativen und ein Zusammenarbeiten mit dem Zentrum, den Abbruch des Kulturkampfes, den Bruch mit dem linken Liberalismus, ein Abschwenken vom Liberalismus überhaupt. Sie bedeutete eine Rückkehr zur altpreußischen Überlieferung, nicht nur zur konservativeren, sondern vor allem zur staatlicheren, zur Erfüllung des Staates mit starker wirtschaftlich-sozialer Tätigkeit. Sie bedeutete eben hierin einen Fortschritt zu etwas Neuem. An der Stelle der Formen, der Verfassungsfragen wollte Bismarck, nun da der Bau errichtet war, den Inhalt in den Mittelpunkt der politischen Arbeit rücken, materielle und sittliche Aufgaben. Er verkündete die positive Pflege der Industrie und der Landwirtschaft. Er hob durch die Mauer seiner Schutzzölle Reich und Nation aus der Umwelt heraus, schloß sie gegen außen ab und in sich selber zusammen: damit führte er sein Reichsgründungswerk weiter. Er gab

seinem Reiche wenigstens für eine Weile ausreichende und eigene Einnahmen; er beteiligte es positiv an der Gestaltung des wirtschaftlichen Lebens. Und er setzte mit unendlichen Mühen die Sozialpolitik durch: als Repression gegen den revolutionären Drang der Sozialdemokratie einesteils, als Abstellung der sozialen Nöte, die ihm die dringendsten und die heilbarsten schienen, anderenteils, beides in einem für ihn untrennbaren Zusammenhange. Daß er kämpfen wollte, begreift sich aus seiner Herkunft und seinem Wesen und aus der Neuheit und Schärfe der sozialistischen Opposition; ob das Sozialistengesetz notwendig, ob seine mehrmalige Wiederholung nützlich war, ob die bösen Wirkungen stärker waren als die ersten beruhigenden, die Bismarck verlangt hatte, darüber wird man streiten; Bismarckisch aber ist dieser Kampf ganz und gar. Was er schwerer durchzwang war die soziale Reform; es bedurfte des ganzen Riesengewichtes seines Willens und seiner rastlosen Tatkraft, um sie der widerstrebenden öffentlichen Meinung aufzuerlegen. Durch Publizisten und Staatsmänner vorbereitet, war dieses Reformwerk als politische Tat, als Verwirklichung von Gedanken und Forderungen doch ganz neu und ganz sein Eigen; die drei großen Versicherungen, die er in den 80er Jahren einbrachte und durchbrachte, bezeichnen den Eintritt einer neuen Epoche staatlich-gesellschaftlicher Anschauung und Betätigung, und geben ihrem konservativen Urheber eine Stelle unter den größten aller Reformer. In diesem Werke jenes Jahrzehnts lebten die neuen Aufgaben und die neuen Gewalten der Zeit, die seither im Vordergrunde geblieben sind. Das Bürgertum blieb stark und an allem beteiligt, aber aus der einseitigen Vorherrschaft der vorhergehenden Periode trat es um einen Schritt zurück; konservative und proletarische Elemente traten vor und vor allem der Staat. Der Wirklichkeitsgeist, dessen Aufstieg Bismarcks Leben begleitet hatte und der sich seit 1862 und 66 für Deutschland in Bismarck verkörperte, eroberte sich hier die innere Politik, und er selber verkündete ihn in gewaltigen Reden wieder und wieder. Der Sieg dieses Wirklichkeitsgeistes war ein Gewinn; daß er nicht ohne Verluste für die ideale Seite des politischen Lebens geblieben ist, empfinden wir längst und beklagten die geschlagenen Gegner sofort. Damals war, in Bismarcks Persönlichkeit und neuer Tendenz, die ideale Gewalt, die Anerkennung neuer Pflichten und die Forderung neuer Leistungen, überaus stark. Der Rückschlag dieses realistischen Neuen gegen ein einrostendes Älteres war heftig und, wie immer, einseitig; das mochte die Zukunft wieder ausgleichen. Vorerst war der Fortschritt ganz bei Bismarck. Er selber kam aus dem Alten her: er war der Gutsherr mit einem großen Reste patriarchalisch-autoritativen Gefühls, der Regierer mit dem ausgeprägtesten politisch-autoritativen Willen. Er setzte seiner neuen Gesetzgebung bestimmte Grenzen: die freie Selbstbestimmung des vierten Standes wollte er nicht, er wollte dessen Auflehnung gegen seinen Staat niederschlagen; auch die Reform beschränkte er ganz bewußt: er wollte die deckende Arbeiterversicherung, nicht so den befreienden Arbeiterschutz. Alles blieb einheitlich und individuell, von seiner historischen Persönlichkeit erfüllt.

Auch so war die Leistung riesengroß, die Wendung tief und schroff, der Kampf gewaltig, die Betätigung dieses 60ers, der so neue Bahnen einschlug und die Zeit in unwiderstehlicher Größe mit sich riß, auch seelisch hinreißend und auf das junge Geschlecht von unauslöschlicher Eindruckskraft. Man sah einen Genius am Werke, an einem zweiten Lebenswerke ergreifender und erschütternder Art: Anblick und Wirkung

waren mächtig, und Licht und Schatten der neuen Politik standen, so wie deren Meister war, in sich in notwendigem Zusammenhange. Auch die Parteien riß er auf und durcheinander in heftigstem, manchmal leidenschaftlichstem Kampfe; auch da zerschlug sein titanischer Wille die bestehenden Mächte und goß sie in neue Formen. Große Staatsmänner dieser gewaltigsten Art sind für das Parteileben selten heilsame Erzieher; sie sind nicht geduldig genug, sie haben nicht Zeit und Frieden genug zum Umbilden und Lehren, sie setzen zu stark sich selber durch, und ihren Spuren folgen die Trümmer zerbrochenen Lebens: aber auch die Bewegungen des neuen! Bismarck gehört in die Reihe der Luther, Cromwell, Richelieu und Napoleon. Und alles was er tat und war, war Größe und Einheit; unablässig strömte in diesen Jahren ein neues Leben von ihm aus. Er eroberte sich Deutschland zum zweiten Male; und sein 70. Geburtstag führte ihn, den Greis, von neuem sichtbar auf eine höchste Höhe, um die die Bewunderung seines Volkes huldigend brandete. Vielleicht begann er gerade damals sich einzuschränken: Neues nahm er von da ab nicht mehr auf und ließ er nicht mehr zu. Aber sein Werk von 1880 setzte er, in heißen inneren Schlachten, schließlich auch in seinen Reichstagen durch.

Auch seine auswärtige Politik hat sich nach 1879 neu erhoben. Man mag drei konzentrische Kreise unterscheiden, in denen sie sich bewegte: den innereuropäischen, Deutschland und seine unmittelbaren Nachbarn; den europäisch-peripherischen, der das Mittelmeer und den näheren Orient mitumspannte und der seit 1876 wieder in Aufruhr war, mit jenem engsten unlösbar verknüpft; dazu einen dritten, weitesten, der die Erde umfaßte, und den der Weltgegensatz zwischen Rußland und England mit jenen zwei engeren verband. Bismarck ging aus vom kontinental-europäischen Interesse, und dieses blieb ihm stets die Hauptsache. Aber nach einigen Jahren der Konsolidierung der neuen Grundlage, die er mit seinem Zweibunde gelegt hatte, nach einer Arbeit der Befestigung, und der Beruhigung auch Rußlands, gestattete ihm eben diese neue Basis, und zwang ihn die Weltbewegung, in immer weitere Weiten hinauszugreifen: er hat von 1881—85 unmittelbar Weltpolitik getrieben. Auch da trat etwas Neues in seine Wirksamkeit hinein, und er ergriff es mit zukunftssicherer Hand. Nur angedeutet sei hier wieder, wie er in diesen glänzenden Jahren mit Italien, Frankreich und England ein geniales diplomatisches Spiel gespielt hat, unter dessen Gegenständen Nordafrika voranstand, wie er Italien an sich kettete und so den Zweibund zum Dreibunde machte, wie er Frankreich beschäftigte und verpflichtete, England in Ägypten faßte und hielt; wie er Rußland wieder an sich zog und jenen großen Gegensatz zwischen Rußland und England in Mittelasien verwertete, um seine eigene Freiheit zu wahren und sich selber zu dehnen. Denn hier hat er einmal, in dieser langen Zeit der Defensive, die ihm mit 1871 angebrochen war, zum ersten und einzigen Male, auch eigene Erweiterung, eigenen Landgewinn gesucht: auf dieser Höhe seiner späteren Weltstellung, zwischen und über den Mächten der Welt, hat er Deutschland nach Afrika hineingeführt und, gegen England zuerst, dann im Einvernehmen mit England, die deutsche Kolonialpolitik begründet. Er tat es nach langem Abwarten und mit beinahe widerstrebender Vorsicht, aber dann sicher und fest; er benutzte den Augenblick; er blieb auf Europa gekehrt, und Weltpolitik wünschte er nicht zu treiben, aber er hat auch hier einer Zukunft die Bahnen gebrochen, die von den Voraussetzungen seines ursprünglichen Lebenswerkes weitab lag.

Es waren Gipfeljahre für seine Macht und sein Wirken, wie innen so auch außen. 1885 bezeichnete auch da die höchste Höhe und den Beginn einer Senkung. Der Rückschlag kam vom Balkan her; Rußland und Österreich entzweiten sich von neuem über Bulgarien, Bismarck wurde in seine Defensive zurückgedrängt. Es kamen Jahre, in denen Rußland vom Osten her drohte, und Frankreich vom Westen her; schon wollten die beiden Gewässer brausend in einander fluten. Bismarck bedurfte neben seinem Dreibunde Englands: Afrika wurde ihm, dieser europäischen Lebensfrage Deutschlands gegenüber, fast unwichtig. Er gelangte zu keinem Bündnis mit England und mußte mit Rußland den Rückversicherungsvertrag von 1887 abschließen, der Rußlands Degen in der Scheide hielt. Er spielte zwischen Österreich, das ihm nicht ruhig und stark genug zu handeln schien, und Rußland, zwischen Rußland und England, zwischen Rußland und Frankreich in geduldiger Ungeduld ein unendlich verwickeltes Spiel, mit vollendeter Meisterschaft; er hat seinem Lande auch diesesmal, zwischen tausend Klippen hindurchsteuernd, in steter steigernder Rüstung für den äußersten Kampf, den Frieden gewahrt. Er warf Frankreich zurück, behielt Österreich, Italien und schließlich auch Rußland in der Hand, und durfte, für den Ernstfall eines großen Weltkrieges, auf die natürliche Gemeinschaft mit dem antirussischen England rechnen. Er wahrte sich auch Österreich gegenüber die Autonomie der eigenen Macht und war entschlossen, Deutschland nur für deutsche Daseinsfragen in den Daseinskampf eintreten zu lassen. Die Virtuosität dieses letzten Jahrfünfts seiner europäischen Staatsmannschaft war erstaunlich groß; technisch mag es die Höhe seiner diplomatischen Leistung gewesen sein, und sie ruhte auf entschlußkräftigster Stärke. In aller Kompliziertheit der Mittel die höchste Einfachheit seines höchsten Willens: das Interesse der deutschen Macht, elementar und stark gesehen und gewahrt. Er stand auf den dauernden Grundlagen von Deutschlands kontinentaler Lage; alles Hinausgreifen in die ferne Welt war ihm mehr Episode geblieben. Aber im weitesten Zusammenhange der Zeiten stand er auch hier.

Wohl war es eine Stellung ohne Gleichen. Er verkörperte Staat und Nation. Er hatte alle persönlichen und grundsätzlichen Auseinandersetzungen zweier Jahrzehnte mit seinem Kaiser überwunden und stand mit dem ehrwürdigsten der Fürsten in gesicherter Einigkeit, beinahe in persönlicher Freundschaft zusammen, Mann neben Mann, Größe neben Größe, immer der erste Diener seines Herrn und doch die eigentliche Triebkraft dieser von ihm heraufgeführten neuen monarchischen Erhebung. Er trug auch diese neubeseelte hohenzollerische Monarchie in Preußen und in Deutschland; auch mit ihr setzte er sich gleich. Er hatte mit allen Parteien gerungen und sich über ihnen erhalten: das Kaisertum und sich selbst. Er lebte in der Einsamkeit seiner Schlösser, umwittert vom Geheimnis und fast von der Sage, fern stets und stets gegenwärtig, anscheinend unerschöpflich an Mitteln und Erfolgen. Seine Nation wußte aus hundert Äußerungen von der Tiefe und Schlichtheit seines persönlichsten Lebens, von der Deutschheit seines persönlichsten Gefühles in Natur und Familie und Glauben; rätselhaft und dennoch selbstverständlich verbanden sich in seiner deutschen Genialität, wie einst in Martin Luthers verwandter Natur, diese einfach zarten und feinen Herzenszüge mit den heiß gefährlichen Kräften und Ausbrüchen seines Zornmutes, seines Trotzes, seiner schöpferischen und zerbrechenden Leidenschaft. Der alte Kanzler

war für Freund und Feind nicht bequemer geworden, so wenig wie einst der große Kurfürst oder der große König in ihren Alterstagen; er hatte den Nachteil gegen sie gehabt, daß er nicht selber Herrscher war und seine Kräfte zersplittern mußte, um die Macht zu behalten. Jetzt hielt er sie in harten Händen fest, grimmig im Streite, argwöhnisch gegen mancherlei Feindseligkeit, schonungslos als Kämpfer, mit bestimmter Abwehr des Neuen, das in seine Welt und sein Wesen nicht paßte, noch immer unendlich reich, voll der produktivsten Genialität noch in diesen Jahren beginnender Einschränkung, einheitlich in Allem, von der scharfen Größe des höchsten Herrschertums, eine Kraft und ein Anblick, wie wenige Zeiten und wenige Völker sie zu ihren Häupten sahen. Er war sein Reich, und er leuchtete über die Welt.

Seit 1887 besaß er einen Reichstag, der auf seinen Namen gewählt war. Im März 1888 starb sein Kaiser. Eine neue Gewalt trat in sein Leben: ein junger Monarch, den er für seinen Schüler halten durfte, und mit dem ihn jahrelange Gemeinsamkeit scheinbar innig verband. Aber die beiden Persönlichkeiten stießen sich; das Nebeneinander, das die Spätzeit Wilhelms I. hervorgebracht und ertragen hatte, konnte nicht dauern. Man glaubt zu spüren, wie seit dem Thronwechsel, trotz aller Einigkeit, eine Art von Zittern durch Bismarcks Fahrzeug hindurchgeht, wie eine Art von Hemmung von 1888 bis 1890 unablässig wächst. Der alte Kanzler hielt sich einsam in Friedrichsruh; seit dem Januar 1890 wurde die Reibung offenkundig. Sie entlud sich in der Frage der Haltung zur Sozialdemokratie. Es ist gewiß: Bismarck wollte eine verstärkte Fortsetzung seines nun 12jährigen Kampfes mit ihr, Kaiser Wilhelm II. wollte Reformen, die über Bismarcks Grenze hinausgingen und in denen jener ein nutzloses Entgegenkommen, d. h. ein schädliches Zurückweichen erblickte. Jeder vertrat und entwickelte seinen Gedanken. Wie weit würde der Kampf, den er empfahl, den Kanzler geführt haben? Man hat weitreichende Pläne konstruiert und sie bis in weitreichende Folgerungen hineingetrieben, bis zu einem blutigen Staatsstreiche, zu einem tiefen Eingriff des Reichsgründers in sein eigenes Werk, in das Gefüge der Reichsverfassung; der einzelne Urteiler findet in diesen Plänen, in diesen unerfüllten Möglichkeiten dann, je nach seinem Standpunkte, Heil oder Unheil, die sich der deutschen Geschichte nicht verwirklicht haben. Hätte Bismarck einen solchen Staatsstreich gegen die Sozialdemokratie jemals vollbracht? Hat er ihn jemals wirklich gewollt? Handelt es sich um Gedanken, die er im Augenblicke, im Ringen um die Seele des jungen Kaisers, in dem Bestreben, ihn bei sich festzuhalten, ihn wiederzugewinnen, freskoartig hingemalt hat, oder um durchgedachte, fest geplante, positiv gewollte Absichten der Tat? Daß Bismarck den Kampf fortführen wollte, ist außer Zweifel; entwarf er nur dessen Möglichkeiten, als große Bilder? Wie hätte in der Wirklichkeit der Dinge diese Wirklichkeit, der Gang der Ereignisse der lebenslang Bismarcks Meister und Führer gewesen war, seine Pläne erst eigentlich gestaltet, sie ausgestaltet, sie umgestaltet? Wir wissen all das nicht; wir kennen nur den Umriß des Problems; nicht jeder wird an die Konstruktion des Verlaufes glauben, den es angeblich hätte nehmen müssen. Und war diese sozialpolitische Meinungsverschiedenheit mit dem Kaiser der Ursprung, der Quell des persönlichen Gegensatzes oder war sie vielmehr – wie ich zu vermuten wage –, so ernsthaft sie war, vor allem doch nur dessen Ausdruck? Kaiser Wilhelm gehörte der jungen

Generation an, die von Bismarck sozialpolitisch erzogen über Bismarcks sozialpolitische Grenzen hinaus wollte. War das der Ausgangspunkt? oder war der Gegensatz der Generation überhaupt, der Gegensatz der Macht die Hauptsache? Feine und schwierige Fragen, auf die es heute noch keine gesicherte Antwort gibt – wenn es sie jemals geben wird; alles begreiflich und dunkel zugleich. Der Gegensatz verschärfte sich und stellte immer deutlicher Person gegen Person; dann kamen Abweichungen hinzu, die die Politik zu Rußland betrafen, und die den letzten Druck ausübten. Bei ihnen vollends stellt sich jene Frage von neuem; später hat Kaiser Wilhelm in die Bahnen von Bismarcks russischer Politik doch wohl selber zurückgestrebt. Der Blick schweift fragend in weite psychologische und politische Möglichkeiten hinaus; die Wirklichkeit ist, daß Bismarck entlassen worden ist. Die Monarchie, die hochzuheben er Unendliches getan hatte, stieß ihren großen Diener ab; in dem uralten Gegensatz zwischen Monarch und Minister siegte naturgemäß der Monarch; das neue Geschlecht suchte seinen Weg in die Zukunft allein.

In Bismarcks Dasein war es der zerstörende Bruch. Der Regierer von drei Jahrzehnten stand künftig nur noch neben seinem Werke. Er sah eine neue Politik sich versuchen; er hat nicht an sie geglaubt. Vieles ringsum stieg auf, das ihm widerstrebte und widersprach. Im neuen Deutschland, auf dem breiten Boden, den er geebnet und bestellt hatte, vollzog sich der Gegenstoß gegen die konservativ-staatliche Richtung seines letzten Jahrzehnts. Sozial, politisch, geistig drangen Bestrebungen, Ansprüche, Lehren hervor, die ihm schnurstracks entgegenliefen: vom Sozialismus her auf der einen Seite, von der Reaktion des Persönlichkeitsgeistes her auf der andern. Neue wirre Kämpfe, seit 1871 vorbereitet, erfüllten jetzt den Vordergrund von Literatur, Kunst und Politik. Ästhetische Ergänzungen, liberale Ergänzungen zum Zeitalter Bismarcks sind nachgefolgt; die Kultur hat sich wieder, mit erneuten Ansprüchen und erneuten Idealen, neben Staat und Macht gestellt, und nicht immer war das Neue klar und lebensfähig. Über die konservative, preußische, auch über die nationaldeutsche Grundlage von Bismarcks Wesen und Wollen strebte vieles hinaus. Die Politik seiner Nachfolger kam manchem Neuen entgegen; in Manchem kehrte sie dann um. Sie warf sich der Weltpolitik ganz anders in die Arme als jemals er. Er hat in Inneres und Äußeres eingeredet, denn zu schweigen vermochte sein heißer Anteil nicht; er hat kritisiert, gewarnt, getadelt, gestritten. Er hat auf seine Geschichte zurückgeblickt und sie, mahnend und kämpfend, der Gegenwart erzählt: als Lehre, Klage und Anklage. Er hat das System seiner Alterspolitik in einer Fülle von Artikeln und Reden ausgebreitet, scharf und oftmals bitter; er hat das Ideal seiner Staatsmannschaft vertreten, in gesteigerter, manchmal dogmatisierter Form; er hat in großartigen Lehren Erfahrungen und Leitsätze seiner europäischen Politik zusammengefaßt, stets kontinental, von seiner Epoche her, und so begrenzt, aber unendlich wertvoll für jede folgende. Großartig blieb er in allem, in der Unfähigkeit, sich zu beugen, in der elementaren Macht seines Willens und seines Ausdruckes, in der Spannung seiner Leidenschaft, die wie eine Naturgewalt aus ihm herausbrach. Seine Volksgenossen wallfahrteten zu ihm, sie sahen die Einfachheit und die Größe seines Wesens aus freierer Nähe als zuvor, er blieb ihnen die Verkörperung von Reich und Nation, und seine Wirkungskraft ging auch durch diese Jahre der Einsamkeit und Lähmung ungebrochen weiter. Erschütternd blieb für Zeitgenossen und Nachwelt dieser Anblick des Genius und

seine Tragödie; er lebte in bitterer Trauer, seine Riesenkräfte unbeschäftigt, seine Sorgen und seine Sehnsucht ungestillt, in tragischem Hader, in titanischem Groll und titanischem Leiden, und strahlte dennoch Liebe und Größe und die Mahnung der Einheit über sein Deutschland aus. So ist er am 30. Juli 1898 gestorben, der Träger und Inbegriff einer beispiellos großen Zeit unserer Geschichte.

Die Epoche von 1879 wirkt noch heute fort, über den tiefen Graben, den 1890 für all unser Leben bezeichnet, hinweg. Das neue Deutschland hat - ich wies darauf hin - für das Bismarckische allerlei bedeutsame Ergänzungen erstrebt, mehr noch vielleicht erstrebt als erreicht. Was Er war, bleibt auch unseren Tagen unentbehrlich: der feste Halt und der feste Zusammenhalt des Staates, der Nation, der Monarchie, der Wehr, des politischen Willens, der Gesinnung zum Vaterlande. Vergäßen wir dieses Erbes, wir wären verloren inmitten feindlicher Welt. Fürst Bismarck hat das Reich erbaut und hat es mit seinen Kräften durchströmt. Er blieb bis an sein Ende der Sohn seines alten Preußens und erweiterte sich längst zum Deutschen. Sein Gedächtnis verkündet die schöpferische und erhaltende Notwendigkeit der Macht. Er hat sie gelehrt und hat sie gelebt. Sein Bild bleibt seinem Volke die Verkörperung ungeheurer Taten, der Sporn der Größe, der Quell der Zuversicht und der Hoffnung, der Quell zugleich der Ehrfurcht vor der Größe selbst. Daß wir ihn hatten und haben, Blut von unserem Blute, Leben, das unabtrennbar unserm Leben zugehört, daß dieses Dasein mit seinem unablässigen Werden und Wachsen und aller Rastlosigkeit ausstrahlender, immer erneuerter Kraft, daß dieser Genius unser war und unser bleibt, das ist, über alle Wandlungen der Zeiten und der Geschlechter und ihrer Lebensprobleme hinweg, für unser Volk ein Reichtum und eine Gemeinsamkeit in sich selbst.

Worte Bismarcks.

Ich will aber Musik machen, wie ich sie für gut erkenne, oder gar keine.

An Karoline Gräfin Bismarck-Bohlen, 1838.

*

In ergebnem Gottvertrauen setz die Sporen ein und laß das wilde Roß des Lebens mit Dir fliegen über Stock und Block, gefaßt darauf den Hals zu brechen, aber furchtlos, da Du doch einmal scheiden mußt von allem, was Dir auf Erden teuer ist, und doch nicht auf ewig. - An seine Braut, 7. März 1847.

*

Wir alle wollen, daß der preußische Adler seine Fittiche von der Memel bis zum Donnersberge schützend und herrschend ausbreite, aber frei wollen wir ihn sehen, nicht gefesselt durch einen neuen Regensburger Reichstag und nicht gestutzt an den Flügeln von jener gleichmachenden Heckenschere aus Frankfurt. . . Preußen sind wir und Preußen wollen wir bleiben; ich weiß, daß ich mit diesen Worten das Bekenntnis der preußischen Armee, das Bekenntnis der Mehrzahl meiner Landsleute ausspreche, und hoffe ich zu Gott, daß wir auch noch lange Preußen bleiben werden, wenn dieses Stück Papier vergessen sein wird, wie ein dürres Herbstblatt. -

Landtagsrede vom 6. September 1849.

Es würde mich ängstigen, wenn wir vor dem möglichen Sturme dadurch Schutz suchten, daß wir unsere schmucke und seefeste Fregatte an das wurmstichige alte Orlogschiff von Österreich koppelten. Wir sind der bessere Schwimmer von beiden und jedem ein willkommener Bundesgenosse... Die großen Krisen bilden das Wetter, welches Preußens Wachstum fördert, indem sie furchtlos, vielleicht auch sehr rücksichtslos von uns benutzt wurden: wollen wir noch weiter wachsen, so müssen wir wenigstens nicht fürchten, mit 400000 Mann allein zu stehen, besonders solange die Anderen sich schlagen, und wir durch Parteinahme für jeden von ihnen immer noch ein besseres Geschäft machen, als durch frühe und unbedingte Allianz mit einem so wenig kampffähigen Genossen wie Österreich. Jedenfalls steigt der Wert unseres Beistandes noch im Preise mit der fortschreitenden Verwickelung, und man gibt uns später mehr dafür als jetzt. –

An Manteuffel, 15. Februar 1854.

*

Sympathien und Antipathien in Betreff auswärtiger Mächte und Personen vermag ich vor meinem Pflichtgefühl im auswärtigen Dienste meines Landes nicht zu rechtfertigen, weder an mir noch an Anderen; es ist darin der Embryo der Untreue gegen den Herrn oder das Land, dem man dient. Insbesondere aber, wenn man seine stehenden diplomatischen Beziehungen und die Unterhaltung des Einvernehmens im Frieden danach zuschneiden will, so hört man meines Erachtens auf, Politik zu treiben, und handelt nach persönlicher Willkür. Die Interessen des Vaterlandes dem eignen Gefühl von Liebe oder Haß gegen Fremde unterzuordnen, dazu hat meiner Ansicht nach selbst der König nicht das Recht. – An Leopold von Gerlach, 2. Mai 1857.

*

Nicht auf Preußens Liberalismus sieht Deutschland, sondern auf seine Macht; Bayern, Württemberg, Baden mögen dem Liberalismus indulgieren, darum wird ihnen doch Keiner Preußens Rolle anweisen; Preußen muß seine Kraft zusammenfassen und zusammenhalten auf den günstigen Augenblick, der schon einige Male verpaßt ist; Preußens Grenzen nach den Wiener Verträgen sind zu einem gesunden Staatsleben nicht günstig; nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden – das ist der große Fehler von 1848 und 1849 gewesen – sondern durch Eisen und Blut. – Rede in der Kommissionssitzung vom 30. September 1862.

*

Die Uhr des deutschen Dualismus mußte bisher in jedem Jahrhundert einmal durch einen Krieg richtig gestellt werden. –

(Friedjung, Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland, II [8] S. 579).

*

Arbeiten wir rasch! Setzen wir Deutschland, sozusagen, in den Sattel! Reiten wird es schon können. – Rede im Norddeutschen Reichstag vom 11. März 1867.

*

Für mich hat immer nur ein einziger Kompaß, ein einziger Polarstern, nach dem ich steuere, bestanden: Salus publica! Ich habe von Anfang meiner Tätigkeit an vielleicht oft rasch und unbesonnen gehandelt, aber wenn ich Zeit hatte, darüber nachzudenken, mich immer der Frage untergeordnet: Was ist für mein Vaterland, was ist – solange ich allein in Preußen war – für meine Dynastie, und heutzutage, was ist für die deutsche Nation das

Nützliche, das Zweckmäßige, das Richtige? Doktrinär bin ich in meinem Leben nicht gewesen; alle Systeme, durch die die Parteien sich getrennt und gebunden fühlen, kommen für mich in zweiter Linie, in erster Linie kommt die Nation, ihre Stellung nach außen, ihre Selbständigkeit, unsere Organisation in der Weise, daß wir als große Nation in der Welt frei atmen können. - Reichstagsrede, 24. Februar 1881.

*

Wir müssen und können der östreichisch-ungarischen Monarchie das Bündnis ehrlich halten; es entspricht unsern Interessen, den historischen Traditionen Deutschlands und der öffentlichen Meinung unsres Volkes. Die Eindrücke und Kräfte, unter denen die Zukunft der Wiener Politik sich zu gestalten haben wird, sind jedoch komplizierter als bei uns, wegen der Mannigfaltigkeit der Nationalitäten, der Divergenz ihrer Bestrebungen, der klerikalen Einflüsse und der in den Breiten des Balkan und des Schwarzen Meeres für die Donauländer liegenden Versuchungen. Wir dürfen Östreich nicht verlassen, aber auch die Möglichkeit, daß wir von der Wiener Politik freiwillig oder unfreiwillig verlassen werden, nicht aus den Augen verlieren. Die Möglichkeiten, die uns in solchen Fällen offen bleiben, muß die Leitung der deutschen Politik, wenn sie ihre Pflicht tun will, sich klar machen und gegenwärtig halten, bevor sie eintreten, und sie dürfen nicht von Vorliebe oder Verstimmung abhängen, sondern nur von objektiver Erwägung der nationalen Interessen. - Gedanken und Erinnerungen, II S. 257.

*

Unser Interesse ist, den Frieden zu erhalten, während unsre kontinentalen Nachbarn ohne Ausnahme Wünsche haben, geheime oder amtlich bekannte, die nur durch Krieg zu erfüllen sind. Dementsprechend müssen wir unsre Politik einrichten, das heißt den Krieg nach Möglichkeit hindern oder einschränken, uns in dem europäischen Kartenspiele die Hinterhand wahren und uns durch keine Ungeduld, keine Gefälligkeit auf Kosten des Landes, keine Eitelkeit oder befreundete Provokation vor der Zeit aus dem abwartenden Stadium in das handelnde drängen lassen; wenn nicht, plectuntur Achivi. -
Gedanken und Erinnerungen, II S. 266 f.

*

Der Parteigeist, wenn der mit seiner Lokistimme den Urwähler Hödur, der die Tragweite der Dinge nicht beurteilen kann, verleitet, daß er das eigene Vaterland erschlage, der ist es, den ich anklage vor Gott und der Geschichte, wenn das ganze herrliche Werk unserer Nation von 1866 und 1870 wieder in Verfall gerät und durch die Feder hier verdorben wird, nachdem es durch das Schwert geschaffen wurde. -
Reichstagsrede vom 13. März 1885.

*

Ich habe mein Leben dem Dienste der Nation gewidmet. - Dresdener Rede 1892.

*

Ohne innere Kämpfe kämen wir zuletzt zur Versteinerung. Ohne Kampf kein Leben. Nur muß man in allen Kämpfen die nationale Frage doch immer als Sammelpunkt haben und das ist für uns das Reich, nicht so, wie es vielleicht gewünscht wird, aber so, wie es besteht, das Reich und sein Kaiser. . . . -
Friedrichsruher Rede an die Studenten, 1. April 1895.



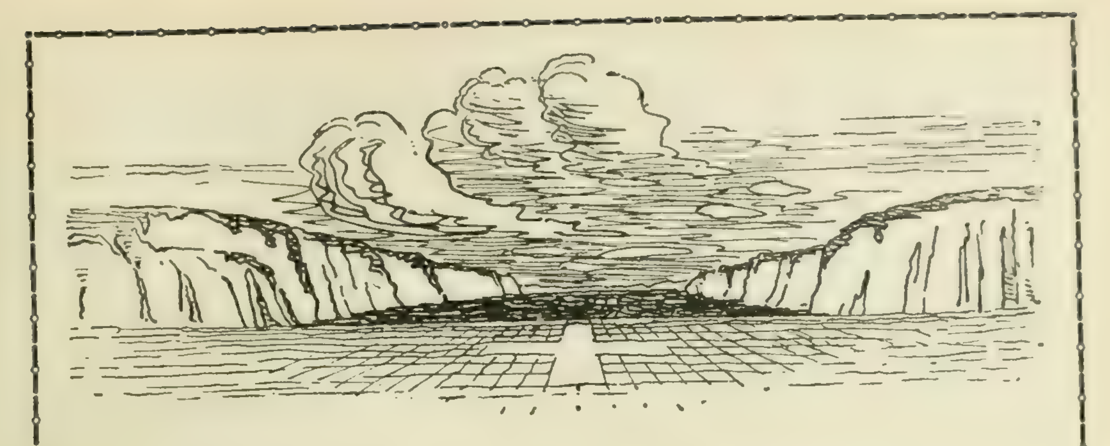
Kupfertiefdruck von Broschek & Co., Hamburg

Phot. Schröder, Brandenburg a. H.

Bismarck im Jahre 1850

Nach einem Ölbild von Moritz Berendt.





Bismarcks Stellung zur Religion.

Von Eberhard Gothein.

Bismarck gehört nicht zu den Menschen, die von ihrem Innenleben viel Aufhebens machen, die ihrer Umgebung oder auch nur sich selber gerne Rechenschaft von dem Auf- und Abwogen ihrer Gefühle oder von den Stufen, die ihr Gemütsleben durchlaufen hat, geben. Er hat am Ende seines Lebens wohl Memoiren von unübertrefflicher Anschaulichkeit, aber keine Selbstbekenntnisse geschrieben. Männer der Tat werden selten Neigung zur Selbstzergliederung haben; denn die begleitende Reflexion schwächt die Kraft, und die Selbstbespiegelung trübt das klare Bild der Außenwelt; sie reden gern von ihrem Wollen und Wirken, nicht von dem Geheimnis ihrer Seele. Vollends ihr religiöses Bewußtsein entziehen sie meist schamhaft den unberufenen Blicken. Je tiefer dieses wurzelt, je mehr es auf einer inneren Erschütterung beruht, um so mehr betrachten sie es auch als ihr ausschließliches Recht. Moltke allerdings hat ein religiöses Vermächtnis geschrieben und zur Veröffentlichung bestimmt; er konnte es aber gerade deshalb tun, weil er seiner Ansicht nach hier ein Allgemeingiltiges, das auch andern zur Richtschnur dienen kann, von sich aussagt. Dieser abgeklärte Deismus, über den nur die Vorsorglichkeit der Hinterbliebenen das Kreuz gesetzt hat, das man in dem Inhalt vergeblich suchen würde, gibt wohl auch einen Schlüssel zu seinem Charakter: ein Maximum von Selbstzucht und Pflichtgefühl und ein Minimum von religiöser Wärme; aber man sieht, daß diese Festigkeit und Bescheidenheit einer vernünftigen Überzeugung nicht allzu schwer erworben wurde, weil sie in der Einfachheit wurzelte.

Wäre nun nach dem allen Bismarck einer der Männer, die das Innerste ihrer Seele der Nachwelt verschließen, so ist es um so bemerkenswerter, daß gerade seine Stellung zur Religion, für die doch nur Selbstzeugnisse entscheidend in Frage kommen können, ein Problem stellt, das zu immer neuer Beschäftigung reizt –; ein wirkliches Problem, da Bismarck ein ebenso komplizierter Charakter war wie Moltke ein einfacher, und kein nebensächliches, sondern ein zentrales, unentbehrlich zur Beurteilung des Menschen! Nur in einer kurzen Periode seines Lebens hat er den Schleier von diesem Geheimnis – und auch da nicht ganz freiwillig – weggezogen; aber damals hat er auch eine Darstellung seines Innersten gegeben, die zwar nichts weniger als impulsiv, vielmehr

wohl abgewogen ist, deren unbedingte Aufrichtigkeit aber unmittelbar überzeugend wirkt. Diese Kundgebung bezeichnet zugleich die einzige große Krisis, die sein Seelenleben durchgemacht hat. Wir fühlen es mehr, als daß er es späterhin selber gesagt hätte, daß damals sein Charakter das Gepräge erhalten hat, das er sich fortan dauernd bewahrte.

Bismarck hat alsdann in der ersten Epoche seines öffentlichen Wirkens eine ausgesprochene Parteistellung in den kirchlich-politischen Fragen als einer der rüstigsten Kämpfer eingenommen. Er hat dadurch die Meinung der Näher- wie der Fernerstehenden über ihn geraume Zeit bestimmt, aber sobald seine Tätigkeit größere Kreise erfüllte, hat er den Parteimann rasch zurücktreten lassen, und wenn er sich auf der Höhe seiner Macht in neue und ernstere kirchenpolitische Kämpfe verwickelt sah, so sind das seiner Absicht nach eben nur politische, nicht kirchliche gewesen. Und doch ist auch in diesen, zur Beurteilung des Gelingens wie des Verfehlens, seine eigene religiöse Stellung bedeutsam.

In jenem einmaligen religiösen Selbstbekenntnis, dem allbekannten Werbebrief an seinen Schwiegervater, hat Bismarck die Stufen seiner religiösen Entwicklung gezeichnet. Wenn gewöhnlicher und richtiger Weise von der Mutter die religiösen Eindrücke des Kindes bestimmt werden, so hat Bismarck von der seinen gar keine andere als rationalistische empfangen können; denn diese grundgescheite Frau, diese Berliner Geheimratstochter, hat wohl auf die Ausbildung seines Intellektes einen großen Einfluß geübt, auf die seines Gemütes aber höchstens einen negativen. Daß echt berlinisch bei ihr die Aufklärung auch mit etwas Spiritismus und Mesmerismus versetzt war, hat sicherlich auf den Sohn nicht anziehend gewirkt. Schleiermachers Konfirmationsunterricht läßt den Knaben gleichgiltig, seine Anlage geht nach der kritisch-deistischen Richtung. Man würde jedoch irren, wenn man in dem überschäumenden Jugendtaumel, der ihn bald in seinen Wirbel zieht, und in dem die Selbstherrlichkeit seines Wesens sich dauernd entschied, bloßes oberflächliches Absprechen in religiösen Dingen bei ihm voraussetzte. Er bezeugt, daß er auch damals nach reiflicher Überlegung handelte und urteilte; er studiert Strauß, Feuerbach, Hegel, vor allem Spinoza. Er nimmt sich aus diesem, was er glaubt zu brauchen: eine etwas unbestimmte pantheistische Einordnung des eigenen Selbst in das Weltganze und die mathematische Konsequenz des allumfassenden Weltmechanismus. Wir können vielleicht vermuten, daß ihm, dem Shakespeare-Bewunderer, die Mechanik der Leidenschaftenlehre Spinozas mehr als der Amor intellectualis Dei geboten hat.

Er gibt selber an, daß ihn alsdann der freundnachbarliche Verkehr in dem Thaddenschen Hause, dem Zentrum des hinterpommerschen Pietismus, zuerst in eine andere Richtung gebracht habe. In einem zugleich angestrengten und wilden weltlichen Leben, das seiner tiefen Natur doch keine Befriedigung gewähren kann, wird es ihm hier zum ersten Male ganz wohl; und sogar sein Verstand sagt ihm, daß das, was so wohltuend auf ihn wirkt, was jenen Menschen die heitere Sicherheit verleiht, ihre religiöse Überzeugung ist. Der alte Thadden selber war ein Original, wie es nur in der Verbindung des Pietismus eines patriarchalischen Landedelmannes mit wissenschaftlicher Bildung und barocker Laune eines geborenen Humoristen entspringen kann. Mit einer überschwenglichen Frömmigkeit verbindet sich bei ihm nicht nur eine an Lustigkeit streifende Heiterkeit des Herzens sondern auch ein hohes Maß geistiger Freiheit und Unbefangenheit: er kann nicht nur Ranke sondern auch Schlossers Geschichte des XVIII. Jahrhunderts bewundern. Dennoch würde wohl auch

in dieser Umgebung sich die skeptische Kritik bei Bismarck als der stärkere Zug gemeldet haben, drängte sich nicht für ihn der Eindruck dieses Kreises in einer anderen Persönlichkeit zusammen: der Tochter Thaddens, der Gattin seines Freundes, Marie von Blanckenburg.

Einmal ist auch über dieses unpoetische Leben des Kampfes der Duft romantischer Poesie dahingegangen. Zartgefühl und Herzlichkeit, die Lebhaftigkeit des Disputierens, die ritterliche Huldigung, eine Liebe, die jeden Schatten des Begehrens und Besitzes weit ausschließt, und von der Frauenseite dazu noch etwas Sorge um das Heil der Seele und die irdische Unterbringung des Freundes - alles das verbindet sich zu einem anmutigen Ganzen, einem heiteren Spiel, dem der Ernst zu Grunde liegt. Bismarck war kein Dichter, der aus Marie eine Beatrice geschaffen hätte, aber auch hier ist es der plötzliche, jähe Tod der verehrten Frau, der eine tiefe, innere Erschütterung, eine Seelenperipetie hervorruft. Das Erlebnis dieses Schmerzes - den ersten wahrhaft tiefgreifenden hat er ihn gegenüber der Schwester genannt - ist nach seiner eigenen Darstellung der Moment des religiösen Umschwungs. - Er wirbt, noch in ihm befangen, um die nächste Freundin der Verstorbenen. Gewiß ist es eine eigene echte Liebe, die ihn zu Johanna von Puttkamer führt, und die Briefe an die Braut und Gattin sind ein Schatz, aus dem noch späte Zeiten sich erbauen und lernen werden, wie deutsche Männerliebe sich kundgibt, - allein irren wir, wenn wir durchzufühlen meinen, daß sich Maries Bild, der so viel freieren, stärkeren, mit dem Johannas verschmolz? Und diese Ehe war auch eigentlich Maries Vermächtnis. Mit etwas weiblicher List hatte sie die Verbindung angebahnt: die Freundin dem Freunde -, zugleich auch etwas Schutz für sich und die Unbehutsamkeit des Herzens.

Zu Johannas Hand ging der Weg nur durch ein regelrechtes Glaubensbekenntnis vor den Eltern. Es ist Bismarck wohl nicht schwer gefallen, es hat ihm vielleicht sogar Freude gemacht; denn im Grunde ist dieses Bekenntnis doch zwar an den Vater gerichtet, aber für die Geworbene bestimmt.

Die Puttkamers, „unsere guten Alten“, wie sie Bismarck herzlich und überlegen zugleich gern nennt, Landedelleute von altem Schrot und Korn, gleichen nur äußerlich Thadden. Hier hat der fromme Ton, wie er es so leicht tut, etwas Formelhaftes, die Maßstäbe sind fest, die Technik des Pietismus, der von seiner Entstehung an ja eine Technik der Frömmigkeit hatte sein wollen, ist regelrecht ausgebildet. Diese Technik brachte von jeher und bis heute eine Schilderung des Seelenzustandes, eine Darlegung der durchlaufenen religiösen Phasen mit sich, in der der Moment der Erleuchtung, der blitzartig auftauchenden Gottesgewißheit stets der Hauptpunkt ist. Dieses feste Schema soll aber im Prinzip und kann in Wirklichkeit mit der höchsten individuellen Wahrheit ausgefüllt werden. Goethe hat in den Bekenntnissen der schönen Seele, die Punkt für Punkt dem geforderten Muster entsprechen, ein Höchstes in der Darstellung religiöser Individualität gegeben.

Unter diesen Gesichtspunkten ist der Werbebrief zu betrachten. Festgefügt sind seine Sätze, streng sein Aufbau, unzweideutig jedes Wort, und doch ist er ein höchst verwickeltes Selbstzeugnis. Man hat ihn sogar als ein diplomatisches Meisterstück angesehen, jedoch nur insoweit mit Recht, als der Schreiber nicht einen Seelenerguß geben will, sondern den Mann, an den er ihn richtet, und den Zweck, den er erreichen will, fest im Auge behält. Dieser Brief ist ganz offen, aber nur so weit vollständig, als er es zu sein braucht. Den Anforderungen des Pietismus oder gar eines Neophytentums entspricht er doch wenig. Da ist nichts von Schuld- und Sündenbekenntnis, nichts von Reue und Zerknirschung über das bisher geführte Leben ohne Gott, über das er jetzt hinausgelangt ist; da hört

man nichts von menschlicher Schlechtigkeit und unverdientem Geschenk der Gnade, wie eben noch Thaddens verstorbene Frau ihre Grabschrift gefaßt hatte; selbst die Demut spricht mit männlicher Zurückhaltung. Bismarck gibt sich hier nur als das, was er war, den ernsten Sucher, auch wo er den Weg verfehlte. Den Moment der Erleuchtung, des Gefühls der Gottesnähe aber hatte er wirklich erlebt. Wer könnte ohne Bewegung dieses Bekenntnis von dem ersten Gebet am Sterbelager Marie Blanckenburgs lesen! Er hat zuvor beschrieben, wie er beim Eintritt in die Jünglingsjahre das Beten nach reiflicher Überlegung als unwürdig und nutzlos aufgegeben habe: die Vernunft verwirft das Gebet, das befreiende Erlebnis inmitten der Seelennot erweckt es, – es trägt seine Erfüllung in sich, gerade weil ihm die äußere Erfüllung versagt blieb. Es spricht eine Hoheit aus den Worten seines Berichts wie aus dem Buche Hiob.

Mit diesem einen Bekenntnis glaubte Bismarck völlig genug getan. Jedes spätere hätte ja dieses nur abschwächen können; mochte auch der Schwiegervater nicht ganz davon befriedigt sein. Die zudringlich ehrliche Pietistenfrage, ob er nun auch „feste Tritte" mache, weist er sogleich, offenbar absichtlich mitten in einem geschäftlich kühlen Briefe, liebenswürdig, aber entschieden zurück und schneidet jede weitere religiöse Erörterung kurz ab. Auch als Bräutigam kapituliert er nicht ohne weiteres, so gern und unumwunden er die religiöse Überlegenheit der Braut anerkennt. Ihre ängstliche, den freien Luftzug scheuende Frömmigkeit sucht er schonend einen höheren Flug des Gedankens zu lehren; als ein in der Hauptsache Einverstandener sucht er ihre Schranken zu erweitern, selbst auf die Gefahr, mißverstanden zu werden, da man dieser Art Bekehrung im Hause Puttkamer doch wohl nicht ganz traute. Doch ist es ihm gelungen, obwohl Frau von Bismarck einen Rest pietistischer religiöser Selbstgefälligkeit nie ganz losgeworden ist. Wenn irgend eine Frau, so hat sie felsenfest an ihren Mann geglaubt und die Welt nur durch ihn und in ihm gesehen in dem Bewußtsein, daß sie ihm den festen Boden des Hauses, den dieser als Gegengewicht eines aufreibenden Lebens bedurfte, gegeben habe; aber in ihr religiöses Leben hat sie ihn zunächst als Frau stärker hineingezogen, als sie es als Braut vermocht hatte; da war sie einstweilen die Stärkere.

Psychologisch ist dies wohl erklärbar. Es ist eine Art von Dankbarkeit für das Glück und die Läuterung, die ihm die Ehe bringt: das Suchen ist vorüber, und die Freude des Besitzes erfüllt das Herz. Die reine Hingebung einer edlen Frau, die Heiligung des Geschlechtslebens, die den tiefen Sinn der Ehe bildet, läßt ihn, der dieses bisher nur in flüchtiger Leidenschaft oder bestenfalls in phantastischer Tändelei durchkostet hatte, den ganzen Abstand fühlen. Der Vergleich zwischen diesem Früher und Jetzt erscheint ihm wie das Erwachen aus einem wüsten Traum. Eine Kluft tut sich vor ihm auf, wenn er an eine Stätte seiner Jugendtorheiten zurückkehrt, und zugleich erfüllt ihn Dank gegen Gott für die Wege, die er ihn geführt. Der geliebten Frau macht er leicht ein Geständnis, auf das der inquirierende Schwieger- und Beichtvater keinen Anspruch hat.

Weiter aber führt uns eine andere Betrachtung. Nie würde ein Bismarck auf die Dauer der Pantheismus seiner Jünglingszeit befriedigt haben. Eine Persönlichkeit wie die seine, deren Eigenart im Willen wurzelt, bequemt sich nicht auf die Dauer im All zu verfließen. Sie verlangt auch sich gegenüber und über sich eine Persönlichkeit: die eines lebendigen Gottes. Bismarck ist auch in der Religion Monarchist. Er hat sich nie jener Eitelkeit der Starken hingegeben, „erwähltes Rüstzeug der Vorsehung" zu sein; er hat diese Überzeugung auch nicht in Verbindung mit der Stärke etwa eines Cromwell,

sondern mit der Schwäche eines Friedrich Wilhelm IV. kennen gelernt. Weil er die Macht des Zufalls kennt, weil das Ungewisse aller Berechnungen ihn fortwährend hemmt, während er doch eine starke Stütze seiner Überzeugung braucht, so hat er Gottes Führung recht eigentlich nötig als seinen Ankergrund. Den stärksten Ausdruck seines Gottvertrauens findet er, wie in der Petersburger Zeit, dann, wo ihm der unermeßliche Abstand des Irdischen vom Ewigen entgegentritt, wo er sich die Vergänglichkeit der Fürstenmacht und selbst des Staats, dessen Größe sein Lebensziel ist, vergegenwärtigt.

Die Frömmigkeit ist in die Sitte des Hauses aufgenommen; sie erscheint als etwas Selbstverständliches. Selbst das äußere Gebahren derselben bis zum Däumeln und den biblischen Losprüchen gewöhnt er sich an; nur die frommen Vorahnungen der Schwiegermutter gehen ihm wider den Geschmack. Allmählich streifen sich diese Äußerlichkeiten ab; auch im Briefwechsel mit der Gattin verschwinden wieder die pietistischen Wendungen. Ein sicheres protestantisches Gefühl, dem das Gottvertrauen etwas Selbstverständliches ist, und das über das Selbstverständliche nicht viel Worte macht, tritt an die Stelle. Protestantisch ist auch der stets gewahrte Anspruch, nur Gott und sich Rechenschaft schuldig zu sein, jene Verbindung von Stolz und Demut, die den Kern der protestantischen Ethik ausmacht, die Bismarck wie Stein eignet. Diese Gesinnung hat er noch einmal mit Entschiedenheit ausgesprochen in der ausführlichen Antwort auf einen zudringlich salbungsvollen, ganz pfäffisch-pharisäischen Brief eines ihm früher befreundeten Gutsbesitzers Andrae, der ihm Vorhaltungen über die harmlosesten Dinge, im Grunde aber über sein Abrücken von der streng kirchlichen Partei gemacht hatte. Auch diese Antwort ist ein persönliches Bekenntnis, aber sie ist doch zugleich an den ganzen Kreis gerichtet, der hinter dem Briefschreiber stand. Sie ist nicht grade ein Absagebrief, aber sie zieht Grenzlinien, und zwar grade vom Standpunkt der persönlichen Religiosität aus.

So gewiß es ist, daß der religiöse Umschwung Bismarcks sich nur mit innerer Notwendigkeit vollzog, daß keine äußeren Beweggründe dabei mitsprachen – denn die Werbung werden wir doch nicht zu solchen rechnen – ebenso gewiß ist es, daß ihm nur hierdurch der Boden der öffentlichen Wirksamkeit erst geebnet worden ist. Der konservativ-pietistische Kreis, zunächst Pommerns, hatte auf ihn gewartet: er besaß alles, was jenen fehlte; man hat ihm von Anfang an eine Führerrolle zugedacht. Sein Auftreten fällt in die Zeit, als die romantisch-protestantischen Ideale unter einem König, der ganz in ihnen lebt, ihren Bekennern der Verwirklichung nahe scheinen, wo sie aber auch gegen den vordringenden Liberalismus sich zum ersten Mal auch auf der Rednertribüne zu wehren haben. Auf dem vereinigten Landtag 1847, auf den er doch nur wie durch einen Zufall gelangt war, wird Bismarck ihr eifrigster Kämpe. Seine parlamentarische Taktik zeigt sich von Anfang an als die, welche sie blieb; es ist die Taktik des Fechtbodens: „Die beste Deckung ist der Hieb." Das Jahr 1848 rückt ihn dann dem König nahe, so wenig er in dem allgemeinen Wirrwarr zu leisten vermag. Es ist inmitten der Zaghaftigkeit und des Schwankens die rücksichtslose Entschlossenheit, die imponiert und ihn als den Mann der Zukunft bezeichnet.

Mit dem König, den er oft hart genug anfaßt, und der von sich aus den jungen Mann als seinen Schüler ansieht, den er zu zügeln und dadurch erst recht brauchbar zu machen habe, ergeben sich, soviel man sieht, keine religiösen Beziehungen. Was Friedrich Wilhelms religiöse Natur ausmacht, fehlt Bismarck so gut wie ganz: er hat nichts an sich von

überquellender Empfindung, von bildernder Mystik, von wonnevollem Schaudern, von Ehrfurcht und Versenkung bei heiligen Gebräuchen. Für ihn war die Romantik eine kurze Periode der Läuterung gewesen; nachdem die Katharsis vollzogen war, hatte er sie abgetan; Friedrich Wilhelm IV. blieb immer in ihr stecken. Mit den Gerlachs wie mit Bunsen, sogar mit seinen alten Generälen und mit von der Heydt, der nach altniederländischer Weise Kapitalismus und bürgerlichen Pietismus verband, konnte der König beten; mit Bismarck sicherlich nicht. Und was dieser von einer mystisch-religiösen Auffassung des Legitimitäts-Prinzips hielt, sagte er, wenn nicht dem König, so doch dessen Vertrauten, dem General von Gerlach, mit aller wünschenswerten Deutlichkeit.

Das waren auch die Unterschiede, die ihm bald in dem Kreise, dessen Wortführer er auf dem vereinigten Landtage gewesen war, eine besondere Stellung anwiesen. In jenen ersten trotzigen Reden hatte er das Prinzip des christlich-monarchischen Staates bis zur Paradoxie verfochten. Gegen allzu billige Bildungs- und Humanitätsfloskeln lockte es ihn auch später immer, nicht nur mit schneidender Geringschätzigkeit, jene Eigenschaft, die ihm am meisten Feinde gemacht hat, aufzutreten, sondern sie geradezu auf den Kopf zu stellen. Er, an dem keine Schlacke ererbter Standesvorurteile klebte, schien den Gegnern dann als der eigentliche Typus des mittelalterlichen Junkers und des verrannten Orthodoxen. Wer hätte etwas wissen können von der Entwicklung, die er bereits durchgemacht hatte. Sieht man sich die berufene Rede gegen die völlige Emanzipation der Juden näher an, so wird man doch kaum mit Treitschke die jugendliche Naivität ursprünglicher Empfindung finden, wie denn Naivität nicht gerade zu Bismarcks Eigenschaften gehört, und ebenso wenig religiöse Befangenheit; aber umsomehr nüchterne politische Erwägung. Wohl aber schleuderte er mit dem berühmten Kraftwort, daß das Narrenschiff der Zeit noch am Felsen der Kirche scheitern werde – es ist später oft genug gegen ihn verwandt worden – mit voller Überzeugung den Gegnern den Fehdehandschuh hin.

Das aber war nie seine Meinung, daß nun auch das Schiff des Staates allein im sichern Hafen hinter jenem Felsen geborgen sei. So weit schon damals seine historisch-praktische Auffassung von der Selbstverwaltung abwich von der privatrechtlichen Auflösung des Staats in der Hallerschen Schule, so weit entfernte sich auch seine religiöse Auffassung des Staats von der halb alttestamentlich-theokratischen, halb hegelianisch-philosophischen Stahls. Bei aller Verehrung für diesen aus dem Judentum stammenden Theoretiker des Konservatismus wußte er doch schon in Erfurt, daß er bald von ihm abrücken werde. Der Briefwechsel mit dem General Leopold von Gerlach in den nächsten Jahren zeigt, wie er alle die geistreichen mittelalterlich-religiösen Staatsphantasien, an denen dieser den geschworenen Realisten nochmals festzuhalten sucht, glatt zu Boden fallen läßt. Er hat die wichtigsten dieser Briefe des von ihm in seiner ritterlichen Treue stets bewunderten Mannes und seine Antworten noch in die „Gedanken und Erinnerungen" aufgenommen, um zu zeigen, wie und wann er aus diesem Gedankenkreise herausgewachsen ist. Der „Fanatismus" des Präsidenten Ludwig von Gerlach hat ihn rasch abgestoßen, und schon bald nach 48 gilt er diesem als eine „Pilatusnatur", was in den Augen eines Unbedingten eine recht schlimme Bezeichnung ist. Über Kleist-Retzows Ungeschicklichkeit, seine ländlich-gottesdienstlichen Gewohnheiten auch dahin zu übertragen, wo sie nicht hingehörten, wird er wohl schon damals und nicht erst in seinen Memoiren etwas gespöttelt haben. Sein scharfer Blick für alles Unechte und seine noch schärfere Zunge mögen vollends die höfischen Mitläufer nicht glimpflich behandelt haben. Die

Entfremdung greift Platz, und der Kampf bereitet sich vor. Es geht Bismarck darin, wie es Goethe stets ergangen war: die Freunde, die ihn ganz ihr eigen glauben, begreifen nicht, daß er über sie hinauswächst; sie reden von Abfall und werden Feinde.

Als dann Bismarck das Reich mit den Liberalen ausbaute, weil anders die wichtigsten Fortschritte gar nicht zu erreichen waren, wird er von jener Seite fast wie ein gefallener Engel betrachtet, während er das Deklarantentum wieder als eine Felonie ansieht. Er, dessen starke Seite das Verzeihen nicht war, hat dieses Versagen, weil er Entstellung wider besseres Wissen annahm, nie verziehen, auch als ihn neue politische Konstellationen einigen der alten Gefährten wieder näherten. Die Gesetzgebung Falks, soweit sie die protestantische Kirche betraf, hat er aufrecht erhalten gegen alle Bekämpfung und gegen alle Hofintriguen, die, wie die „Gedanken und Erinnerungen" zeigen, ihm immer mehr zu schaffen machten und mehr an seiner Kraft zehrten als alle parlamentarischen Kämpfe. Sein Protestantismus war so ganz persönlicher Art, daß er durch diese kirchlichen Verfassungsfragen nicht berührt wurde, wie sie denn auch wirklich mit dem religiösen Leben nicht das Geringste zu schaffen haben. Falks männlich-ernstem Charakter hat er seine Achtung nie versagt und ihm allein unter allen seinen Ministerkollegen sogar spätere Opposition nicht nachgetragen.

Von den Bewegungen innerhalb der protestantischen Kirche hat er fortan wenig, vielleicht zu wenig Notiz genommen, schon weil sie politisch wenig bedeutsam waren. Seine Auseinandersetzungen mit Wilhelm I. über das Wesen des Pietismus, die ihm bedeutsam genug erschienen, um sie noch in die „Gedanken und Erinnerungen" aufzunehmen, sind etwas seltsam. Der König, der unter Pietismus Heuchelei zu weltlichen Zwecken nach dem Muster Tartuffes sieht, Bismarck, der ihn ohne weiteres mit der Orthodoxie gleichsetzt, zu der sich denn der alte Herr natürlich mit Eifer bekennt, zeigen doch nur beide, daß sie nicht wissen, worum es sich eigentlich beim Pietismus handelt. Und Bismarck hätte es vom Thaddenschen Hause her besser wissen können. Sehen wir recht, so hat unter allen Kultusministern der feine und kluge Goßler Bismarck am besten entsprochen, so wenig er gewiß für die etwas koketten Verbeugungen vor der Wissenschaft, die der geistreiche Mann so geschickt anzubringen wußte, übrig hatte.

Bismarck, den man so oft angeschuldigt hat, daß er in jedes Ressort eingriffe und die Reichsverfassung, die dem Kanzler die alleinige Verantwortlichkeit zuschreibt, im Sinne der Unselbständigkeit seiner „Untergebenen" auffasse, hat in Wirklichkeit der Tätigkeit der Ressort-Chefs den weitesten Spielraum gewährt, freilich immer nur bis zu dem Punkte, wo allgemeine politische Fragen ins Spiel kamen. Als kirchenpolitischer Parteimann ist er ins parlamentarische Leben eingetreten; aber grade in der protestantischen Kirche, für die er sich einsetzte, wird man wohl von einer Ära Mühler, Falk, Goßler, aber von keiner Ära Bismarck sprechen.

Von weit größerer historischer Bedeutung ist auf die Dauer Bismarcks Verhältnis zum Katholizismus und zur römischen Kirche geworden. Er hat den Katholizismus eigentlich nie recht kennen gelernt und am Schluß seines Lebens freimütig bekannt, daß er sein Wesen nicht begriffen habe. In Aachen, wo er schon Studien dieser Art hätte machen können, haben den lebenslustigen Referendar ganz andere Eindrücke beschäftigt. Sein eigenes religiöses Erlebnis, so durchaus individuell, so ganz auf persönlichster Beziehung zu Gott begründet, macht ihm den Gedanken einer Priestervermittlung, einer Priesterkirche nur noch unverständlicher. Einen klassischen Ausdruck seiner Ver-

wunderung, wie so etwas möglich sei, findet er nach seiner Entlassung, in Kissingen, wo er, wie es scheint, nochmals Anlaß nimmt, das katholische Volk zu beobachten. Er macht sich das Vergebliche eines Kampfes mit einem Glauben klar, der die Vergebung der Sünden von einem Priester erwartet, der doch in sündigem Fleische vor uns stehe. Der ganze, echt protestantische Unwille, der sich bei dem Gedanken aufbäumt, daß ein Mensch es wagen will, zwischen mich und Gott zu treten, spricht hier ebenso, wie in jenen männlichen Worten, mit denen Wilhelm I., gewiß im Einverständnis mit Bismarck, die Zumutung Pius IX. zurückwies, daß alles, was getauft sei, dem Papste zugehöre. Aber in dieser letzten Äußerung Bismarcks spricht eine Resignation, die einen Irrtum eingesteht.

Als eine politische Organisation hingegen hat er schon früh den Katholizismus sehr wohl begriffen. Zunächst wird er ihm in seiner Erscheinung am Hof reichlich unbequem. Die Verbindung von Katholizismus, ritterlichem Halbpolentum und noblen Passionen eines Roué, übrigens ein althergebrachter Kavaliertypus, wie er sie im Fürsten Felix Lichnowsky vor sich sieht, ist ihm widerwärtig. Er traut ihm jede Falschheit bis zum Verrat zu. Dann lernt er neben der protestantischen auch die katholische Hofkamarilla kennen, die ihn zeitweise sogar, wie er spottet, mit einiger Gunst betrachtet. Sie verkörpert sich ihm in dem Grafen Stillfried, den er mit ausgesuchter Verächtlichkeit als einen nichtigen Höfling behandelt. Er vermutet, im ganzen gewiß mit Recht, im einzelnen übertreibend, bei allen katholischen Ministern Sympathie mit Österreich und deshalb eine Abschwächung einer rein preußischen Politik. Nicht als ob jenen, auch nur in seinen Augen, ein Vorwurf erwüchse, ging doch auch die Neigung seines Königs nach derselben Seite, aber es war die Richtung, die er verdrängen mußte, um sein Ziel zu erreichen. Unter den konservativen Staatsmännern ist der geistreiche katholische Romantiker Radowitz sein Antipode; aber auch der wackere Fürst Anton von Hohenzollern, der „den eisernen Mann" aufrichtig bewunderte und ihm es nicht so lange nachtrug, wie sein bedeutenderer Sohn König Karl, daß Bismarck die Prinzen vom Hause Hohenzollern als politische Schachfiguren benutzte, steht bei ihm im gleichen Verdachte.

Als er an die Ausgestaltung des Norddeutschen Bundes geht, arbeitet er nochmals mit einem katholischen Jugendfreunde, Savigny, zusammen und erlebt dessen Umschwenken auf die entschieden katholische Seite, was freilich noch mehr von gekränktem Ehrgeiz als von religiöser Überzeugung herrührte.

Nie hat Bismarck an der romantischen, in einer geheimen unausgefüllten Sehnsucht wurzelnden Bewunderung der katholischen Kirche Anteil gehabt. Wo diese Stimmung ihm entgegentrat, geißelt er sie mit schneidender Ironie, zumal die kleinstädtische Vermutung größerer Vornehmheit des katholischen Klerus. Allerdings läßt sich ja nicht leugnen, daß die katholische Kirche eine andere aristokratische Tradition als die protestantische besitzt. Ein Bismarck ließ sich aber durch Vornehmheit nie, am wenigsten beim mutmaßlichen Gegner imponieren. Ein ästhetisches Wohlgefallen am katholischen Ritus war diesem echten Norddeutschen vollends fremd. Als er sich nun unmittelbar nach der Gründung des Reichs in den Kampf mit der katholischen Kirche verwickelt sah, ist es ihm ergangen, wie es in solchen Streitigkeiten noch immer gegangen ist und wie es wahrscheinlich noch manchmal gehen wird: man unterschätzt die Tragweite der religiösen Kräfte im Volke, weil sie erst durch den Kampf selber hervorgerufen, nicht etwa geschaffen werden, und man überschätzt die Bedeutung derer, die als Helfer und Treiber kommen, weil sie ihre volle Kraft nur gerade

im Anfang entwickeln. Von beiden Irrtümern ist Bismarck rascher als andere losgekommen; und so wenig klar wir bis jetzt in diese Epoche seines staatsmännischen Wirkens sehen können, so mag man doch sagen: er hat nicht gezwungen oder gedrängt, sondern nach seiner ruhigen Erwägung und freiem Entschluß die Wege eingeschlagen, die wenigstens zu einem ehrenvollen Waffenstillstand führten. Von einem völligen Sieg ist ja in solchen Kämpfen überhaupt nur dann die Rede, wenn sich der Gegner selber für geistig überwunden erklärt. Bismarck selber hat betont, daß er nicht den Kampf gesucht, daß er nur durch die Verbindung mit den partikularistischen Tendenzen seine Schärfe erhalten hat; er hat es ebenso wie der Kaiser weit von sich abgelehnt, daß er sich gegen die katholische Religion kehre; an der irreführenden Bezeichnung des Kirchenstreites als „Kulturkampf" trägt er keine Schuld; er hat auch behauptet, daß schließlich auch nach der Beendigung des Streites die Stellung des Staates eine vorteilhaftere geworden sei, als sie vorher war. Sieht man auf die äußeren Rechtsgarantien, so ist dies sicherlich richtig; aber allerdings besagen diese weniger als die Festigkeit der Organisation, die im Kampf entstanden ist und im Frieden fortdauert.

Bismarck hat fortan diese Organisation als eine gegebene Tatsache mit in die politische Rechnung gestellt und in der virtuosen Handhabung der Parteientaktik das Zentrum reichlich und schließlich doch nur gegen mäßigen Entgelt benutzt. Nur ein Bismarck konnte sich erlauben, vielleicht in der Absicht, den wahren Charakter dieser Partei festzustellen, auch einmal den Papst in die internen Fragen deutscher Politik hineinzuziehen, oder dem klugen und wohlwollenden Diplomaten, der jetzt auf dem Stuhl Petri saß, sogar ein internationales Schiedsrichteramt in der Karolinenfrage zu übertragen. Ob er hierbei die Folgerichtigkeit, mit der die Kirche alle alten Ansprüche festhält und jeden Präzedenzfall ausnützt, nicht etwas unterschätzt hat, sei dahingestellt. Die römische Kurie hat ein besseres Gedächtnis und einen zäheren Willen als jede weltliche Macht und jede andere geistige Organisation.

Bismarck hat wohl gewußt, daß sein Kampf mit der katholischen Kirche nur eine Episode in dem weltgeschichtlichen Gegensatze von Ecclesia und Imperium sei, der mit Notwendigkeit von Zeit zu Zeit zu Zusammenstößen führt; aber diese Notwendigkeit war ihm unerfreulich. Sie lag nicht in der Richtung seiner großen historischen Aufgaben; sie stand ihnen eher im Wege. Er hätte hier am liebsten nach dem Grundsatz, den er im Alter gern betonte, gehandelt: Quieta non movere, da es ohnehin genug des Kampfes gibt.

So hat denn auch dieser Kampf sein inneres, zumal sein religiöses Leben wenig mehr beeinflußt. Es war seit langem abgeschlossen. Er war gefestigt; er brauchte keine Bestärkung des Protestantismus durch den Kampf. Er war Protestant durch und durch, aber er durfte und wollte nicht der Staatsmann des Protestantismus sein.

Worte Bismarcks.

Ich habe manche Stunde trostloser Niedergeschlagenheit mit dem Gedanken zugebracht, daß mein und andrer Menschen Dasein zwecklos und unersprießlich sei, vielleicht nur ein beiläufiger Ausfluß der Schöpfung, der entsteht und vergeht, wie Staub vom Rollen der Räder. - An Herrn von Puttkamer, Ende Dezember 1846.

Was in mir sich regte, gewann Leben, als sich bei der Nachricht von dem tötlichen Erkranken unsrer verstorbenen Freundin in Cardemin (Marie von Blanckenburg) das erste inbrünstige Gebet, ohne Grübeln über die Vernünftigkeit desselben, von meinem Herzen losriß. Gott hat mein damaliges Gebet nicht erhört, aber er hat es auch nicht verworfen, denn ich habe die Fähigkeit, ihn zu bitten nicht wieder verloren, und fühle, wenn nicht Frieden, doch Vertrauen und Lebensmut in mir, wie ich sie sonst nicht mehr kannte. -

An denselben.

*

Mit dem Glauben wie ich ihn verstehe, und wie ich Gott darum bitte, ist mir die Trostlosigkeit ganz unfaßlich. - An seine Braut, 28. Februar 1847.

*

Am Abend wollte ich Dir schreiben, aber es war so himmlische Luft, daß ich wohl 2 Stunden auf der Bank vor der Gartenstube saß, rauchte und die Fledermäuse fliegen sah, ganz wie vor 2 Jahren mit Dir mein Liebling, ehe wir unsre Reise antraten. Die Bäume standen so still und hoch neben mir, die Luft voll Lindenblüte, im Garten schlug eine Wachtel und lockten Rebhühner, und hinten über Arneburg lag der letzte blaßrote Saum des Sonnenuntergangs. Ich war recht von Dank gegen Gott erfüllt, und vor meine Seele trat das ruhige Glück einer von Liebe erfüllten Häuslichkeit, ein stiller Hafen, in den von den Stürmen des Weltmeers wohl ein Windstoß dringt der die Oberfläche kräuselt, aber dessen warme Tiefen klar und ruhig bleiben, so lange das Kreuz des Herrn sich in ihnen spiegelt; mag auch das Spiegelbild oft matt und entstellt zurückstrahlen, Gott kennt sein Zeichen doch. - An seine Gattin, 18. Juli 1849.

*

Ich fürchte ich würde nichts werden, was Gott gefällt, wenn ich Dich nicht hätte; Du bist mein Anker an der guten Seite des Ufers, reißt der, so sei Gott meiner Seele gnädig. -

An seine Gattin, 4. Januar 1851.

*

Ich begreife nicht wie ein Mensch der über sich nachdenkt und doch von Gott nichts weiß oder wissen will, sein Leben vor Verachtung und Langeweile tragen kann, ein Leben das dahinfährt wie ein Strom, wie ein Schlaf, gleichwie ein Gras, das bald welk wird; wir bringen unsre Jahre zu wie ein Geschwätz. Ich weiß nicht wie ich das früher ausgehalten habe; sollte ich jetzt leben wie damals, ohne Gott, ohne Dich, ohne Kinder - ich wüßte doch in der Tat nicht, warum ich dies Leben nicht ablegen sollte wie ein schmutziges Hemde. - An seine Gattin, 3. Juli 1851.

* * *

Wie Gott will, es ist ja alles doch nur eine Zeitfrage, Völker und Menschen, Torheit und Weisheit, Krieg und Frieden, sie kommen und gehn wie Wasserwogen und das Meer bleibt. Was sind unsre Staaten und ihre Macht und Ehre vor Gott anders als Ameisenhaufen und Bienenstöcke, die der Huf eines Ochsen zertritt, oder das Geschick in Gestalt eines Honigbauern ereilt. - An seine Gattin, 2. Juli 1859.

*

Eine rechtmäßige Obrigkeit . . . ist den Untertanen, die Gott ihr anvertraut hat, den Schutz ihres Schwertes gegen Übeltäter schuldig, die Rebellen aber bleiben Mörder und Lügner, wenn sie jenes Schwert durch Gewalt an sich reißen sollten, sie können

töten aber nicht richten . . . „Weltliche Obrigkeiten sollen nicht vergeben, was man unrecht tut, sondern strafen" sagt der alte Luther ausdrücklich. -

An Frau von Puttkamer, 4. November 1849.

* * *

Ich glaube nicht, daß es Aufgabe der Gesetzgebung sein kann, das, was dem Volke heilig ist, zu ignorieren. Ich glaube im Gegenteil, daß, wenn die Gesetzgebung das Volk lehren und leiten will, es ihre Aufgabe ist, dahin zu wirken, daß das Volksleben sich in allen Verhältnissen fest auf den Stab des Glaubens und die Segnungen der Religion stütze, nicht aber diesen Stab da, wo er vorhanden ist, als ein unnützes Zubehör von Obrigkeits wegen verwerfe, und so die Achtung vor der Kirche und den religiösen Einrichtungen da, wo sie tiefe Wurzeln in dem Volksleben geschlagen hat, untergrabe. - Landtagsrede vom 15. November 1849.

*

Ich habe hier nicht Dogmatik zu treiben, ich habe Politik zu treiben. -

Landtagsrede vom 17. Dezember 1873.

*

Es handelt sich um Verteidigung des Staates, es handelt sich um die Abgrenzung, wie weit die Priesterherrschaft und wie weit die Königsherrschaft gehen soll, und diese Abgrenzung muß so gefunden werden, daß der Staat seinerseits dabei bestehen kann. Denn in dem Reiche dieser Welt hat er das Regiment und den Vortritt. -

Herrenhausrede vom 10. März 1873.

*

Es handelt sich nur darum, ob es uns nicht gelingen wird, das Gefühl, daß wir alle Deutsche und Landsleute sind, höher und stärker in uns lebendig zu machen als das Gefühl, daß wir verschiedenen Konfessionen angehören. -

Landtagsrede vom 4. Mai 1886.

*

Ich bin in konfessioneller Beziehung jeder Zeit tolerant gewesen bis zu den Grenzen, die die Notwendigkeit des Zusammenlebens verschiedener Bekenntnisse in demselben staatlichen Organismus den Ansprüchen eines jeden Sonderglaubens zieht. -

Gedanken und Erinnerungen, II S. 125.

*

Jedes Dogma, auch das von uns nicht geglaubte, welches so und soviel Millionen Landsleute teilen, muß für ihre Mitbürger und für die Regierung jedenfalls heilig sein. -

Landtagsrede vom 30. Januar 1872.

* * *

Was Sie da von meinem Werke sagen, so sieht es groß aus, ist aber doch nur ein irdisches, vergängliches. Was ist zuletzt groß? Deutschland ist groß, die Erde ist größer, und doch wie klein im Sonnensystem, und nun gar in der uranischen Welt. Und wie lange wird es dauern? - M. Busch, Tagebuchbl. III, 217 (27. Jan. 1887).

*

Unser Herrgott ist doch ein einsichtigerer Regent, als irdische Fürsten sein können, und es gibt unter uns viele Leute, die mit dem Regimente der Vorsehung innerlich,

wenn sie frei reden sollen, auch nicht vollständig zufrieden sind. Ich bemühe mich, es zu sein, und das Gebet im Vaterunser: „Dein Wille geschehe", ist mir immer maßgebend. Ich gebe mir Mühe, ihn zu verstehn, aber verstehn tue ich ihn nicht immer. -

Rede an die Rektoren der deutschen Hochschulen vom 1. April 1895.

Bismarck im Bilde.

Von Karl Mayr.

Die Gewaltigen der Geschichte leben durch ihre Taten. Damit wir ihres Wirkens froh werden, bedürfen wir allerdings keiner Sicherheit darüber, in welcher Gestalt sie auf Erden gewandelt sind. Sie leben in uns und wir leben durch sie - gleichgültig, ob wir uns von ihrer Leiblichkeit ein Bild machen können oder nicht. Aber unsere Anschauung dürstet. Wir sind befriedigter, wenn wir wissen, worin sich auch im Äußeren ein Held von anderen unterschieden hat, wenn wir erfahren, ob und an welchen Stellen das Feuer seiner Seele nach außen schlug. Und findet unsere Vorstellung einen Anhalt, wie rasch beflügelt sich da die Phantasie und wie erwärmt sich das Herz; wie schmerzlich fühlen wir die Lücke, wenn einmal wieder die Kritik scheinbar verlässige, überlieferte Merkmale der äußeren Gestalt erbarmungslos verflüchtigt. Was gäben wir drum, wenn wir von dem „ersten großen Otto", der zum erstenmal die deutschen Stämme geeinigt, ein anderes als ein typisches Bildnis besäßen. Dürer beabsichtigte wohl, den „gottgeistigen" Mönch von Wittenberg zu porträtieren. Versenkt man sich in die lebensvollen Linien des Kupferstichs, durch die er dem stillen Gesicht des sanften Philippus eine so wahrhafte Größe verliehen hat, so ahnt man, was uns durch Dürers Versäumnis an Luther entgangen ist. Cranach war ja zu allem anderen eher geboren als zur Monumentalisierung großer Männer. Besäßen wir von Dürers Hand nur eine kleine Kohlenzeichnung, so brauchten wir uns nicht immer nur in Vermutungen zu ergehen, wie eigentlich die Züge Luthers beschaffen gewesen sein mochten. Napoleon I. besaß zwar in David einen Meister. Der aber befolgte Napoleons Ansicht, daß sich kein Mensch um die Ähnlichkeit in den Bildnissen der Großen bekümmere, wenn nur ihr Geist drin lebe, und so schuf David wohl eine Cäsarenmaske, verbarg aber der Nachwelt doch das wahre Gesicht dieser Machtnatur. Wohl dürfen wir uns daher glücklich preisen, daß wir und künftige Geschlechter genau wissen, wie der neue Einiger der deutschen Stämme in die Welt gesehen hat. Auf seiner Lebensbahn sind ihm Meister begegnet. Durch sie werden die Jahrhunderte ihn kennen.

Ein günstiger Zufall fügte es, daß der Sohn des märkischen Landedelmanns mit 11 Jahren von einem Bildnismaler ersten Ranges festgehalten wurde. Bismarck hat der Plamannschen Schule in Berlin, in der er nach dem Willen seiner stadtfreundlichen Mutter vom 6.-12. Jahre erzogen wurde, keine freundliche Erinnerung bewahrt. Die strenge Zucht, die Atmosphäre langlockigen Turnertums, die mäßige Nahrung, das allzu häufig gegebene trockene Brot verdunkelten ihm die Vorzüge der pädagogischen Musteranstalt. Gegen eine Heroisierung seiner Knabenzeit hat er sich später entschieden gesträubt. Er sei ein Junge gewesen wie andere auch, so meinte er. Daß er aber ein

besonderer, ja ein köstlicher Junge gewesen ist, das erkennt man unschwer und besser als aus den doch wohl übertreibenden nachträglichen Schilderungen seines Schulfreundes Krigar aus der heute in Friedrichsruh befindlichen Arbeit Franz Krügers, des besten Porträtisten des damaligen Berlins. Er trägt die altdeutsche Uniform, den langen Rock, reich mit Schnüren verziert, den altdeutschen Hemdkragen, der gleichmäßig breit über den Rock fällt, und zur Kennzeichnung des Schülers ein großes Buch unterm Arm. Das Köpfchen, freundlich nach vorn geneigt und zur Seite blickend, ist eine Urkunde und ein Schatz. Frisch, keck und unbefangen, mit erwachendem Selbstbewußtsein, blicken die klugen blauen Augen. Das runde Kinn, die wenig schöne Nase, die starke Stirn und die großen Ohren weisen deutlich die Grundform des späteren Typus auf und beweisen zugleich, wie genau Krüger gearbeitet hat. Die Struppigkeit des dichten Haares ist besonders betont. Angesichts dieses Bildchens ist es in der Tat nicht so wichtig, ob der Knabe Bismarck wirklich, wie Krigar im Jahre 1873 berichtet, den Trojanischen Krieg aus der großen Linde in Plamanns Garten vorgelesen hat und in allen Kämpfen und Kraftübungen der erste gewesen ist. Wir sehen das Bildnis an und wissen, daß wir einen deutschen Knaben vor uns haben, bei dessen Anblick uns das Herz im Leibe lacht. So kann kein Slave und kein Romane blicken. Hier ist Blut von unserem Blut.

Die nämliche Empfindung hat man bei den zeitlich folgenden Bildern, die uns in die Studentenzeit führen. Sie stammen leider nicht von eines Meisters Hand, wie es denn von Krüger ab fast fünf Jahrzehnte dauert, bis sich wieder große Künstler mit der Darstellung Bismarcks beschäftigen. Seine Silhouette als Hannoveraner bewahrt uns zwar seine Kneipnamen: Kindskopf, Kassube, Barribal, läßt aber kaum etwas von dem überschäumenden Göttinger Studenten spüren, der seine Korpsbrüder in allen ihren Künsten, Fechten, Trinken und Spielen mit Absicht übertrumpfte. Bedeutend mehr geben die oft besprochenen Zeichnungen und ein Aquarell seines Vetters Gustav von Kessel. Freilich vermochte sein wohlmeinender Dilettantismus nicht die eigentümliche Kraft und Bedeutung voll zu erfassen, von der er den jungen Bismarck, wie man deutlich merkt, doch erfüllt sah. Aber unter tausend Zeichnungen würden jedem Beschauer sofort diese Blätter auffallen durch die merkwürdig geschlossene, eigenartige Persönlichkeit des Dargestellten, die auch durch die mangelhafte Darstellung hindurchschimmert. Wir vermissen zwar den Sarkasmus, der in seinen studentischen Briefen auftritt, und bemerken auch nichts von der merkwürdigen Wucht, die oft hinter den Worten des Zwanzigjährigen hervorsieht. Dafür macht uns aber die Zeichnung, die im Jahre 1834 auf Kniephof entstanden ist, mit einem wichtigen neuen Zug bekannt, einer jünglingshaften, schweifenden Träumerei. Sie lebte damals neben Wille, Genuß und jugendlicher Skepsis in ihm. Das ist so deutsch und echt, daß man nur ungern gerade diesen Ausdruck von dem Manne Bismarck als unwahr sentimental zurückweisen hört. Damals traten Shakespeare, Goethe und Byron in seinen Gefühlskreis, und daß er dem Klavierspiel seines neuen Berliner Freundes, des Grafen Keyserling, gern zugehört, spricht doch auch für die Wahrheit der Kniephofzeichnung. Bestätigt wird diese eigentümliche Mischung durch ein Bild von unbekannter Hand, das dem ersten Heft des „Bismarck-Jahres" beigegeben ist, aus dem Jahre 1836. Auch da hat der Maler ja die Form nicht völlig beherrscht, wie man an dem rechten Auge, der Nase und den Schultern sieht. Und dennoch, wie erzdeutsch wirkt dieser aschblonde,

aristokratische junge Mann mit dem noch immer widerspenstigen Haar, seiner blühenden Hautfarbe und dem schöngezogenen, entschlossenen Munde. Da ist Kraft und Zartheit, das derbe Blut des Vaters und die Geistigkeit der Mutter. Schon scheint er ganz auf sich selbst gestellt, und es wird niemanden Wunder nehmen, daß dieser junge, selbstherrliche Mensch zwei Jahre später dem Beamtentum den Rücken kehrte. Als Beamter hatte er die Aussicht, ein Knecht über viele Knechte zu werden. Auf dem Lande gebot er als freier Herr auf seinem Gut und, wenn es auch verschuldet war, doch auf eigener Scholle. Mit der Übersiedlung nach Kniephof zog er einen Strich unter seine stürmische Jugend. Noch grüßt uns eine letzte Zeichnung des unermüdlichen Vetters Kessel. Seine Gestalt wirkt hier größer, das Halstuch, von dem er später einmal sagt, fünfzig Jahre habe er mit ihm im Kampfe gelegen, sitzt schief; der Ausdruck ist fest. In der Abgeschlossenheit des Landlebens reifte Bismarck. Da gestalteten sich seine Anschauungen über Gott und Welt, Staat und Politik. Aus dieser so wichtigen und fesselnden Zeit besitzen wir nur innere Zeugnisse. Erst eine Daguerrotypie vom Jahre 1849 zeigt ihn uns wieder – im Frieden der Ehe, die dunkle Johanna neben dem blonden Gatten. Noch trägt er den Vollbart. Ebenso auf einer Lithographie derselben Zeit und auf einem Kniestück des Luthermalers Moritz Berendt, der an Bismarck durch die frommen Kreise und eine Cousine seiner Frau herankam. Er erbat sich, Bismarck malen zu dürfen, als Ehre. Das Bild, das an der Spitze dieses Heftes steht, beansprucht insofern Interesse, als es Bismarck mit einer großen Dogge und im Hintergrund Kirche und Herrenhaus von Schönhausen zeigt. Frau Johanna fand es sehr ähnlich. Sein Kunstwert ist gering. Es geht wohl kaum über den Charakter eines harmlosen Familienbildnisses hinaus. Die Gefälligkeit gegen den Schützling der Frommen bereitete, wie Tschirch erzählt, Bismarck rechten Ärger. Da er von vornherein nicht beabsichtigte, das Bild zu erwerben, wurde es von dem industriösen Maler verlost. Doch erhielt es schließlich noch einen Ehrenplatz. Die Gewinner stifteten es im Jahre 1854 der Stadt Brandenburg a. H. zum Andenken daran, daß im Jahre 1849 der „wahre Vaterlandsfreund" Bismarck durch Zusammenwirken von Adel, Bürgern und Bauern gegen einen revolutionär gesinnten Kandidaten als Kammermitglied gewählt worden war. So hat das Bild einen nennenswerten Zusammenhang mit den Anfängen des Politikers.

Nun stocken die Darstellungen wieder bis zum Jahre 1855. Da kündigt sich in dem Brustbild von Jacob Becker bereits der Typus an, in den sich schließlich der Kopf ausformte. Der Vollbart ist auf Wunsch seiner Frau schon längst gefallen. Das Kinn tritt hervor, das Haar ist noch spärlicher als auf dem Bilde von Berendt, die Augenbrauen schicken sich an, buschig zu werden. Orden glänzen auf seiner Brust. Es ist der elegante Diplomat, dessen Äußeres freilich so geleckt wiedergegeben ist, daß man ihm kaum einen Satz seiner Berichte vom Frankfurter Bundestag zutrauen möchte. Ganz anders spricht eine Photographie aus dem Jahre 1859, die zuerst von Fritz Stahl in seinem trefflichen Büchlein: „Wie sah Bismarck aus" bekannt gemacht wurde. Der 44jährige fängt da schon an kahl zu werden. Aber wie hat sich dieses Antlitz gewandelt! Nichts von einem Beamten oder selbstzufriedenen Gutsherrn. Frei und gebietend, scharfsinnig und geschlossen späht Bismarck über die Welt. Man spürt sofort: dieser Mann ist voll inneren Lebens; er ist da, wo er hingehört, und er brennt von innerem Feuer. Es ist der Bismarck jener Jahre, wo er mit fast unbegreiflicher Klarheit, Kühnheit und Schlichtheit die Wege der

künftigen preußischen und deutschen Entwicklung vorzeichnete – eine Natur, die zum Kämpfen und Herrschen bestimmt war. Der Ruf dieses vielen unheimlichen Mannes war allmählich so geworden, daß sein König ihn wohl kaum gerufen hätte, wenn bei dem drohenden Entscheidungskampf zwischen Krone und Parlament ein anderer noch in Betracht gekommen wäre. Bismarck trat ins Ministerium ein – ungeschreckt von der „tausendstimmigen Kriegserklärung", die ihn empfing. Selbst gegen eine harmlose Photographie, die im August 1865 in Bad Ischl aufgenommen wurde, mußte er sich verteidigen, weil sie ihn mit der temperament- und geistvollen Sängerin Lucca, die kurz darauf Frau von Rahden wurde und auf dem Bildchen den kleinen Hut und die Krinoline der Eugeniezeit trägt, an einem Photographentischchen sitzend darstellte. Er verschmähte es zwar, dem fragenden Freund und Gutsherrn zu erklären, unter welch harmlosen Zufälligkeiten die Photographie zustande kam, verwies aber doch mit Ernst darauf, daß man weder der Dame noch ihm selbst jemals unerlaubte geschlechtliche Beziehungen nachgesagt habe. Getümmel und Aufregungen war die Signatur jener Jahre. Da gab es keine Zeit für die Musen. Nur notgedrungen, wie es scheint, stahl er sich einmal eine Stunde, um Menzel zu einer Studie des ihm aufgetragenen Krönungsbildes des Königs flüchtig zu sitzen. Die Studie selbst ist, vielleicht infolge der Ungeduld des Modells, das sichtlich ungern saß, im wesentlichen mißglückt. Um so mehr überrascht die fabelhafte Genauigkeit des Profils, das Menzel neben der Gouachestudie mit Bleistift rasch hingeschrieben hat. Hier ist der Typus auf seiner Höhe: der Schädel beinahe kahl, der Schnurrbart über die Lippen hängend, die Augenbrauen buschig wie bei Darwin, nur daß sie Darwin wachsen ließ, während sie Bismarck von Zeit zu Zeit schor, wenn sie zu stark wurden, die Stirne stark gebuckelt, unter den Augen Säcke, das Kinn hervortretend, alles in Lebensfülle und Kraft. In der Zeit vor dem französischen Kriege nahm seine Gestalt ihre Mächtigkeit und Breite an. In die Phantasie der Deutschen, bei denen immer wieder der rassenmäßige Stolz auf körperliche Größe und Stärke hervorbricht, prägte sich allmählich das Bild ein, das der Heidelberger Professor Bluntschli bei der ersten Begegnung mit Bismarck im Jahre 1868 empfangen hat: „Ein Recke aus der Zeit der Nibelungen, riesenhaft, gewaltig, mit durchbohrenden Augen und waldigen Brauen" – „antediluvianisch". Merkwürdig, daß in dieser Epoche der Versöhnung mit der Nation und der aufsteigenden Bewunderung kein Künstler Berlins das Bedürfnis empfand, ihn zu malen. Vielleicht ist auch keiner an den Vielbeschäftigten und ästhetischen Dingen Fernstehenden herangekommen. Erst der Kriegseindrücke bemächtigte sich die bildende Kunst.

Ein Telegramm des Kronprinzen, der immer gern daran dachte, wie alles aussah, rief Anton Werner zum 18. Januar nach Versailles. Wem stehen die Bilder nicht vor Augen, die in der Folge dieses Rufes geschaffen worden sind! In zahllosen Nachbildungen durch die Welt flatternd, beherrschen Werners Bilder in Millionen die Vorstellung tiefbewegender Augenblicke. Vor allem die Kaiserproklamation in der Spiegelgalerie in Versailles, dann die beiden Dioramen: Bismarck in der Morgenfrühe auf der Landstraße von Doncherÿ dem „von Gottes gewaltiger Hand niedergeworfenen" Napoleon entgegenreitend und Bismarck bei den Verhandlungen Moltkes mit General Wimpffen in der denkwürdigen Nacht vom 1. auf den 2. September. Alle diese Bilder stehen unter dem Eindruck des Kolossalischen in Bismarcks Taten. „Kasinobilder" nennt sie eine lang überschätzte Geschichte der Malerei im 19. Jahrhundert. Das ist viel zu hart. Was von ihnen verlangt wurde – und das gilt auch

von der Darstellung des Berliner Kongresses, auf der Bismarck wiederum zur Freude eines nicht sehr kultivierten Patriotismus aufdringlichst das Interesse auf sich zieht – war vor allem Richtigkeit und Treue in der Wiedergabe der Wirklichkeit. Das ist im Einzelnen auch erreicht. Als Dokumente des Details werden sie daher stets ihren Wert behalten. Aber freilich, das eigentlich Künstlerische kam bei dieser gleichmäßigen Genauigkeit zu kurz. Es ist etwas anderes, mit tüchtigem Können eine Beschreibung aller Gesichter, Uniformen und Fahnen zu liefern, und ein anderes, Kunstwerke zu schaffen. Die Darstellung geschichtlicher Momente gehört überhaupt zu den problematischen Aufgaben, weil man von ihnen unbilligerweise fast das Unmögliche fordert: sie sollen einen künstlerischen Organismus mit voller äußerer Richtigkeit vereinen, während doch die strenge „Richtigkeit" jeden Augenblick die Ausgestaltung des Bildes behindern muß. Der Zweck ist ja auch in der Regel nicht, ein Kunstwerk zu erhalten, sondern Historienbilder werden veranlaßt, um eine verlässige Stütze für die Vorstellung zu bekommen. Genug, wenn das gelingt. Aber selbst bei dieser Beschränkung regt sich ein Bedenken. Wir wollen natürlich nicht rügen, daß Bismarck in der 2. Fassung der Kaiserproklamation den weißen Waffenrock statt des blauen trägt, was Kaiser Wilhelm auf der Stelle bemerkte. Aber der Künstler wollte in der Figur Bismarcks nicht bloß die Wirklichkeit geben. In dem Streben, die ungeheure Bedeutung des Mannes auch durch Umriß, Farbe und Komposition auszudrücken, strauchelte er. Daß die Kaiserproklamation, die die deutschen Fürsten im Jahre 1877 dem Kaiser zum 80. Geburtstage schenkten, gar so nüchtern ausfiel, haben die Freunde des Meisters durch die Spannungslosigkeit entschuldigt, die in der Tat fast bei allen Anwesenden die Großartigkeit des Momentes getrübt hat. Hierin mag das Bild sogar einer gewissen Echtheit nicht entbehren, und beim Kaiser Wilhelm selbst bedurfte es sicherlich überhaupt keiner solchen Entschuldigung. Bei der 2. Fassung aber, bei dem Wandgemälde im Zeughaus, steht Bismarck da breitbeinig, herrschend wie das theatralische Bild eines brutalen Siegers. Damit wird in der Schilderung des Einzigen eine Verschiebung vorgenommen, die grundfalsch ist. Nichts lag Bismarck ferner, als mit seiner Figur eine Art Komödie zu spielen. Bei der Begegnung mit Napoleon reitet Bismarck im Vordergrund geradezu herausfordernd und mit verletzendem Selbstbewußtsein daher, dazu riesengroß, weil Napoleon, überdies im Widerspruch mit der amtlichen Darstellung, auf der Straße stehend in weiter Entfernung winzig klein herauskommt. Die „windigen" dünnen Franzosen stehen zwar in einem recht wirksamen, aber doch peinlichen Gegensatz, den nicht bloß die Besiegten als wenig vornehm empfinden müssen. Bismarck wußte jeden Augenblick, wer er war. Aber niemals verließ ihn im Verkehr die Höflichkeit. Aus seinem eigenen Munde wissen wir, daß er Napoleon gerade bei dieser Begegnung „ebenso höflich wie in den Tuilerien" behandelte. Franzosen werfen uns so oft eine im Leben anderer Nationen längst überwundene Breitspurigkeit, eine wenig geschmackvolle, geflissentliche Hervorkehrung äußerer Kraft vor. Werner hat sich nicht ganz frei davon gehalten. Vielleicht war es ihm auch durch seine Umgebung schwer gemacht. Denn wir können uns kaum mehr einen Begriff davon machen, mit welchen Gefühlen die plötzliche politische Geltung Deutschlands die Gemüter jener Generation durchbebte. Daß der Künstler nicht der Versuchung widerstand, über seine Natur hinaus, die Schilderung der Wirklichkeit mit einer Darstellung des ideellen Gehaltes verschmelzen zu wollen, das stört die Einheit seiner Arbeiten mehr als die

Trockenheit und Glätte, die sich ohnehin vielleicht überhaupt nicht bei derartigen Aufgaben vermeiden lassen.

Ähnlich deskriptiven Zwecken dient die Photographie. Vorausgesetzt, daß der Photograph die Platte nicht subjektiv bearbeitet, erhält sie ein Stück Natur, freilich nicht so wie sie für uns existiert, sondern wie sie dem Apparat erscheint, also in gewissem Sinne unwahr. Denn wahr ist für uns nur das, was wir mit unserer Psyche sehen. So betrachtet, vermögen uns die Photographien Bismarcks, von denen Yorck von Wartenburg 435 aufzählt und 90 abbildet, immerhin etwas zu sagen. Schon früher bot uns ein Lichtbild überraschende Aufschlüsse. Gerade die Momentphotographien, die seit der Mitte der achtziger Jahre in fast beängstigender Fülle einsetzen, sind als Überbleibsel von Wirklichkeiten von Interesse. Das Objektiv verzeichnet ja, es nimmt gleichmäßig alles und allzuviel mit; dennoch ergeben sich manche einprägsame Wirkungen. Ich denke an die Szene, wo der Typus des Germanen auf der Terrasse neben dem Mongolengesicht Li Hung Tschangs steht, der eigens nach Friedrichsruh kam, um den Weltberühmten zu sehen, und sich mit den Worten einführte: „Ich bin der Bismarck Chinas"; dann an das Bild des Kanzlers auf dem Spaziergang in Friedrichsruh mit seinen zwei Doggen, im langen Regenmantel, der ihn fast monumental erscheinen läßt; an die Glückstage der deutschen Studenten, wo sie den alten Helden umdrängten, an jenen 1. April, wo er, in Helm und Uniform sprechend, ihnen zurief: „Geben Sie sich dem deutschen Bedürfnis der Kritik nicht zu sehr hin. Akzeptieren Sie, was uns Gott gegeben hat und was wir mühsam unter dem Gewehranschlag des übrigen Europa ins Trockene gebracht haben."

Alle Photographien aber versinken, wenn wir vor einem der Meisterwerke Lenbachs stehen und durch diesen unvergleichlichen Seelenbeschwörer dem Manne ins Auge schauen dürfen, dessen innere Größe und Lebensarbeit sich dieses Haupt geschaffen haben. Die Erscheinung des Reichskanzlers hatte ihre volle Ausbildung erlangt, als er Lenbach an Weihnachten 1878 die erste Sitzung zu einem Bilde für die Nationalgalerie gewährte. Durch Lenbach wissen wir aber weit mehr als wie Bismarck ausgesehen hat. Durch ihn erleben wir und durch ihn werden unsere Enkel stets wieder aufs neue erleben, was dieser Mann auch innerlich gewesen ist. Lenbach allein besaß die Meisterschaft, weit über alle äußere Wirklichkeit hinaus den Gehalt dieses Kopfes zu erhalten. Er war kein Maler wie andere; er wußte, daß ein Porträtmaler eine größere Aufgabe habe, als die Illusion der Wirklichkeit mit ihrer Unruhe und Verworrenheit hervorzurufen. Er betonte, was wesentlich war; er faßte ablenkende Einzelheiten zusammen, unterdrückte das Belanglose und organisierte die Natur. Doch läßt sich all das nur andeuten. Wie die Umbildung im einzelnen vor sich geht, warum sie hier so und dort so arbeitet, das bleibt das ewige Geheimnis des Genies. Lenbachs beste Porträts erfüllen die höchste Aufgabe der Gattung. Sie sind eine Art Dichtung, eine transzendentale Umbildung und Steigerung der Natur zu einem neuen, von selbständigem Leben erfüllten Wesen. Sie sind wahrhafte Neuschöpfungen und vermehren die Werke Gottes. Werke solcher Art können nur entstehen auf Grund einer tiefen seelischen Erregung des Schöpfers. Lenbach verehrte denn auch Bismarck nicht; er betete ihn an. Oft konnte man ihn in seiner überquellenden Art sagen hören: „Das ist kein Mensch wie wir andern alle" – und dieser Menschendarsteller kannte sich aus auf den Höhen wie in den Niederungen –, „das ist ein Gott." Der Enthusiasmus für seinen Fürsten überstieg alle Grenzen. Sprach er von ihm, so wurde er bewegt und feierlich.

Gleich die erste Arbeit nach jener Weihnachtssitzung, das Berliner Werk, zeigte Lenbach auf der Höhe, und eine Skizze, von Hecht in Holz geschnitten, verrät, mit welcher Freiheit Lenbach die Naturvorlage handhabte. Noch niemals hatte jemand so sehr das Kämpferische des Kanzlers herausgeholt, wie es da geschehen, und doch konnte niemand sagen, daß er der Natur Gewalt angetan. Andere große Porträtisten gingen von der Figur, ihrem Stehen und Sitzen, von der Raumdarstellung aus oder sie charakterisierten durch die minutiöse Mitteilung der Umgebung. Lenbach steckte sonst wohl selbst einmal spielerisch seine Personen in das Gewand eines alten Niederländers oder eines spanischen Granden. Nichts von alledem bei seinen Bismarck-bildern. Der war ihm für solchen Firlefanz zu heilig. Er lenkte die Aufmerksamkeit allein auf den Kopf, um den Blick sicher zu bannen und zur Andacht zu stimmen. Einige male zeigte er auch die beinahe mädchenhaft helle Hautfarbe des längst Ergrauten, meist aber quillt das teure Gesicht goldig aus dämmernder Atmosphäre, malerisch am schönsten vielleicht in dem Bilde der Münchener Pinakothek. Da sitzt er im Schlapphut, die Hand auf dem Stock, ohne irgendwelche Pose, ohne Erregung, königlich in sich selber ruhend, gesammelt, in Kraft und Stärke. Vielen, und auch der Familie, dünkt als der echteste Ausdruck das Bild in Friedrichsruh aus dem Jahre 1885, wo ausnahmsweise auch einmal die Hand mit den spitz zulaufenden Fingern, deren Schönheit Lenbach so sehr bewunderte, sorgsam ausgeführt ist. In andern steigerte der Meister die Schädelkuppel oder heischte Ehrfurcht und Staunen für seinen Helden durch Herausarbeitung des dräuenden und wachsamen Augenpaares oder der Gesichtsformen, die Alter, Streit und Krankheit verwittert hatten. Mit leidenschaftlichster Anteilnahme malte Lenbach auch den Groll des Gefallenen, dessen heißes Herz das Alter nicht zu bändigen vermochte, und den Heros im Glanze der Fackeln, zu dem der Ruf des Volkes empordringt, tief überzeugt von dem Gefühl, das Wildenbruch die schönen Verse eingab: „Du gehst von Deinem Werke; Dein Werk geht nicht von Dir. Denn wo Du bist, ist Deutschland; Du warst, drum wurden wir."

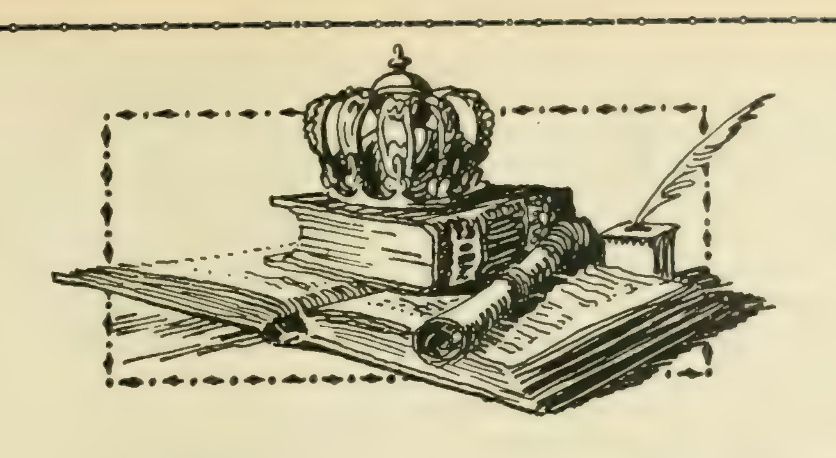
Neben den Meisterwerken Lenbachs konnte keine andere Darstellung aufkommen; es schadete ihnen nicht, daß mitunter auch eine mindere Fassung mit unterlief. Wie schwächlich und alltäglich wirken die im Druck vielfach verbreiteten, scheinbar flüchtigen, in Wahrheit sehr philiströsen und peinlichen Zeichnungen von Allers. Man vergleiche sie etwa mit dem ehernen Kopfe aus dem Besitz von Georg Hirth, der diesen Lenbach in einer hochstehenden farbigen Reproduktion verbreiten ließ. So leuchtet Bismarcks Auge in tausend und abertausend deutsche Häuser hinein. Auch ein markiger Holzschnitt Stucks zum 80. Geburtstag Bismarcks vermochte nicht durchzudringen. Selbst die Plastik mußte trotz einer schönen Büste von Begas lange Zeit zurückstehen. Dann erhob sie sich allerdings zu Leistungen ersten Ranges. Sie alle ruhen auf der nationalen Bewunderung und Dankbarkeit, die die Gestalt des Fürsten nach seinem Tode mit immer lichterem Glanze umgaben: der ausdrucksvoll bewegte Umriß des Reliefs von Hildebrand, die noch wuchtigere kleine silberne Medaille, die Bismarck in die Sphäre heroischer Verehrung rückt, und endlich das Denkmal aller Denkmäler, der geniale Hamburger Bismarck Lederers, der vielleicht am glücklichsten ausdrückt, wie sehr schon heute unser Volk mit dem geweihten Namen die Vorstellung von Schutz und Wehr und urdeutschem Reckentum verbindet. Vom lustigen Knaben Krügers bis zum Roland an der Elbe - welch' stolzer Gang und welches Stück Weltgeschichte!



Kupfertiefdruck von Broschek & Co., Hamburg

Bismarck im Jahre 1855
Nach einem Ölbild von Jakob Becker.





Bismarcks Stellung zur Monarchie und zum Beamtentum.

Von Otto Hintze.

Kaum je hat ein Staatsmann so tief und fest in der heimischen Eigenart gewurzelt wie Bismarck im preußischen Wesen. Das spezifische Preußentum war die Luft, in der er atmete; der monarchische Militär- und Beamtenstaat, den die Hohenzollern geschaffen hatten, war der Boden, auf dem er mit beiden Füßen stand. Aber die geistigen Kräfte, die zur Zeit seiner Jugend in dem preußischen Staate lebendig waren, hatten einen verschiedenartigen Ursprung und standen zum Teil in einem noch unausgeglichenen Gegensatze zu einander. Auf der einen Seite wirkten die Überlieferungen des friderizianischen Systems mit einer zwar abgeschwächten, aber noch keineswegs ganz erloschenen Kraft; ihre Träger waren hauptsächlich in dem Grundadel der östlichen Provinzen und in dem zum großen Teil doch noch aus diesen Kreisen sich ergänzenden Offizierkorps zu finden; dabei kam die alte Grundlage ritterschaftlich-ständischer Erinnerungen und Bestrebungen vielfach stärker und deutlicher als im 18. Jahrhundert zum Durchbruch. Auf der andern Seite machten sich die Ideen und Einrichtungen der Stein-Hardenbergschen Reformzeit als das neue maßgebende Prinzip des Staatslebens, freilich im Rahmen des alten monarchischen Militär- und Beamtenstaats geltend; ihre Hauptvertreter befanden sich in den Reihen des mehr oder minder liberal gesinnten Beamtentums und der gebildeten bürgerlichen Stände. Der preußische Beamtenstaat hatte durch den großen Umbau der Steinschen und namentlich der Hardenbergschen Zeit einen wesentlich andern Charakter erhalten, als er noch unter Friedrich dem Großen besessen hatte. Erst jetzt konnte man in Preußen von einer Bürokratie reden, die unter Friedrich dem Großen noch nicht bestanden hatte. Die Regierungsverfassung im friderizianischen Staat war noch keineswegs bürokratisch, sondern autokratisch gewesen. Der König selbst hatte die Regierung geführt, etwa wie ein Premierminister; er hatte die Minister der Zentralbehörden nur als die Handlanger seines königlichen Willens behandelt und hatte das gesamte Beamtentum, oder, wie man damals zu sagen pflegte, die königlichen Bedienten, die er nicht ohne Mißtrauen und manchmal mit unverhohlener Geringschätzung betrachtete, in strenger Zucht und Abhängigkeit gehalten und ihnen eine

Stellung angewiesen, die trotz gelegentlicher Ehren und Auszeichnungen und einer sich stetig steigernden sozialen Stellung doch noch die alte Grundlage eines höheren Gesindedienstes ziemlich deutlich hervortreten ließ. Nach seinem Tode hatte man die Zügel schleifen lassen, aber trotzdem war es der Beamtenschaft nicht gelungen, in dem Allgemeinen Landrecht das Ideal der Richtung zu verwirklichen, die dem Beamten nicht nur in der Justiz, sondern auch in der Verwaltung eine feste Rechtsstellung geben, ihn von der Willkür des Monarchen ganz unabhängig machen und seine Entfernung aus dem Amt an die Voraussetzung eines rechtlichen Urteils knüpfen wollte. Die autokratische Regierungsweise war äußerlich beibehalten worden, war aber zu jener Form der Kabinettsregierung entartet, gegen die Stein und Hardenberg so beharrlich und erfolgreich gekämpft hatten. Erst seit an Stelle der Kabinettsräte die Minister dem König über alle wichtigen Angelegenheiten persönlich Vortrag zu halten hatten, war das alte autokratische System beseitigt worden und hatte einer Ministerialregierung Platz gemacht, die freilich prinzipiell überall dem Monarchen die letzte persönliche Entscheidung vorbehielt, praktisch aber doch zu einer bedeutenden Stärkung des ministeriellen Einflusses auf Kosten der königlichen Selbstregierung führte und auch ohne eingreifende gesetzliche Bestimmungen dem Beamtentum, das mit seinem Haupt, dem Ministerium, nun zu einem Bestandteil des Regierungsfaktors geworden war, eine festere Stellung und eine höhere Bedeutung im Staatsleben sicherte.

In dieser Zeit, wo ja zunächst eine parlamentarische Volksvertretung noch fehlte, ist es somit wirklich das Beamtentum, das unter der nicht immer sehr straffen und sicheren Führung des Königs und seiner vertrautesten Minister den Staat regiert. Die monarchisch-autokratische Regierungsverfassung hatte sich zu einer monarchisch-bürokratischen umgewandelt; die Zeit von 1815–1848 ist geradezu charakterisiert durch dieses Übergewicht des bürokratischen Einflusses im Staatsleben.

Eben dies ist die Zeit, in der Bismarck aufgewachsen und ins öffentliche Leben hinausgetreten ist. Er hatte, als er von der Schule kam, gewissermaßen zwei Seelen in seiner Brust, die den beiden entgegengesetzten Richtungen im preußischen Staatsleben entsprachen: auf der einen Seite war er ergriffen von den nationalen und liberalen Ideen, die aus den Bestrebungen der Zeit Steins und Hardenbergs entsprangen und nach der inzwischen erfolgten Reaktion vielfach eine radikalere Färbung angenommen hatten; auf der anderen Seite war als Erbteil des väterlichen Hauses in ihm eine Gesinnung lebendig, die den alten friderizianischen Traditionen und den Neigungen der ostelbischen Gutsbesitzer und Offiziere verwandt war. Es kann keine Frage sein, welche von diesen beiden Richtungen sich stärker und nachhaltiger geltend gemacht hat. Die historische Bedeutung Bismarcks beruht darauf, daß er die verblaßten Überlieferungen des friderizianischen Preußens mit ihrem starken Machtwillen und ihrer realistischen Einschätzung der in der Öffentlichkeit wirksamen Kräfte wieder mit Blut und Leben erfüllt und zur Triebfeder einer ehrgeizigen und tatkräftigen Politik gemacht hat. Die andere Richtung in seiner Seele hat es ihm ermöglicht, die großen Forderungen der Zeit zu verstehen und zu befriedigen; aber die Art, wie er das tat, erhielt Maß und Ziel durch die altpreußische Machtpolitik nach friderizianischem Vorbild.

Mit dieser vorwaltenden Tendenz hing nun auch die eigentümliche Stellung zusammen, die der junge Bismarck, als er die Universität verlassen hatte und seine Beamtenlaufbahn begann, gegenüber dem damaligen preußischen Staate einnahm.

Was er vorfand, entsprach nicht dem preußischen Ideal, das er im Herzen trug. Von allen staatlichen Institutionen war ihm die Armee zweifellos am meisten sympathisch. In dem Geiste des Offizierkorps fand er am meisten von den Gesinnungen und Anschauungen, die in ihm selbst am stärksten waren; die militärische Disziplin mit ihren einfachen, kategorischen Forderungen sagte ihm zu, obwohl die Stellung eines Landwehrleutnants, die er einnahm, durch einen weiten Abstand von dem Punkte getrennt war, der die Entfaltung höherer Begabung und die Befriedigung stärkeren Ehrgeizes erlaubte. Die monarchische Regierungsverfassung, wie sie sich damals gestaltet hatte, war nicht nach seinem Sinn. Er war kein Absolutist nach friderizianischer Art, aber noch weniger befriedigte ihn das von der bürokratischen Maschine einseitig beeinflußte Königtum. Sein Ideal war ein Verfassungsstaat, aber nicht nach dem modernen konstitutionellen Schema, sondern auf einer modernisierten ständischen Grundlage: die alten Geburtsstände wollte er durch die neuen Berufsstände und ihre Organisationen ersetzen; diese sollten der bürokratischen Monarchie als Gegengewicht dienen, sodaß der hergebrachte Zustand weder von dieser noch von jener Seite allein verändert werden konnte. Es ist der charakteristische Grundzug, der durch das ganze öffentliche Leben Bismarcks geht, daß er die Landesvertretung – den Ausdruck Volksvertretung vermeidet er, wo es sich um die Bezeichnung seines ursprünglichen Ideals handelt – daß er diese als eine Vertretung der bürgerlichen, wirtschaftlich-sozialen Interessen gegenüber dem Inhaber der Staatsgewalt auffaßt; der Staat erscheint ihm offenbar nicht als eine Körperschaft, sondern als eine Anstalt zur Beherrschung der bürgerlichen Gesellschaft; deren potente Elemente sollen ein gewisses Mitbestimmungsrecht ausüben, das aber weit entfernt ist von dem auf Volkssouveränität begründeten Machtanspruch regierender Parlamente. Die ganze Staatsauffassung ist im Grunde herrschaftlich, nicht genossenschaftlich fundiert; aber das Königtum von Gottes Gnaden wird durch die Rücksicht auf die ständischen und beruflichen Organisationen in der Ausübung seiner Regierungsrechte verfassungsmäßig beschränkt.

Die Bürokratie in ihrer modernen Ausgestaltung wird im Rahmen dieser allgemeinen Anschauungen mit einem sehr viel geringeren Maß von Wohlwollen und Sympathie beurteilt als das Heer. Dem praktischen Sinn des geborenen Staatsmanns erscheint sie nur als Mittel zum Zweck; und von diesem Gesichtspunkt aus wird alles das, was Hemmungen und Reibungen verursachen kann oder was dazu dient, der Maschine eine selbständige Bedeutung und besondere Lebensrechte zu verleihen, so die kollegialische Verfassung der Mittelbehörden, als störend und unberechtigt empfunden. Es ist kein Wunder, daß von diesem Gesichtspunkt aus weder die bürokratisierte Justiz, noch die Umständlichkeit der Regierungen von dem kritisch gestimmten jungen Auscultator und Regierungsreferendar günstig oder auch nur gerecht beurteilt werden. Man wird doch nicht sagen dürfen, daß die Eindrücke und Urteile, die in den Gedanken und Erinnerungen darüber enthalten sind, die objektive Bedeutung einer unparteiischen und abschließenden Würdigung der damaligen Zustände in Justiz und Verwaltung beanspruchen dürften, so sehr auch anerkannt werden mag, daß hier der Finger auf manche Schäden und bürokratische Sünden von typischer Art gelegt worden ist. Neben der allgemeinen Grundanschauung ist das Urteil des jungen Beamten ersichtlich ungünstig beeinflußt durch die persönlichen Wünsche und Aussichten, mit denen er selbst in die Beamtenlaufbahn eintrat. Er war sich von vornherein völlig klar darüber, daß er mit seinem ganzen Wesen nicht in das bürokratische Räderwerk tauge; er hätte sicher

den Anforderungen des Dienstes, der Hingabe, Ordnung und Pünktlichkeit gerade auch für kleinliche, unbedeutende Zwecke und langweilige, geisttötende Arbeit verlangte, ebenso wenig auf die Dauer genügt, wie auf der anderen Seite die gewöhnliche Beamtentätigkeit seinen hochstrebenden Geist zu befriedigen vermochte. Ihm schwebte von Anfang an die diplomatische Laufbahn vor; in diese aber vermochte er, wie die Dinge damals lagen, nur auf dem Umwege über die reguläre Verwaltungskarriere zu gelangen. Der Bescheid, den er von dem Minister Ancillon bekam, daß er versuchen müsse, durch die Beschäftigung mit Zollvereinsangelegenheiten hindurch in die deutsche Diplomatie Preußens zu gelangen, hat ihn offenbar nicht eben mit Lust und Begeisterung für den Dienst erfüllt; es war mehr eine Laufbahn für Amts- und Altersgenossen wie Pommer-Esche und Rudolf Delbrück. Sein Sinn stand nach der großen europäischen Diplomatie; und es erfüllte ihn mit Verdruß, daß seine Herkunft und seine Verbindungen nicht ausreichten, um ihm den Zutritt zu einer Wirksamkeit dieser Art zu eröffnen. Mit Bitterkeit spricht er davon, daß man die Sprößlinge des ostelbischen Landadels nicht eben als einen besonders geeigneten Ersatz für das diplomatische Personal betrachtet und ausländische Namen in dieser Hinsicht immer bevorzugt habe. Freilich ist er gerecht genug, anzuerkennen, daß diese Einschätzung seiner preußischen Standesgenossen nicht ganz unberechtigt sei; man sieht, er urteilt von einem höheren Standpunkte aus als dem der Kaste; das bürgerliche Blut seiner gescheiten und ehrgeizigen Mutter, der Tochter des aufgeklärt-humanen Kabinettsrats Mencken, hat ihn doch davor bewahrt, in junkerlichen Lebensanschauungen und Vorurteilen stecken zu bleiben. Die Aussicht aber, nach einer langen, einförmigen Dienstzeit durch besondere Applikation es mit grauen Haaren einmal dahin zu bringen, daß seine Talente und Verdienste an maßgebender Stelle bemerkt und ihm dann vielleicht die Pforten zu einer höheren Wirksamkeit geöffnet würden, hat ihn offenbar schon bei den ersten Schritten auf dieser regulären Beamtenlaufbahn mit einer Unlust erfüllt, die in der herben Kritik der ihn umgebenden Zustände sicherlich ihren Anteil hat. Er ist noch später als Ministerpräsident und Reichskanzler darauf zurückgekommen, was für ein Übelstand es sei, daß frische hochstrebende Kräfte, die einst mit Begeisterung eingetreten, in dem öden Einerlei des Verwaltungsdienstes so bald gebrochen und verbraucht würden; im Hintergrunde steht dabei die Vorstellung, daß aus einem ergrauten Bürokraten schwerlich noch ein Staatsmann werden könne, ja, daß es erwünscht sei, an der Spitze der Verwaltung hin und wieder auch Männer zu haben, die nicht auf dem regulären Wege nach Ablegung der vorgeschriebenen Examina die für die Verwaltung notwendigen Kenntnisse und Fähigkeiten erlangt hätten, sondern aus andern Lebenskreisen in unregelmäßiger Beförderung herangezogen wären. Mit Nachdruck hat Bismarck als Minister bei der Verwaltungsreform darauf bestanden, daß der König bei der Ernennung der höheren Verwaltungsbeamten keineswegs an die Voraussetzung der regelmäßigen Examina gebunden sei, daß er vielmehr die tüchtigen Kräfte nehmen könne, wo er sie finde. Er bezeichnete die gegenteilige Ansicht als eine unberechtigte Beschränkung des königlichen Ernennungsrechts und als eine verhängnisvolle bürokratische Einseitigkeit, die zur Schädigung des Verwaltungsdienstes und der öffentlichen Interessen führen könne. Er wies dabei auf das Beispiel des Ministers Rother hin, der vom einfachen Kantonisten eines Reiterregiments zu der höchsten Stellung im Staat aufgestiegen sei und Ausgezeichnetes geleistet habe, ohne daß er eine der vorgeschriebenen

staatlichen Prüfungen abgelegt hatte. Bismarck selbst hat ja zwar sein Examen als Regierungsreferendar gemacht, aber nicht das Assessorexamen; bevor er dazu kam, hatte er sich aus der ihm nicht zusagenden Dienstlaufbahn wieder zurückgezogen, um sich auf Wunsch der Familie der Bewirtschaftung der pommerschen Güter zu widmen.

Die Stellung als Gutsbesitzer und Kreisdeputierter gab ihm Gelegenheit, die Verwaltung, mit der er nun auch als Objekt in nähere Berührung kam, noch von einer anderen Seite aus zu betrachten; und diese hat auf seine ganze Auffassung stark eingewirkt. Die Unabhängigkeit der ländlichen Existenz eines Rittergutsbesitzers wünschte er möglichst wenig durch die Einmischung staatlicher Verwaltungstätigkeit gestört zu sehen. Das noch halb ständische Amt des Landrats, in dem damals die preußische Verwaltung auf dem platten Lande endete und in die im wesentlichen noch ritterschaftliche Selbstverwaltung des Kreises überging, flößte ihm mehr Zutrauen und Sympathie ein, als die vom grünen Tisch aus regierenden Kollegien, denen er Weltfremdheit, Doktrinarismus, unfruchtbaren Fleiß und einen ihre Mitbürger störenden Eifer vorwarf, und deren Eingriffen gegenüber er auch wohl rücksichtslos einen überlegenen Humor spielen ließ, wie in dem einen Falle, wo ihm die vorgesetzte Behörde zu einer Zeit, wo er als Kreisdeputierter Vertreter des Landrats war, in einer Anwandlung von Gedankenlosigkeit zugemutet hatte, gegen sich selbst als Patron der Kirche zu Külz ungesäumt vorzugehen.

In dieser Lebensstellung und den daraus entspringenden Anschauungen und Stimmungen ist Bismarck nun als Parlamentarier seit dem Vereinigten Landtag von 1847 in ganz anderer und viel wirksamerer Weise im öffentlichen Leben hervorgetreten, als es ihm in einer Beamtenstellung möglich gewesen wäre. Die Revolution von 1848 trieb ihn mit innerer Notwendigkeit zu einer kräftigen und entschlossenen Betätigung seiner monarchischen, anti-demokratischen Gesinnung; und auf diese Weise ist er dem König selbst und den maßgebenden Kreisen seiner Umgebung in viel eindrucksvollerer Form persönlich bekannt geworden, als es unter normalen Verhältnissen wahrscheinlich hätte geschehen können; und diese durch die Gewalt seines Wesens und die Energie seines Auftretens erzwungene Beachtung an höchster Stelle hat ihm dann auch die Brücke gebaut, über die er schließlich in die ihm früher verschlossen gebliebene höhere Diplomatenlaufbahn gelangt ist, zunächst als Gesandter am Bundestage.

Es ist allerdings gar keine Rede davon, daß dieses Verhalten Mittel zum Zweck gewesen wäre; es entsprang aus der innersten Natur Bismarcks, die von der Wurzel auf mit monarchischen, royalistischen Gesinnungen und Neigungen verwachsen war. Sein monarchisches Gefühl entstammt nicht allein der staatsbürgerlichen Untertanentreue, sondern es hat noch einen anderen, tieferen und altertümlicheren Ursprung. Er fühlte sich zugleich noch als Vasall des Königs und war geneigt, aus diesem besonderen Verhältnis eine nähere Stellung zum Thron und eine stärkere Verpflichtung zur Treue und Dienstbereitschaft gegenüber seinem Landes- und Lehnsherrn abzuleiten. Noch viel später, als Ministerpräsident und Reichskanzler, hat er mehrfach in parlamentarischen Reden dieser Auffassung Ausdruck gegeben; daß es im Herrenhause geschah, verbürgte ihm wohl die geeignete Resonanz für derartige Empfindungen. Einmal hat er sich dabei, um den höchsten Grad von gegenseitigem Vertrauen zwischen Fürst und Diener anzudeuten, darauf berufen, daß er nicht nur Vasall des Königs, sondern altmärkischer Vasall sei. Er war der Meinung, daß in diesem Stamm- und Kernland des brandenburgischen Hauses die Ritterschaft niemals in andern Beziehungen zu dem Landes- und Lehns-

herrn gestanden habe als in solcher vollkommener Ergebenheit und unbedingten Vertrauens. Es würde ihm damals doch wohl die Stimmung gestört haben, wenn er die Stelle aus dem inzwischen veröffentlichten politischen Testament König Friedrich Wilhelms I. gelesen hätte, an der dieser Begründer des preußischen Militär- und Beamtenstaats seinem Unmut über die ungehorsamen altmärkischen Vasallen Luft macht, die da nichts mit gutem tun wollten und rechte leichtfertige Leute gegen ihren Landesherrn wären, und wenn er dann gesehen hätte, daß gerade auch die Bismarcksche Familie neben den Alvensleben, Schulenburg und Knesebeck als eine der schlimmsten bezeichnet wird. Und doch - wer möchte leugnen, daß ein Rest von diesem alten Junkertrotz sich auch in das royalistische Gefühl des Gutsherrn von Schönhausen und des späteren Reichskanzlers mischte. Dieses Element gehörte mit dazu, um der seelischen Substanz seiner monarchischen Gesinnung die rechte Farbe zu geben. Die Zeiten waren freilich längst vorbei, wo die altmärkischen und magdeburgischen Vasallen ihrem König wegen des von ihm geforderten Lehnskanons einen Prozeß beim Reichshofrat angehängt hatten; aber das Wort galt immer noch, daß, was stützen soll, auch Widerstand muß leisten können; und gerade die Königstreue Bismarcks im Jahre 1848 hat sich weit mehr in der Form des Widerstandes gegen unkönigliche Schwäche als in fügsamer Ergebenheit geltend gemacht. Wenn er mit dem Plane umgeht, mit seinen Schönhauser Bauern nach Berlin zu ziehen, um den König aus der Gewalt der demokratisch verhetzten Volksmassen zu befreien, oder wenn er in Potsdam den Versuch macht, auf den General Prittwitz und andere hohe Offiziere einzuwirken, daß sie auch ohne königlichen Befehl mit den Truppen wieder nach Berlin marschieren sollten, um den König herauszuholen, oder wenn er nach dem flüchtig gewordenen Prinzen Wilhelm sucht, um von diesem einen Befehl solcher Art zu erlangen, der die zögernden Generäle decken könnte, oder wenn er später vom König eingeladen, ihm in Potsdam auf der Terrasse von Sanssouci die bittersten Wahrheiten sagt und der ihren Gemahl mit seiner anhaltenden Schlaflosigkeit entschuldigenden Königin das harte Wort erwidert: ein König von Preußen m u ß schlafen können, oder wenn er dem Prinzen Wilhelm nach seiner Rückkehr aus England bei einer Einladung in Babelsberg die ganze Erbitterung der Truppen auf dem Rückzuge von Berlin auf so eindrucksvolle Weise zu Gemüte führt, daß der stolze Mann darüber in einen Weinkrampf verfällt - wenn er so, königlicher als der König selbst, für die Würde und das Recht der Krone mit rücksichtslosem Eifer eintritt als ein ungestümer, unbequemer Mahner und Warner und Dränger, so war das alles sehr weit entfernt von der höfischen, dienstlichen und bürokratischen Schablone, die sonst das Maßgebende in dem Verkehr zwischen Fürst und Untertan war; und es läßt sich verstehen, daß Friedrich Wilhelm IV. und anfangs auch Prinz Wilhelm, vor allem aber die fürstlichen Frauen eine gewisse Scheu und ein unbestimmtes Grauen davor empfanden, sich diesem Titanen als dem maßgebenden Berater der Krone anzuvertrauen. Bekannt ist ja das Wort Friedrich Wilhelms IV. über den damals schon auftauchenden Gedanken einer Ministerkandidatur Bismarcks: Nur zu gebrauchen, wenn das Bajonett schrankenlos waltet.

Dieser Royalismus Bismarcks war damals ganz preußisch gefärbt und hatte eine unverkennbare Spitze gegen den deutschen Gedanken in seiner damaligen liberalen und demokratischen Ausprägung. Bismarck hat selbst später einmal gesagt, daß das Jahr 1848 die in ihm ursprünglich vorhandenen deutschnationalen Neigungen zu Gunsten des spezifischen Preußentums zurückgedrängt habe; mit kaum verhehlter Mißbilligung

spricht er von dem latenten deutschen Gedanken Friedrich Wilhelms IV., der mehr noch als seine persönliche Schwäche ihn gehindert habe, Recht und Macht der preußischen Krone in unvermindertem Ansehen zu erhalten, wenn er auch den würdelosen Umzug vom 21. März, wo der König, mit der schwarz-rot-goldenen Schärpe angetan, erklärte, daß Preußen fortan in Deutschland aufgehen solle, mehr auf Rechnung seiner geschwächten psychischen Widerstandskraft als einer auf Popularität in Deutschland spekulierenden Politik setzen wollte. Der deutsche Gedanke in der schwarz-rot-goldenen Verbrämung bedeutete für Bismarck damals in erster Linie die verhaßte Demokratie, während die monarchische Fahne die schwarz-weiße war. Die Worte des Gedichts, mit dem er den Prinzen Wilhelm bis zu Tränen erschütterte, sind damals sicher auch das Bekenntnis seines stolzen preußisch-monarchischen Herzens gewesen:

Schwarz, Rot und Gold glüht nun im Sonnenlichte,
Der schwarze Adler sinkt herab entweiht;
Hier endet, Zollern, Deines Ruhms Geschichte,
Hier fiel ein König, aber nicht im Streit.
Wir sehen nicht mehr gerne
Nach dem gefall'nen Sterne.
Was Du hier tatest, Fürst, wird dich gereu'n,
So treu wird keiner wie die Preußen sein.

Wenn Friedrich Wilhelm IV. eine Abneigung dagegen hatte, sich einen Mann wie Bismarck als Minister an die Seite zu stellen, so hatte andererseits auch für Bismarck diese Möglichkeit nur wenig Anziehendes. Man wird es ihm glauben dürfen, daß er Bedenken getragen haben würde, eine Ministerstelle unter diesem Monarchen anzunehmen. Die Natur Friedrich Wilhelms IV. war ihm zu unberechenbar in ihrer Überschwänglichkeit, ihrer mangelnden Stetigkeit, ihrem Schwanken zwischen den Extremen. Ein ganz anderes Vertrauen flößte ihm der Charakter Wilhelms I. ein. Hier fand er die Solidität und Zuverlässigkeit, die Festigkeit des Willens, die Zugänglichkeit für sachgemäßen Rat, die ihm ein gedeihliches Wirken als Minister verbürgen konnten. Bismarcks Eintritt in das Ministerium im September 1862 hat, kann man sagen, die Bedeutung eines Bundes auf Tod und Leben. Hier war noch mehr als bloß Königstreue auf staatsrechtlicher oder lehnsrechtlicher Grundlage; hier war ein persönliches Verhältnis ganz eigener Art begründet worden, wie es mit Friedrich Wilhelm IV. nicht möglich gewesen wäre und wie es sich auch auf die Nachfolger nicht hat übertragen lassen. Das monarchische Gefühl, das Bismarck diesem seinem königlichen Herrn widmete, hat eine ganz persönliche Note, in der die übereinstimmende Art dieser beiden preußischen Männer mitklingt. Das Geheimnis des trotz aller Meinungskämpfe und Krisen doch unerschütterlich fest sich behauptenden mehr als 25jährigen Vertrauensverhältnisses zwischen Herrn und Diener besteht doch wohl im Grunde darin, daß sie beide in dem altpreußischen friderizianischen Wesen wurzelten und in der Gesinnung eines preußischen Offiziers stets den Boden der Verständigung und der Gemeinsamkeit in den Grundanschauungen fanden. Wenn Bismarck seinem König die politische Lage und die daraus erwachsenden Aufgaben in dem Lichte zeigen konnte, daß daraus ein Gebot der Pflicht und Ehre entsprang, so hatte er gewonnenes Spiel; der König, so hat er es einmal ausgedrückt – „fühlte sich dann beim Porte-épée gefaßt und in der Lage eines Offiziers, der die Aufgabe hat, einen bestimmten Posten auf Tod und Leben zu behaupten, gleichviel, ob er darauf umkommt oder nicht."

Es war eine sehr ernste Lage, in der König und Minister sich zu einem solchen Dienst- und Treubunde zusammengefunden haben. Man stand vor dem Verfassungskonflikt. Die bisherigen Minister, mit alleiniger Ausnahme von Roon, waren der Situation nicht gewachsen oder hatten verfassungspolitische Bedenken, so namentlich der zuletzt ausscheidende Finanzminister v. d. Heydt. Der König fand auch in seiner Familie und in seiner nächsten Umgebung keine zuverlässige Stütze für die Durchführung seiner Absichten. Er war schon halb entschlossen abzudanken. Es kam darauf an, ob er in Bismarck den Mann finden würde, auf den er sich verlassen konnte, und der die Sache der Krone und die jetzt schon im Hinblick auf die deutschen Aufgaben Preußens ergriffenen Maßregeln gegen die überwältigende Opposition der Volksvertretung furchtlos und beharrlich behaupten und durchsetzen würde. Diese Aufgabe hat Bismarck übernommen und es damit seinem König möglich gemacht, die Regierung weiterzuführen und ungeahnte Erfolge zu erringen. Sie hatten damals beide das Gefühl, daß sie Leben und Reputation einsetzten für das, was ihnen recht und notwendig schien. König Wilhelm sah im Geiste schon das Schafott auf dem Opernplatz errichtet, auf dem man ihn und seinen Minister hinrichten werde; er dachte an das Schicksal Ludwigs XVI. oder Karls I. Und auch Bismarck faßte dieses Äußerste ins Auge, als er seinem König das Versprechen gab, in seinem Namen die Regierung gegen den Willen der Volksvertretung zu führen; sein treues und tapferes Herz fand eine Genugtuung darin, mit dem König zusammen zu siegen oder zu sterben für die Ehre des preußischen Namens, und auch der Tod auf dem Schafott erschien ihm als ein den Umständen nach sympathischer Abschluß seines Lebens. In dem heißen Feuer solcher Gemütserschütterungen und Entschlüsse ist das Band geschmiedet worden, das Bismarck fortan an seinen königlichen Herrn und diesen an seinen gewaltigen Diener fesselte. Das ist der ganz persönliche Beisatz in diesem Verhältnis, das im Gemüt wurzelte und bei dem Treue um Treue erwartet und gewährt wurde.

Es ist nicht zufällig und bedeutungslos, daß es das Heer war, um das es sich bei diesem Konflikt mit der Volksvertretung in erster Linie handelte. Das war eine der festeten Überzeugungen Bismarcks, daß die eigentliche Stärke des preußischen Königtums in seiner Gewalt über die Armee lag; und in dem Punkte war er mit König Wilhelm vollkommen einer Meinung, daß in dem Verhältnis des Königs zur Armee keinerlei parlamentarische Einflüsse sich geltend machen dürften. König Wilhelm war auf das Tiefste davon überzeugt, daß eine kräftige preußische Politik gerade auch in der deutschen Frage nicht möglich sei ohne die Umgestaltung und Vermehrung des Heeres, die aus praktischen Erfahrungen und sachkundigen Erwägungen hervorgegangen war, und die er als sein eigenstes Werk betrachtete. Bismarck stellte sich ganz und gar auf den Standpunkt des Königs. Die Heeresreform erschien auch ihm als die unerläßliche Voraussetzung der großen Politik, die er plante; mit kaum verhüllten Andeutungen dessen, was er im Sinne hatte und was damals doch noch nicht offen vor Europa ausgesprochen werden durfte, ohne das Spiel von vornherein zu verderben, hat er einmal bei Kommissionsberatungen darauf hingewiesen, daß die großen politischen Fragen nicht durch Abstimmungen und Mehrheitsbeschlüsse, sondern durch Blut und Eisen entschieden würden – eine Andeutung, die freilich die Opposition nicht verstand, weil sie sie nicht verstehen wollte.

Den tieferen Sinn dieses Konfliktes faßte Bismarck ebenso wie sein Freund, der Kriegsminister Roon, dahin auf, daß es ein Machtkampf zwischen Krone und Parlament

sei um die vorwiegende Geltung des einen oder des anderen Faktors im Staatsleben. Auf der Armee beruhte die überlieferte Stärke der preußischen Krongewalt. Wenn die Armee in Abhängigkeit von den jährlichen Abstimmungen des Abgeordnetenhauses gebracht wurde, so war die Gefahr vorhanden, daß sie dem König aus den Händen entglitt und aus einem Königlichen ein Parlamentsheer wurde. Das war es, was König Wilhelm fürchtete und unter allen Umständen verhindern wollte; und Bismarck dachte darin ganz wie sein Herr. Er sah in der Absicht des Abgeordnetenhauses, die Krone zur Auflösung der neuen militärischen Bildungen zu zwingen, das verfassungswidrige Bestreben, die Gewalt des parlamentarischen Faktors auf Kosten der Krone auszudehnen und an die Stelle der königlichen Regierung eine Regierung durch das Parlament zu setzen. Bei der Adreßdebatte von 1863 hat er seine Auffassung dahin formuliert, daß durch die Ansprüche der Volksvertretung dem königlichen Hause der Hohenzollern seine verfassungsmäßigen Regierungsrechte abgefordert würden, um sie dem Hause der Abgeordneten zu übertragen; und in diesem Sinne hat er den Kampf gegen die Opposition geführt. Immer wieder betonte er den Unterschied der Regierungsverfassung in Preußen und in England. In England regiert tatsächlich nicht der König, sondern das Parlament; und die Minister sind dort in Wahrheit die Agenten der Majorität des Unterhauses. In Preußen aber ist es anders. Nach dem Wortlaut der Verfassung, den er strikt interpretiert und nicht nach dem parlamentarischen Vorurteil, regiert der König, und die Minister sind die Diener des Königs und nicht die der Majorität des Abgeordnetenhauses. Bismarck stellt sich überhaupt bei diesem Konflikt auf den buchstäblichen Boden der Verfassung. Der Artikel 109 gewährte ja der Regierung das Recht, die gesetzlich feststehenden Steuern ohne jährliche Neubewilligung fortzuerheben, bis sie durch Gesetz abgeändert wurden. Freilich, die Ausgaben durften verfassungsmäßigerweise nur auf Grund eines von beiden Häusern des Landtags genehmigten Staatshaushaltsplans geleistet werden. Dieser Etat war damals nicht zustande gekommen, weil das Abgeordnetenhaus die Kosten für die Heeresreform gestrichen und das Herrenhaus den so verstümmelten Etat abgelehnt hatte. Was sollte nun geschehen? Die Opposition meinte, die Regierung müsse sich nun ihren Forderungen fügen, damit eine verfassungsmäßige Feststellung des Etats zustandekommen könne. Sie wollte also das Budgetrecht dazu gebrauchen, um die Krone unter den Willen der Volksvertretung zu beugen und damit die Herrschaft des parlamentarischen Faktors im Staat zur Geltung zu bringen. Bismarck dagegen sah das als eine unberechtigte Interpretation der Verfassung vom Standpunkt des englischen Parlamentarismus aus an. Er vertrat die Ansicht, daß in der Verfassung eine Lücke vorhanden sei, indem sie nichts darüber bestimme, was geschehen solle, wenn der Etat nicht zustande komme. Er wollte diese Lücke aber nicht im Sinne des parlamentarischen Systems, sondern des in Preußen herkömmlichen monarchischen Prinzips ergänzen. Ausgehend von der Tatsache, daß der Staat keinen Tag ohne Ausgaben leben kann und von dem ebenso unbestreitbaren Grundsatz, daß er doch leben soll und muß und seine Tätigkeit nicht einfach einstellen kann, weil sonst alles drunter und drüber gehen würde, hält er es für ein Gebot der Notwendigkeit, die veranschlagten Ausgaben auch ohne verfassungsmäßige Bewilligung zu leisten und damit solange fortzufahren, bis man sich mit der Volksvertretung über die Feststellung des Etats geeinigt haben würde. Diese Linie hat er innegehalten, bis die glänzenden Erfolge der auswärtigen Politik, die nun zugleich in Angriff genommen wurde, die herrlichen Siege des Heeres, dessen Schlagkraft

die beste Rechtfertigung der von der Opposition verworfenen Reorganisation enthielt, die diplomatische, militärische und finanzielle Meisterschaft der Regierung in diesen Kriegen, die ohne Bewilligung von Mitteln durch die Volksvertretung geführt werden mußten – bis alles das denn doch endlich die öffentliche Meinung verwandelte, und am Tage der Schlacht von Königgrätz ein neues Abgeordnetenhaus gewählt wurde, das die von der Regierung verlangte Indemnität für die ohne verfassungsmäßige Grundlage gemachten Ausgaben bereitwillig erteilte und damit den mehrjährigen Verfassungskonflikt aus der Welt schaffen half.

Es war ein großer Sieg des monarchischen Prinzips, den Bismarck so zugleich mit der preußischen Vorherrschaft in Deutschland gewonnen hatte. Man kann sagen, daß erst dadurch die monarchisch-konstitutionelle Regierungsform zu fester, dauerhafter Geltung gebracht worden ist im Gegensatz zu dem Schema der parlamentarischen Regierungsweise, wie sie durch England und auf dem Kontinent damals vorzugsweise durch den konstitutionellen Musterstaat Belgien repräsentiert wurde. Damit war der etwas unklare, aber mit großer Zähigkeit festgehaltene Gedanke des monarchischen Prinzips realisiert, der seit der Wiener Schlußakte von 1820 die verfassungspolitischen Bestrebungen der deutschen Regierungen beherrschte; und insonderheit die schärfere und klarere Auffassung Stahls, der das monarchische Prinzip zum erstenmal in seinem Gegensatz zu der in England inzwischen zu voller Ausbildung gelangten parlamentarischen Regierungsweise gezeigt hatte und der auch die staatsrechtliche Denkweise Bismarcks maßgebend beeinflußt hat, erhielt durch die Kämpfe und den Sieg in diesem Verfassungskonflikt eine Bewährung durch die Tat, die der Doktrin weiterhin erst die rechte Lebenskraft verliehen hat. Die Stellung der Regierung zu der Volksvertretung wurde in Preußen eine andere als in den parlamentarisch regierten Ländern, deren Institutionen und Gewohnheiten man bis dahin auf Grund eines leicht erklärlichen Vorurteils auch in Preußen gern als Maßstab und Vorbild der heimischen Zustände angesehen hatte. Auf dem Höhepunkt des Konflikts war es zu heftigen Zusammenstößen zwischen dem Präsidium des Abgeordnetenhauses und der Ministerbank gekommen, in denen der Gegensatz der Anschauungen über das Verhältnis der Minister zum Hause, wie er damals noch bestand, zu dramatischem Ausdruck gekommen war; der Präsident hatte eine disziplinarische Gewalt auch über die Minister bei ihrem Auftreten im Abgeordnetenhause in Anspruch genommen, und Bismarck, den monarchischen Standpunkt eines königlichen Ministers betonend, hatte sich die Unterbrechung verbeten und mit Nachdruck erklärt, daß die Gewalt des Präsidenten an dem Ministertisch ende. Denselben Standpunkt hatte dann auch Roon mit Hartnäckigkeit und Leidenschaft behauptet, was damals zum Schluß der Tagung führte. In Zukunft ist es keinem parlamentarischen Präsidenten mehr eingefallen, seine Disziplinargewalt den königlichen Ministern gegenüber geltend zu machen. Der Dualismus von Regierung und Volksvertretung erhielt einen schärferen Akzent; Krone und Volksvertretung, die beiden Organe des Verfassungsstaates, standen tatsächlich nicht ganz gleichberechtigt, wenn auch in gegenseitiger Unabhängigkeit einander gegenüber. Es war Bismarcks Ansicht, die er bei vielen Gelegenheiten ausgesprochen hat, daß das konstitutionelle Staatsleben eine Kette von Kompromissen sei, daß Regierung und Volksvertretung sich miteinander verständigen, sich ineinander schicken müssen, im Interesse des Staatswohls; aber es entsprach auch seinen Anschauungen, daß die Regierung vornehmlich der Träger des Staatsgedankens war, während in den parlamentarischen Körperschaften mehr die

Vertretung der wirtschaftlich-sozialen Interessen der verschiedenen Bevölkerungsschichten sich geltend machte; und so lange er an der Spitze stand, hat er der Regierung immer eine starke Führung zu sichern gewußt und es verstanden, die Parteien mit richtiger Einschätzung ihrer wirtschaftlichen Motive gegen einander auszuspielen nach dem Grundsatze: divide et impera.

Vor allem aber der monarchisch-militärische Gesichtspunkt blieb ausschlaggebend für seine verfassungspolitischen Bestrebungen; und er hat es verstanden, die Erfahrungen des preußischen Verfassungskonflikts nutzbar zu machen für eine möglichst starke monarchische Fundamentierung der Heeresverfassung in dem Norddeutschen Bunde und dem auf dessen Grundlage aufgebauten Deutschen Reiche. Das Heer wurde ja zur Bundes- und Reichssache, und der Kampf um den Militäretat übertrug sich nun vom preußischen Abgeordnetenhause auf den Reichstag. Hier hat Bismarck von vornherein der Möglichkeit eines Konflikts, wie er in Preußen 1862 eingetreten war, vorzubauen gesucht. In dem Verhältnis zur Armee sah er eben den vitalsten Punkt für das monarchische Interesse, und die Sicherstellung dieses Verhältnisses auf verfassungsmäßigem Wege ist eine der größten monarchischen Errungenschaften seines Lebens.

Die monarchisch-konstitutionelle Regierungsweise, die eigentlich Bismarck erst recht begründet hat, weist den Ministern eine eigenartige Stellung an, die sehr verschieden ist von der der parlamentarischen Kabinette. In der Hauptsache blieben in Preußen nach der Einführung der Verfassung die Verhältnisse so, wie sie sich früher gestaltet hatten, nur daß die parlamentarische Verantwortlichkeit der Minister und die dadurch gebotene Rücksicht auf die parlamentarischen Körperschaften ein neues wichtiges Element hinzufügte, das früher gefehlt hatte. Diese Verantwortlichkeit ist ja freilich nie präzisiert worden und entbehrt daher der rechtlichen Konsequenzen. Das Verantwortlichkeitsgesetz, das 1863 auf Initiative des Abgeordnetenhauses vorgelegt wurde, lehnte die Regierung a limine ab. Die Argumentation, deren sich Bismarck dabei bediente, ist einleuchtend und durchschlagend. Er wies darauf hin, daß in diesem Moment, wo in den Kreisen der Regierung und des Abgeordnetenhauses ganz entgegengesetzte Anschauungen über das Maß der Berechtigungen auf dieser und jener Seite vorhanden seien, jede Ministeranklage notwendigerweise zu einer rechtlichen Entscheidung dieses Streitpunktes führen werde, und daß man keinem Gerichtshof, und möge er noch so erleuchtet und unparteiisch sein, eine derartige Befugnis zur authentischen Interpretation der Verfassung einräumen könne, über deren Sinn die Regierung ganz mit sich im reinen war. Die Verantwortlichkeit der Minister blieb daher nach wie vor mehr eine solche von moralisch-politischer und praktisch-geschäftlicher Art. Die Minister müssen, da man nicht immer in Konflikten leben kann, einen modus vivendi mit der Volksvertretung finden; sie müssen jene Kompromisse mit ihr schließen, in denen Bismarck das Wesen des konstitutionellen Regiments sah. Zu diesem Zweck bedürfen sie einer gewissen Selbstständigkeit und eines gewissen Einflusses auf die Entschließungen des Monarchen. In diesem Sinne hat Bismarck öfters die Verantwortlichkeit betont, um die ministerielle Stellung dem König gegenüber zu verstärken. In den alten preußischen Traditionen lag ja eigentlich der Grundsatz, daß die Minister als Diener des Königs ihm vor allem zum Gehorsam verpflichtet seien; und dieses Verhältnis war auch durch die große Umwandlung, die seit Stein und Hardenberg eingetreten war, prinzipiell noch kaum erschüttert. Selbst nach der Einführung der Verfassung hatte Friedrich Wilhelm IV.

daran festgehalten, und die Bedeutung des ministeriellen Gehorsams war zwischen ihm und dem Ministerpräsidenten Manteuffel ein Gegenstand interessanter Meinungsverschiedenheiten gewesen. Manteuffel suchte dem Könige klar zu machen, daß die Gehorsamspflicht nicht eigentlich das Besondere und Eigentümliche in dem Verhältnis eines Ministers zum König sei, daß der Minister vielmehr in erster Linie ein Ratgeber des Monarchen sei, und daß eben in der Beachtung seines Rates der Nutzen liege, den der Monarch von ihm haben könne. Ein gehorsamer Minister werde die Monarchie ebensowenig vor dem Untergange bewahren können, wie ein gehorsamer Arzt dem Patienten nütze; es komme auf den Rat und auf die Befolgung des Rates an. Zweifellos hat Bismarck ganz ähnlich gedacht, und niemand wird weniger als er das Prädikat eines gehorsamen Ministers verdienen; trotzdem aber spielte im Anfang seiner Ministerlaufbahn dieses Prinzip des Gehorsams eine nicht ganz belanglose Rolle; und es gehörte zu den Bürgschaften, auf denen das Vertrauen des Königs zu ihm beruhte, daß Bismarck ihm erklärt hatte, wenn der König ihm Dinge befehlen sollte, die er nicht für richtig halte, so werde er ihm zwar seine abweichende Meinung offen entwickeln; wenn dann aber der König auf der seinigen schließlich beharre, so wolle er lieber mit ihm untergehen, als ihn im Kampf mit der Parlamentsherrschaft im Stich lassen. Und unter den Marginalnotizen, die Bismarck 1863 zu einer Eingabe des Kronprinzen bei dessen Konflikt mit dem König machte, und von denen dieser in seiner Antwort an den Kronprinzen Gebrauch gemacht hat, befindet sich der folgende Satz: „Die Opposition innerhalb des Conseils schließt den Gehorsam gegen Seine Majestät nicht aus, sobald eine Sache entschieden ist. Minister opponieren auch, wenn sie abweichende Ansicht haben, gehorchen aber doch der Entscheidung des Königs, obschon ihnen selbst die Ausführung des von ihnen Bekämpften obliegt." In dieser Unbedingtheit ließ aber selbst der König das Prinzip nicht gelten; er hat bei dem Wort „gehorchen" am Rande hinzugefügt: „wenn es nicht gegen ihr Gewissen läuft." Er mochte sich dabei der kurz vorher erlebten Situation erinnern, wo Bismarck ihn von dem Besuch des Frankfurter Fürstentages zurückgehalten und dabei wohl auch ihm wie der Königin-Witwe gegenüber keinen Zweifel daran gelassen hatte, daß, wenn der König darauf bestehe, er zwar mit ihm nach Frankfurt gehen und dort seine Geschäfte machen, aber nicht als Minister nach Berlin zurückkehren werde. Die ministerielle Gehorsamspflicht hatte also, wie König Wilhelm ganz richtig einsah, ihre Grenze in der Überzeugung des Ministers von der Bedeutung des Gegenstandes der Meinungsverschiedenheit und von der Unzweckmäßigkeit der königlichen Entscheidung. Man erinnert sich der Szenen von Nikolsburg, von Versailles, der wiederholten Entlassungsgesuche Bismarcks in den 70er Jahren. Je unentbehrlicher er seinem Herrn wurde, desto sicherer wirkte dies Mittel, um seine Argumente zu unterstützen und seinen Einfluß zu befestigen. Es kam dabei zu den stärksten Gemütsspannungen, zu den heftigsten Entladungen zwischen dem König und seinem Minister, aber immer in den Schranken eines Verhältnisses, das durch Vertrauen und Schätzung auf der einen, durch Ehrfurcht, Liebe und Ergebenheit auf der andern Seite charakterisiert wird.

Bismarck hat es in der Tat verstanden, auf dem prinzipiellen Boden der ministeriellen Gehorsamspflicht seine Stellung so einzurichten, daß er den König nicht nur beraten, sondern bei den wichtigsten Schritten seiner Regierung geradezu leiten durfte. Er ist schließlich tatsächlich das gewesen, was man einen Premierminister nennt. Nur diese

Stellung konnte ihn befriedigen und ihm die Bürgschaft einer ersprießlichen Wirksamkeit gewähren. Sie stimmte aber gar nicht mit den im preußischen Ministerium bestehenden Einrichtungen überein; und dies ist eine Quelle unendlicher Reibungen und Ressortkämpfe geworden, über die Bismarck mehr als einmal sich bitter beklagt hat, weil sie seine Zeit und Kraft übermäßig in Anspruch nahmen und seine staatsmännische Wirksamkeit auf Schritt und Tritt behinderten. Die Ministerialverfassung beruhte in Preußen auf dem Prinzip, daß jeder Fachminister in seinem Ressort selbständig und unter den unmittelbaren Befehlen des Königs die Geschäfte leitet. Für gewisse gemeinsame Angelegenheiten bestanden seit 1817 die Konferenzen des Staatsministeriums, in denen die Gesamtheit der Minister als ein Kollegium Beschlüsse nach Stimmenmehrheit faßte und unter anderem namentlich auch Meinungsverschiedenheiten zwischen den einzelnen Ressorts zum Austrag brachte. Dem König gegenüber galten natürlich die Mehrheitsbeschlüsse des Staatsministeriums ebenso wie die Meinung der einzelnen Ressortminister in ihrem Fach nur als Gutachten; die Entscheidung stand schließlich immer bei ihm, und sie konnte auch gegen die Ansichten der Fachminister und gegen den Mehrheitsbeschluß des Staatsministeriums ausfallen. Es bestand eine ziemlich scharf gezogene Grenze zwischen denjenigen Angelegenheiten, die den Ministern zur selbständigen Verfügung überlassen waren, und denen, welche der königlichen Entscheidung bedurften. Die Minister hatten Vortrag beim König, und in wichtigen Angelegenheiten wurde „Conseil" oder „Kronrat" gehalten, eine Beratung der sämtlichen Minister unter Vorsitz des Königs. Auch in solchen Fällen bildete das Ministerium keine geschlossene Einheit dem Monarchen gegenüber. Es war in Preußen anders als in den parlamentarisch regierten Ländern, wo das „Kabinett", d. h. die Gesamtheit der Minister, eine solidarische Körperschaft bildet, die alle wichtigen Angelegenheiten in gegenseitigem Einverständnis oder durch Majoritätsbeschluß entscheidet und dem Monarchen in der Hauptsache nur die formelle Sanktion ihrer Beschlüsse überläßt. Im Gegensatz dazu hat Bismarck in den Randbemerkungen zu der schon vorhin erwähnten Eingabe des Kronprinzen von 1863 folgende Ausführung über den Zustand in Preußen gegeben: „Nach dem bisherigen verfassungsmäßigem Rechte in Preußen regiert der König und nicht die Minister. Nur die Gesetzgebung, nicht die Regierung ist mit den Kammern geteilt, vor denen die Minister den König vertreten. Es ist also ganz gesetzlich, wie vor der Verfassung, daß die Minister Diener des Königs, und zwar die berufenen Ratgeber Seiner Majestät, aber nicht die Regierer des preußischen Staates sind. Das preußische Königtum steht auch **nach** der Verfassung noch nicht auf dem Niveau des belgischen oder englischen, sondern bei uns regiert noch der König persönlich und befiehlt nach seinem Ermessen, soweit nicht die Verfassung ein Andres bestimmt, und dies ist nur in Betreff der Gesetzgebung der Fall."

Eben deshalb bildet die Gesamtheit des Ministeriums in Preußen keine Macht, die mit der Wucht geschlossener Einheit auf die königlichen Willensentschließungen drücken könnte. Friedrich Wilhelm IV. hatte es sehr übel genommen, wenn das Ministerium in den ersten Zeiten nach der Einführung der Verfassung Miene dazu machte, und es ist in Preußen durchaus nicht üblich geworden. Auch im Conseil hat der König nur mit den einzelnen Ministern zu tun, und bei den Fachvorträgen natürlich erst recht.

War dies auf der einen Seite eine notwendige Konsequenz des Prinzips der persönlichen Regierung des Königs, so lag auf der anderen Seite darin eine erhebliche Stärkung der Stellung des einzelnen Ministers gegenüber der kollegialischen Gesamtheit und ins-

besondere gegenüber dem Präsidenten des Staatsministeriums. Der Ministerpräsident – und in dieser Eigenschaft war Bismarck ja als Nachfolger des Fürsten von Hohenzollern 1862 eingetreten – war eigentlich nur primus inter pares, Vorsitzender des Staatsministeriums, und besaß amtlich kaum irgend welche Mittel, um seinen Kollegen gegenüber einen überragenden Einfluß geltend zu machen. Alles, was in dieser Beziehung von Manteuffel unter Friedrich Wilhelm IV. erreicht worden war, bestand in den Bestimmungen der Kabinettsorder vom 8. September 1852, die in der Hauptsache darauf hinausliefen, daß die Fachminister gehalten waren, dem Ministerpräsidenten Immediateingaben an den König mitzuteilen und von den bevorstehenden Immediatvorträgen ihm Anzeige zu machen, damit er seine Zuziehung beim König beantragen konnte, sodaß also der Immediatverkehr der Minister mit dem König in gewissem Sinne unter die Kontrolle des Präsidenten gestellt war; und auch davon war noch der Kriegsminister ausgenommen, der in einem besonders nahen Verhältnis zum König stand, schon weil die erste Abteilung seines Ministeriums, das die Personalangelegenheiten zu bearbeiten hatte, mit dem Militärkabinett des Königs zusammenfiel. Es war sehr schwierig für Bismarck, auf dem Boden dieser Verhältnisse einen Einfluß auf seine Kollegen zu gewinnen, der ihm ermöglichte, eine gewisse Einheit in die Führung der Geschäfte zu bringen. Unter Friedrich dem Großen war es geradezu das Geheimnis der autokratischen Regierungskunst gewesen, daß die Fäden aus allen Ressorts der Staatstätigkeit in der Hand des Monarchen zusammenliefen, und daß aus seinem Kopf die großartige Einheit in der Führung der politischen, militärischen, finanziellen und administrativen Geschäfte entsprang, die er selbst durch das prachtvolle Bild des einheitlich gelenkten olympischen Viergespanns bezeichnet hat. Diese Einheitlichkeit der Staatsleitung, die alle Verwaltungszweige der Staatsräson unterordnet, war auch das Ziel, nach dem Bismarck von Anfang an gestrebt hat. Aber er konnte seinen Kollegen weder befehlen, noch ihre Handlungen beaufsichtigen oder hindern, wenn sie den Gesichtspunkten seiner allgemeinen Politik nicht entsprachen. Er hatte nur die Möglichkeit durch Bitten und Überreden etwas zu erreichen; und dazu gehörten zeitraubende Korrespondenzen, Konferenzen und Sitzungen. Im Staatsministerium war es üblich, daß die Minister, abgesehen von Angelegenheiten, die mehrere Ressorts betrafen, sich nicht gegenseitig ins Gehege kamen; man vermied das schon deshalb, weil man von der anderen Seite das gleiche Verhalten wünschte und erwartete. Immerhin konnten hier Meinungsverschiedenheiten und allgemeine politische Gesichtspunkte zur Geltung gebracht werden; aber häufig trat gerade hier ein Verhältnis hervor, das für Bismarck besonders verdrießlich war, weil es die Verständigung erschwerte und den Ressortpartikularismus über den Kreis des Staatsministeriums hinaus bis ins Unendliche zu verlängern drohte. Das war die Abhängigkeit der Minister von ihren Abteilungsdirektoren und ihren vortragenden Räten. Es kam vor, daß der Minister selbst den Vorstellungen des Präsidenten sich zugänglich erwies, daß dann aber nachträglich die aus seinem Ressort heraus erhobenen Bedenken die Vereinbarung wieder in Frage stellten. So wurden die Zirkel des Ministerpräsidenten oft in der ärgerlichsten Weise durch die vortragenden Räte und Direktoren der einzelnen Ministerien gestört, und daraus erklärt sich die manchmal sehr heftige Abneigung gegen die „Geheimen Räte", die bei Bismarck hervorbricht. Mit ihnen hatte er in ähnlicher Weise um den Einfluß auf seine Ministerkollegen zu kämpfen, wie etwa mit der Königin Augusta und den von ihr abhängigen Hofkreisen um den Einfluß auf seinen könig-

lichen Herrn. Man sieht die ungeheure Schwierigkeit seiner Stellung, die darin bestand, daß das Fundament seiner Wirksamkeit, der maßgebende Einfluß in den Geschäften, immer wieder von neuem erobert oder verteidigt werden mußte. Das hat seinem Urteil über die hinter den Kulissen wirkenden Gegner hie und da einen sehr bitteren Beisatz verliehen, um so mehr, je unfaßbarer diese Gegner für ihn waren. Er hat wohl Momente gehabt, in denen er geneigt war, den typischen Geheimen Rat, den er als heimlichen Feind haßte, als eine Inkarnation von Bosheit und Dummheit zu verklagen. Es gab eine Anzahl von mehr oder minder liberal angehauchten Geheimen Räten in den Ministerien, die dem verantwortlichen Leiter der preußischen Politik Unbequemlichkeiten bereiteten; und nicht bloß ihr Widerstand gegen die von ihm gewünschte Richtung in der Verwaltung, sondern auch ihre Fruchtbarkeit an gesetzgeberischen Plänen und Entwürfen war ihm unbehaglich und widerwärtig. Er behauptet einmal in einer seiner beliebten Hyperbeln, die meisten von diesen Herren hätten noch vom Assessorexamen her irgend einen Plan zur Volksbeglückung in der Schublade ihres Schreibtisches liegen, mit dem sie das öffentliche Leben beunruhigten, sobald sie einen Minister fänden, der schwach genug sei, auf ihre Projekte einzugehen. Den heilsamen Einfluß, den gerade bei den preußischen Einrichtungen unter Umständen ein passiver Widerstand in dem auf fester Rechtsbasis wirkenden Beamtentum gegenüber unzweckmäßigen Anordnungen der Zentralinstanz haben kann, hat Bismarck nie anerkannt; wenn er auch nicht immer hinter solchen Widerständen Torheit oder bösen Willen sah, so wollte er doch Disziplin und Subordination auf allen Stufen der Verwaltung haben, um den einheitlichen Regierungswillen, der schon durch die parlamentarischen Kompromisse so viele Brechungen und Ablenkungen erfuhr, wenigstens zu einer durch die bürokratische Maschine ungeschwächten Wirkung zu bringen.

Noch in den 70er Jahren sind die Klagen Bismarcks über die Schwierigkeiten seiner Stellung als Ministerpräsident ziemlich laut und häufig; er glaubte wenig zu opfern, wenn er nach dem Erlaß der Kreisordnung 1873, um den gekränkten Roon im Amte zu erhalten, diesem das Präsidium im Staatsministerium abtrat. Aber nach der kurzen Episode der Präsidentschaft Roons hat er dann das Amt doch wieder übernommen und später nicht mehr daran gedacht, es abzugeben. Allmählich wandelte sich auch die Stellung, nicht amtsrechtlich, aber praktisch-politisch. Die großen Erfolge des Ministerpräsidenten, seine welthistorische Bedeutung, die Macht seiner Persönlichkeit, die steigende Popularität und vor allem das unerschütterliche Vertrauen des Königs und die über allen Zweifel erhabene Festigkeit seiner Position hob ihn turmhoch über die anderen Minister und gab ihm mit der Zeit tatsächlich das Übergewicht, das ihm rechtlich nicht zukam.

Man könnte sagen, daß immer wieder in der neueren preußischen Geschichte in den großen Krisen der inneren und äußeren Politik die Notwendigkeit eines mit diktatorischen Befugnissen bekleideten Premierministers sich aufgedrängt hat. So war es 1807, als Hardenberg die Führung der Geschäfte übernahm; in dieselbe Stellung ist dann auch Stein eingetreten, der freilich für stillere Zeiten eine rein kollegialische Regierungsverfassung vorbereiten wollte. Das kollegialische Ministerium Dohna-Altenstein, das nach seinem Abgang Ende 1808 eintrat, bewährte sich nicht, und aus der großen Finanz- und Ministerkrisis von 1810 ging dann Hardenberg wieder als Premierminister mit dem Titel eines Staatskanzlers hervor. Die übertragende Stellung, die er den Ministern gegenüber einnahm, und von der die Befugnisse des Ministerpräsidenten nach der

Kabinettsorder vom 8. September 1852 nur ein schwacher Abglanz waren, scheint das Ideal gewesen zu sein, das Bismarck vorschwebte, wenn er es auch nie geradezu ausgesprochen hat. Jedenfalls hat er es immer beklagt, daß ihm als Ministerpräsidenten die Befugnisse fehlten, durch die Hardenberg eine diktatorische Gewalt erhalten hatte, nämlich das Recht Anordnungen der Minister zu suspendieren, bis zur Herbeiführung der königlichen Entscheidung, und über ihre Köpfe hinweg Verfügungen zu treffen, die für alle Ressorts verbindlich waren. Natürlich stand die Gewalt eines solchen Premierministers im Widerspruch zu der Einrichtung des kollegialischen Staatsministeriums, und auch die einzelnen Fachminister wurden dadurch mediatisiert, so daß ihre unmittelbare Abhängigkeit von der Krone und die gesetzlich eingeführte Selbständigkeit ihrer Verwaltung in Frage gestellt wurde. Deshalb ließ sich eine solche Veränderung, wie Bismarck sie wünschte, in Preußen auf dem Wege des Amtsrechts und der Gesetzgebung nicht gut durchführen; aber nahezu die gleiche Wirkung wurde praktisch doch erreicht durch die ungeheure moralisch-politische Überlegenheit des Kanzlers gegenüber den anderen Ressortchefs.

Im Reiche aber hat Bismarck von vornherein Sorge getragen, seine Stellung als Kanzler so stark zu machen, daß er der leidigen Ressortkämpfe, die er im preußischen Ministerium zur Genüge kennen gelernt hatte, überhoben war. Hier gab es kein kollegialisches Reichsministerium; hier stand neben dem Bundesrat nur der Reichskanzler, der vom Kaiser ernannt war; in dem Chef des Reichskanzleramts hatte er einen Mann neben sich, der zwar Ministerqualität hatte, aber doch nicht als selbständige Potenz ihm gegenüber in Betracht kam. Die Stellung, die Delbrück an diesem Platze als sein Adlatus eingenommen hat, ist eine ganz eigentümliche und beweist die hohe Achtung, die Bismarck vor diesem auf der regulären bürokratischen Stufenleiter emporgestiegenen Staatsmann hatte, und den virtuosen Gebrauch, den er von Kräften solcher Art zu machen verstand. Jahrelang hat Bismarck diesem seinem Mitarbeiter in den wirtschafts- und finanzpolitischen Fragen, die ihm verhältnismäßig fernlagen, freie Hand gelassen, bis die Umstände ihn zwangen, sich selbst damit zu beschäftigen und eine andere Richtung einzuschlagen, als sie der freihändlerische Delbrück vertreten hatte, der übrigens klug genug war, bei der ersten Wahrnehmung dieses Umschlags sich zurückzuziehen (1876). Die allmähliche Ausgestaltung der Reichsämter, die wenigstens zum Teil aus dem Reichskanzleramt sich entwickelten, schuf zwar mit der Zeit auch im Reiche eine stattliche Anzahl ministerieller Ressorts; aber die Staatssekretäre, die an ihrer Spitze standen, hatten, obwohl sie an Rang und Geltung den preußischen Ministern nichts nachgaben, doch durchaus nicht deren selbständige Stellung gegenüber dem Chef der Verwaltung. Hier fand wirklich ein ähnliches Verhältnis statt, wie es Hardenberg gegenüber den preußischen Ministern gehabt hatte; hier besaß der Reichskanzler die Verfügungsgewalt über alle Ressorts und konnte hindern, was nicht zu seiner politischen Richtung paßte; die selbständige Verantwortlichkeit der Staatssekretäre reichte nur so weit, wie es dem Reichskanzler paßte, der natürlich nicht alle ihre Handlungen mit seiner Person decken konnte oder wollte.

Diese Regierungsverfassung im Reich hat dann auch auf die tatsächliche Stellung des Ministerpräsidenten in Preußen zurückgewirkt. Namentlich seit der großen Steuer- und Wirtschaftsreform von 1878, die einen stärkeren Einfluß des leitenden Staatsmannes auch auf die inneren Verwaltungszweige mit sich brachte und Kollegen mit abweichenden Ansichten, wie den preußischen Finanzminister Camphausen, zum Rücktritt

veranlaßte, sehen wir Bismarck mehr und mehr wie einen Kabinettschef walten, der sich seine Mitarbeiter im Ministerium unter solchen Männern aussucht, deren politische Richtung und Persönlichkeit ein ungestörtes Zusammenarbeiten zu verbürgen schien. Sehr bezeichnend ist zum Beispiel die von Tiedemann so ergötzlich geschilderte etwas burschikose Art der Berufung Hobrechts in das Finanzministerium. Auf diesen Ministerposten kam es Bismarck ganz besonders an; denn er besaß von jeher eine hervorragende Bedeutung. Auch der Finanzminister Scholz ist mehr ein Gehülfe als Kollege Bismarcks gewesen, der es ihm besonders hoch anrechnete, daß er dem Einfluß der liberalen oder von übermäßigem Ressorteifer beseelten Geheimen Räte die von ihm gewünschten Schranken setzte. Wie rücksichtslos er unter Umständen gegen Ministerkollegen verfahren konnte, zeigt der Fall aus dem Jahre 1881, wo er eine zwischen ihm und dem Minister des Innern, Grafen Botho zu Eulenburg, bestehende Meinungsverschiedenheit in der Frage der Verwaltungsreform durch einen von ihm entsandten Geheimen Rat (Rommel) vor dem Abgeordnetenhause so scharf betonen ließ, daß allgemeines Aufsehen entstand und Eulenburg sein Abschiedsgesuch einreichte. Bismarck hielt dann zwar noch in begütigender Absicht eine Rede darüber, in der er den Effekt jener Erklärung als einen unbeabsichtigten darstellte und die Schuld dafür dem Geheimrat Rommel zuschob, der die zu seiner Information bestimmte Ausführung in einer förmlichen Weise verlesen habe, was nicht die Absicht seines Auftraggebers gewesen sei; aber obwohl es sich bei der ganzen Sache mehr nur um eine theoretische Meinungsverschiedenheit als um einen praktischen Einspruch handelte, so hielt Eulenburg doch sein Abschiedsgesuch aufrecht. Ein Mann, über den Bismarck sich besonders viel geärgert hat, war der verdienstvolle Generalpostmeister Stephan, der in seinem Ressort eine sehr weitgehende Selbständigkeit besaß und im Gefühl seiner Leistungsfähigkeit und Unentbehrlichkeit die Rücksichten auf die vorgesetzte Stelle zuweilen außer Augen ließ, auch wohl Hofeinflüssen in einer für Bismarck fatalen Weise Eingang gestattete oder durch hohe Forderungen für Prachtbauten beschwerlich wurde. Doch ist ihm die Selbständigkeit, deren er in seinem Ressort bedurfte, nicht geschmälert worden, und die persönlichen Reibungen haben Bismarck nie gehindert, das eminente Talent dieses Mannes, der ja kein gewöhnlicher Bürokrat war, rühmend anzuerkennen.

Es bedurfte einer beständigen straffen Zügelführung, um in allen Ressorts den vom Kanzler vertretenen einheitlichen Regierungswillen ohne Störung zur Geltung zu bringen und eigenwillige Abweichungen größerer oder kleinerer Verwaltungsleiter zu verhüten. Jedesmal, wenn Bismarck längere Zeit vom Zentrum der Geschäfte fern gewesen war, merkte er zu seinem Verdruß, wie hie und da Tendenzen sich durchgesetzt hatten, die von seiner Richtung abwichen, und schalt dann, etwa gegenüber Busch oder sonst einem Vertrauten, über die Unbotmäßigkeit und Eigenwilligkeit der Bürokratie.

Daß im übrigen die Bürokratie ihm unentbehrlich war und blieb, ist selbstverständlich. Sie war das Werkzeug, mit dem er arbeitete; es machte ihm wohl hin und wieder Verdruß, wenn es sich schwierig handhaben ließ und nicht recht das leisten wollte, was er ihm zumutete; aber im Großen und Ganzen hat es sich doch in seiner Hand bewährt; und trotz gelegentlicher Rücksichtslosigkeiten, die wohl weniger aus Temperament als aus Politik entsprangen, hat er dieses unentbehrliche Werkzeug auch mit der Schonung und Pflege behandelt, die es erforderte. Man muß ihn etwa in dem täglichen Verkehr mit einem Gehülfen, wie es Tiedemann als Chef der Reichskanzlei war, beobachten, um zu sehen, wie gewaltig die Anforderungen waren, die er an seine

Mitarbeiter stellte, wie rastlos er sie im Atem hielt, welches Talent, welche Kenntnisse, welche Umsicht, Arbeitskraft und Anpassungsfähigkeit er von ihnen verlangte, wie gütig und fürsorglich aber er andererseits auch war, wenn er sah, daß er in Gefahr geriet, den Bogen zu überspannen. Für die nach seinen Weisungen handelnden Beamten, die ihre Pflicht taten, einzutreten, hielt er für eine Ehrensache; mit bitterem Hohn gedenkt er der Minister, die ihre Untergebenen im Stich lassen, um sich selbst zu salvieren; namentlich auch für die unteren Exekutivbeamten einzutreten, vor dem Parlament, wie in der Offentlichkeit überhaupt, hielt er für eine Ehrenpflicht der Regierung. So viel er auch gelegentlich an der Bürokatie auszusetzen hatte, so sehr war er doch zu Zeiten bestrebt, die bürokratischen Hilfskräfte gerade in seiner nächsten Umgebung zu vermehren, um die Last der Geschäfte bewältigen zu können. Er hob dann wohl hervor, daß es dabei nicht auf eine Vermehrung des Schreibwerks abgesehen sei, sondern vielmehr auf die Ermöglichung mündlicher Erledigung von Geschäften. Wenn hohe Beamte ihm Berichte zur Unterschrift zugesandt hatten, bei denen er nur den einen oder anderen Punkt beanstandete, so empfand er es als eine dienstliche Höflichkeitspflicht, die Abänderungswünsche, die er dabei hatte, ausführlich zu motivieren. Das immer schriftlich zu tun, hätte mehr Zeit gekostet, als er zur Verfügung hatte und als die Sache wert war; die Herren zu sich zu bitten, um ihnen mündlich die nötigen Erklärungen zu geben, verbot sich in der Regel auch durch die Rücksicht auf die Stellung und die Arbeitslast solcher höherer Beamten. Bismarck hatte doch ein feines Gefühl dafür, daß die Schonung des Selbstgefühls seiner Mitarbeiter eine wichtige Forderung im Interesse des Dienstes sei. Er wünschte daher eine Anzahl geschickter jüngerer Kräfte im Aspirantenstadium zur Verfügung zu haben, die er schnell informieren und dann mit den Akten an die Minister oder Staatssekretäre oder Abteilungsdirektoren senden konnte, um ihnen mündlich die nötigen Aufklärungen zu geben und die Sache ohne bürokratische Weitläufigkeiten in Ordnung zu bringen. Er schätzte überhaupt die persönlichen Adjutanten mehr als den umständlichen Mechanismus des regelmäßigen bürokratischen Geschäftsganges; er brauchte unmittelbare Vollstrecker seiner Absichten oder auch lebendige Nachschlagebücher, die ihn rasch mit Umsicht und Findigkeit informierten, wo ihn die Akten oder seine eigenen Kenntnisse von Dingen und Personen im Stich ließen; solche Kräfte waren natürlich seltener anzutreffen als die, welche im hergebrachten bürokratischen Schlendrian ihr Tagewerk zu leisten gewöhnt waren.

Bürokratische Schärfe und Genauigkeit waren übrigens Dinge, die Bismarck als Vorgesetzter keineswegs außer Acht ließ; wo es sich um persönliche Gegner oder Intriganten handelte, konnte er sogar das, was er selbst einmal bei sich bürokratische Rechthaberei genannt hat, in auffallender Weise auf die Spitze treiben: so in dem Falle Harry Arnim, wo die dienstlichen Unbotmäßigkeiten und Unregelmäßigkeiten des ihm unterstehenden Botschafters von ihm auf das peinlichste gerügt und verfolgt wurden, wobei immerhin bemerkt werden mag, daß die gerichtliche Bestrafung des Angeschuldigten, nicht nur in dem zweiten, sondern auch in dem ersten Prozeß ihm viel zu hart schien und nur erklärlich durch das mangelhafte Verständnis der Richter für die bei einem Botschafter obwaltenden Dienst- und Lebensverhältnisse. Ein anderer derartiger Fall ist der, wo sein alter Feind, der frühere Unterstaatssekretär Gruner, der den mit der „Reichsglocke" zusammenhängenden Intriguen nicht fern stand und sich in den Bismarck feindlichen Hofkreisen großer Sympathien erfreute, 1877 ohne Wissen Bismarcks

und ohne Gegenzeichnung eines verantwortlichen Ministers eine Stelle im Hausministerium mit dem Charakter als Wirklicher Geheimer Rat erhalten hatte, und diese Ernennung nun im amtlichen Teil des Reichsanzeigers, der das Organ des Reichskanzlers war, zur Veröffentlichung gelangen sollte. Bismarck widersetzte sich dem mit aller Entschiedenheit; er sah darin einen Versuch der ihm feindlich gesinnten Schleinitzschen Clique, seinen Kredit in der Offentlichkeit zu untergraben und seine Stellung zu erschüttern; und er hat tatsächlich durchgesetzt, daß die Veröffentlichung in dieser Form unterblieb.

Die große Verwaltungsreform, die unter Bismarcks Staatsleitung durchgeführt worden ist, war nicht sein Werk, sondern in der Hauptsache, wenigstens in den Anfangsstadien, das des Ministers des Innern Grafen Friedrich Eulenburg. Es war darauf berechnet, durch den Ausbau der Selbstverwaltungsinstitutionen den Verfassungsstaat in einer zeitgemäßen Weise neu zu fundamentieren; und es war von einem mehr liberalen als konservativen Geiste erfüllt. Bismarck hat sich sehr spöttisch über den Urheber dieser Gesetzgebung, den Grafen Fritz Eulenburg ausgesprochen, der, wie er meint, aus Popularitätsbedürfnis die Aufgabe ergriffen habe. Als der erste und entscheidende Akt erfolgte, die Kreisordnung von 1872, da weilte Bismarck fern von den Geschäften, krank und ruhebedürftig, in Varzin; und auch an den weiteren Stadien des großen Werkes hat er keinen stärkeren persönlichen Anteil genommen. Es kann doch wohl kein Zweifel sein, daß das, was hier geschah, im Großen und Ganzen einer unabweisbaren Notwendigkeit des modernen Staatslebens entsprang; das sah Bismarck auch wohl selbst ein und ließ die Baumeister in der Hauptsache gewähren; hätte er ihr Werk verhindern wollen, so würde es ihm sicher an Mitteln dazu nicht gefehlt haben. Er ließ geschehen, was im Zuge der modernen Entwicklung lag, stand aber dem ganzen Werke mehr kritisch als anerkennend gegenüber. Was ihm besonders mißfiel, das war die Veränderung in der Stellung des Landratsamts und der Geist, in dem die obrigkeitliche Selbstverwaltung des platten Landes durch die Amtsvorsteher ausgestaltet war. Dieser Geist war ihm zu bürokratisch. Er tadelte es, daß das platte Land nicht eine Selbstverwaltung von der Selbständigkeit und Unabhängigkeit wie die Städte erhalten hatte. Der frühere Zustand, wo die staatliche Verwaltung im Landrat geendet hatte, war ihm vom Standpunkt eines ostelbischen Rittergutsbesitzers aus behaglicher gewesen. Er sah in dem Amtsvorsteher, der ja allerdings im Prinzip wohl als ein im Ehrenamt tätiger Gutsbesitzer gedacht war, tatsächlich nur eine Verlängerung der Bürokratie und glaubte, daß die Stellung eines solchen obrigkeitlich beaufsichtigten und geleiteten Polizeiverwalters wenig Reiz für einen unabhängigen Gutsbesitzer haben werde, wie denn ja auch in vielen Fällen diese Stellen nicht ehrenamtlich, sondern durch bezahlte Kräfte von bürokratischem Charakter besetzt worden sind. Für die Eingesessenen aber, meinte er, werde dieses neue Glied der staatlichen Bürokratie mehr Belästigung und Beunruhigung als wirklichen Nutzen mit sich bringen; er dachte dabei an die Listen, Meldungen und andere Zumutungen an die Gutsbesitzer, die damit verbunden waren. Für die contribuens plebs aber, meint er, sei der frühere Zustand besser gewesen, wo man nur einen mit dem Kreise verwachsenen Landrat über sich gehabt habe. Dieser altpreußische Landrat, an dessen starker, historisch eingewurzelter Stellung ja der liberalbürokratische Reformversuch Hardenbergs ohnmächtig gescheitert war, ist überhaupt von allen Einrichtungen der Behördenorganisation diejenige, die Bismarck am meisten Vertrauen und Sympathie einflößte. Er fand, daß sie durch die neue Verwaltungsreform in einem ungünstigen

Sinne verändert worden sei. Im Osten war bis dahin der Landrat ein Beamter gewesen, der meist lebenslänglich in dieser Stellung blieb, ein Rittergutsbesitzer, der das Vertrauen der Kreiseingesessenen genoß und dessen Ehrgeiz darin bestand, in lebenslänglicher Arbeit für seinen angestammten Kreis zu sorgen, ohne dabei viel nach oben zu schielen oder an eine Beförderung in der Beamtenlaufbahn zu denken. Seit der Verwaltungsreform aber war das Landratsamt ein Durchgangsposten geworden. Die meisten Landräte dachten nicht mehr daran, ihr Leben in dem Kreise zu beschließen, sondern strebten höher hinaus und legten auch wohl auf die Gunst ihrer Vorgesetzten mehr Gewicht als auf den Beifall ihrer Kreiseingesessenen. So sah wenigstens Bismarck die Sache an, namentlich in der kritischen Stimmung seiner letzten Jahre, wo der Standpunkt des unabhängigen Gutsbesitzers wieder stärker bei ihm zum Durchbruch kam, und er auch wohl geneigt war, die Beamten im Gegensatz zu den produktiven Ständen als Drohnen zu betrachten und die Leute ohne Halm und Ar als minder vertrauenswürdige Vertreter der öffentlichen Interessen, als Streber und Kleber im Staatsdienst zu bezeichnen.

So lange er im Amt war, tritt in diesen Fragen der Verwaltungsreform aber mehr ein anderer Standpunkt maßgebend hervor. Das ist die straffe Zusammenfassung des eigentlich politischen Beamtentums, die damals überhaupt als das notwendige Gegengewicht gegen die Auflockerung der früheren administrativen Ordnungen durch die Selbstverwaltungsinstitutionen erschien. Das Ergebnis der Verwaltungsreform unter diesem Gesichtspunkt ist ja eine Umwandlung der Landespolizeiverwaltung im Sinne des Präfektursystems gewesen. Der Regierungspräsident wurde in der Abteilung für das Innere eine Art von Präfekt, der nicht mehr an die kollegialische Geschäftsbehandlung gebunden war, und der Landrat als politischer Beamter wurde ein verkleinertes Abbild des Regierungspräsidenten. Diese Veränderung war, wenigstens was die Provinzialinstanz anbelangt, zweifellos im Sinne Bismarcks; er war ebenso wie Friedrich der Große und sehr im Gegensatz zu Stein kein Freund der kollegialischen Geschäftsbehandlung und zog die Promptheit und Sicherheit, auch die schärfere Verantwortlichkeit des Einzelbeamten überall da, wo es sich um polizeiliche Wirksamkeit handelte, entschieden vor. Bei der oben erwähnten Meinungsverschiedenheit mit Botho Eulenburg im Jahre 1881 handelte es sich um die Beaufsichtigung der ländlichen Gemeindeverwaltung, die der im Staatsministerium gebilligte Gesetzentwurf den Kreisausschüssen und Bezirksausschüssen übertrug; Bismarck machte damals seine abweichende Meinung dahin geltend, daß es namentlich mit Rücksicht auf die westlichen Provinzen zweckmäßiger sein würde, diese Funktion nicht den gemischten Selbstverwaltungsbehörden, sondern dem Landrat und dem Regierungspräsidenten zu übertragen. Er hat dann freilich dem Gesetz doch in der vom Staatsministerium angenommenen Form zugestimmt.

In dieser Richtung liegt auch die politische Wirksamkeit der Beamten bei den Wahlen, die Ende 1881 zu heftigen Angriffen gegen den Minister des Innern von Puttkamer führten. Der königliche Erlaß an das preußische Staatsministerium vom 4. Januar 1882 faßt die von Bismarck vertretenen Grundsätze über das Verhältnis von Monarchie und Beamten in lapidarer Weise zusammen. Es wird nicht unangebracht sein, die Sätze hier wörtlich zu zitieren: „Das Recht des Königs, die Regierung und die Politik Preußens nach eigenem Ermessen zu leiten, ist durch die Verfassung eingeschränkt, aber nicht aufgehoben. Die Regierungsakte des Königs bedürfen der Gegenzeichnung eines Ministers und sind, wie dies auch vor Erlaß der Verfassung

geschah, von den Ministern des Königs zu vertreten, aber sie bleiben Regierungsakte des Königs, aus dessen Entschließungen sie hervorgehen, und der seine Willensmeinung durch sie verfassungsmäßig ausdrückt. Es ist deshalb nicht zulässig und führt zur Verdunkelung der verfassungsmäßigen Königsrechte, wenn deren Ausübung so dargestellt wird, als ob sie von den dafür verantwortlichen jedesmaligen Ministern und nicht von dem Könige selbst ausgingen. Die Verfassung Preußens ist der Ausdruck der monarchischen Tradition dieses Landes, dessen Entwicklung auf den lebendigen Beziehungen seiner Könige zum Volke beruht. Diese Beziehungen lassen sich auf die vom Könige ernannten Minister nicht übertragen, denn sie knüpfen sich an die Person des Königs. Ihre Erhaltung ist eine staatliche Notwendigkeit für Preußen. Es ist deshalb Mein Wille, daß sowohl in Preußen wie in den gesetzgebenden Körpern des Reichs über Mein und Meiner Nachfolger verfassungsmäßiges Recht zur persönlichen Leitung der Politik Meiner Regierung kein Zweifel gelassen und der Meinung stets widersprochen werde, als ob die in Preußen jederzeit bestandene und durch Artikel 43 der Verfassung ausgesprochene Unverletzlichkeit der Person des Königs oder die Notwendigkeit verantwortlicher Gegenzeichnung Meinen Regierungsakten die Natur selbständiger königlicher Entschließungen benommen hätte. Es ist die Aufgabe Meiner Minister, Meine verfassungsmäßigen Rechte durch Verwahrungen gegen Zweifel und Verdunkelung zu vertreten; das Gleiche erwarte ich von allen Beamten, welche Mir den Amtseid geleistet haben. Mir liegt es fern, die Freiheit der Wahlen zu beeinträchtigen, aber für diejenigen Beamten, welche mit Ausführung Meiner Regierungsakte betraut sind und deshalb ihres Dienstes nach dem Disziplinargesetz enthoben werden können, erstreckt sich die durch den Diensteid beschworene Pflicht auf Vertretung der Politik Meiner Regierung auch bei den Wahlen. Die treue Erfüllung dieser Pflicht werde ich mit Dank erkennen und von allen Beamten erwarten, daß sie sich im Hinblick auf ihren Eid der Treue von jeder Agitation gegen Meine Regierung auch bei den Wahlen fernhalten."

Im Reichstage forderte der Erlaß die Kritik der Fortschrittspartei heraus, die diesen Auffassungen gegenüber durch den Mund des Abgeordneten Hänel wieder ihrem alten parlamentarisch-konstitutionellen Ideal Ausdruck gab und die Befürchtung äußerte, die Regierung wolle einen neuen Konflikt herbeiführen. Bismarck erwiderte darauf in der großen Rede vom 24. Januar 1882, in der er noch einmal mit allem Nachdruck seine Ansicht von der Verfassung und von dem monarchischen Prinzip zur Geltung brachte und die Möglichkeit eines Konflikts, von dem er meinte, daß die Opposition ihn mehr wünsche als fürchte, weit von sich wies. Hinsichtlich der Ausführungen über das politische Verhalten der Beamten bekämpfte er Übertreibungen und Entstellungen dessen, was in diesem Erlaß gesagt war. Er hob nachdrücklich hervor, daß die Regierung nicht daran denke, die Freiheit der Beamten bei der Ausübung ihres eigenen Wahlrechts irgendwie zu beeinträchtigen; bei der geheimen Wahl kümmere sich die Regierung nicht im mindesten um die Stimmabgabe der Beamten. Er hob dann den Unterschied hervor, der zwischen politischen und unpolitischen Beamten gemacht werde. Dieser Unterschied war ja nicht neu, aber er war früher nie so stark betont worden. Man hatte von jeher die richterlichen und nichtrichterlichen Beamten unterschieden und besondere Disziplingesetze für jede von beiden Gruppen erlassen; in dem Disziplinargesetz für die Verwaltungsbeamten vom Jahre 1852 war die angedeutete Unterscheidung enthalten. Manteuffel hatte durch Zirkular-Erlaß von 1850 erklärt, daß

er entschlossen sei, rücksichtslos alle Beamten, welche die Treue verletzen oder den Mut, den ihr Beruf erfordert, nicht betätigen oder einer feindlichen Haltung gegen die Staatsregierung sich schuldig machen würden, im gesetzlichen Wege aus ihren Ämtern zu entfernen; und den Landräten war die Unterstützung der konservativen, regierungsfreundlichen Presse durch einen Erlaß von 1851 zur Pflicht gemacht worden. Das war die Zeit, wo König Friedrich Wilhelm IV. einmal dem Ministerium anbefohlen hatte, den heimlich oppositionellen krypto-liberalen Beamten gegenüber, „das Rauhe herauszukehren", und wo Bismarck selbst (1853) der „von dem Krebs republikanisch-heidnischer Bildung angefressenen Bürokratie" nachgesagt hatte, daß sie „auf die Dauer mehr Elend ins Land bringe, als die Handvoll oppositioneller Kammerschwätzer". In der Konfliktszeit wandte sich dann ein Erlaß des Ministers des Innern, Grafen Fritz Eulenburg, vom 24. September 1863 vorzugsweise, wenn auch nicht ausschließlich, an die der Aufsicht der Regierungspräsidenten unterstellten Verwaltungsbeamten, die Inhaber der „Stellen von politischer Bedeutung" und forderte von ihnen tatkräftige Unterstützung der Regierungspolitik als eine Pflicht ihres Amtes, deren Verletzung für strafbar erklärt wurde. Bismarck hat in der Rede vom 24. Januar 1882 diesen Erlaß ausdrücklich als zu weitgehend bezeichnet, als einen Ausdruck der Kampfstimmung von 1863. Er erklärte, daß die Regierung von den politischen Beamten aber doch jedenfalls verlangen müsse, daß sie unwahren Behauptungen gegen die Regierung bei der Wahlagitation entgegenträten und sich einer agitatorischen Beförderung der Oppositionsparteien enthielten, auch wenn sie selbst nicht auf dem Standpunkt der Regierung stünden. Was aber die nichtpolitischen Beamten anbetrifft, so betonte er, daß der König in seinem Erlaß hinsichtlich dieser überhaupt nur eine Erwartung ausgesprochen habe, ohne deren Nichterfüllung irgendwie mit Strafe zu bedrohen.

Wirkten so die Erklärungen Bismarcks über die politische Stellung der Beamten abschwächend und beschwichtigend, so klang sein Bekenntnis zu dem monarchischen Prinzip so laut und unbedingt, wie nur je. Er bezeichnete den König geradezu als den eigentlichen Ministerpräsidenten in Preußen. Er erklärte, daß er sich bei Meinungsverschiedenheiten mit seinen Ministerkollegen nicht mehr darauf einlasse, sie durch Briefe oder Konferenzen zu überzeugen oder zu überreden, sondern daß er sich an diese höchste Stelle wende, von der aus dann die Sache in Ordnung gebracht oder der Anstoß zu einer Ministerkrise gegeben werde. Nichts hat ihn damals und auch früher bei ähnlichen Gelegenheiten mehr erbittert als der Vorwurf der Opposition, daß er hinter der Person des Königs Deckung suche. Er erinnerte daran, mit welcher persönlichen Gefahr er 1862 den Kampf für die Monarchie unternommen habe; er wies den Vorwurf der Feigheit, den er in jener Bemerkung erblickte, mit Entrüstung zurück. Ebenso stark widersprach er dem, wie er meinte, von Mommsen in Umlauf gesetzten Worte von dem Hausmeiertum, das er erstrebe. Mit Nachdruck erklärte er, daß er der Diener, aber nicht der Vormund des Königs sei.

Es war ein immerhin abgeschwächter Nachklang der großen Gegensätze, die einst in der Konfliktszeit aufeinander geplatzt waren. Ausdruck und Stimmung waren gemildert, aber der Kern der Gesinnung war derselbe geblieben.

Wenn Bismarcks Ministerlaufbahn mit einer Dissonanz in dem vollen monarchischen Akkord seines Wesens endet, so sind ja diese Dinge noch nicht näher bekannt und brauchen hier nicht erörtert zu werden; wer sein Wesen und Wirken in voller Reinheit

schauen will, der wird sich auf sein Verhältnis zu dem Monarchen beschränken dürfen, den er immer im eigentlichen Sinne als „seinen Herrn" angesehen hat. Im Hinblick auf dieses Verhältnis hat er sich selbst einmal die Grabschrift erwählt: „Ein treuer Diener seines Herrn".

Worte Bismarcks.

Für mich sind die Worte: „Von Gottes Gnaden", welche christliche Herrscher ihrem Namen beifügen, kein leerer Schall. Ich sehe darin das Bekenntnis, daß die Fürsten das Szepter, das ihnen Gott verliehen hat, nach Gottes Willen auf Erden führen wollen. - Vereinigter Landtag, 15. 6. 47.

*

Mir hat immer als Ideal eine monarchische Gewalt vorgeschwebt, welche durch eine unabhängige, nach meiner Meinung ständische oder berufsgenossenschaftliche Landesvertretung soweit kontrolliert wäre, daß Monarch oder Parlament den bestehenden gesetzlichen Rechtszustand nicht einseitig, sondern nur communi consensu ändern können, bei Öffentlichkeit und öffentlicher Kritik aller staatlichen Vorgänge durch Presse und Landtag. - Gedanken und Erinnerungen, I. 15.

*

Die Treue des Herrschers erzeugt und erhält die Treue seiner Diener.
An den Kaiser, 25. 12. 83.

*

Aber die herzliche Anhänglichkeit, die ich, unabhängig von der Treue jedes ehrlichen Edelmannes für seinen Landesherrn, für Eurer Majestät Person fühle, der Schmerz und die Sorge, die ich darüber empfinde, daß ich Eurer Majestät nicht immer nach Wunsch und nicht mehr mit voller Kraft dienen kann, werden in keinem Denkmal Ausdruck finden können; und doch ist es nur dieses persönliche Gefühl in letzter Instanz, welches die Diener ihrem Monarchen, die Soldaten ihrem Führer, auf Wegen wie Friedrich II. und Eure Majestät sie nach Gottes Ratschluß gegangen sind, in rückhaltloser Hingebung nachzieht. - An den Kaiser, 24. 12. 72.

*

Eurer Majestät habe ich bei meinem Eintritte in das Ministerium zu erklären mir erlaubt, daß ich meine Stellung nicht als konstitutioneller Minister in der üblichen Bedeutung des Wortes, sondern als Eurer Majestät Diener auffasse, und Allerhöchst dero Befehle in letzter Instanz auch befolge, wenn dieselben meinen persönlichen Auffassungen nicht entsprechen. Ich stehe auch heute auf demselben Standpunkte, doch darf mich derselbe nicht abhalten, Eurer Majestät meine Ansicht mit der Offenheit darzulegen, welche ich Allerhöchstdenselben und den Landes-Interessen schulde. - An den König, 1. 12. 63.

*

Es ist dasselbe Prinzip der angeborenen Unterthanen- und Vasallentreue und Dienstbereitschaft, die mich vor zwanzig Jahren bewog, alle übrigen Rücksichten beiseite zu lassen und dem König mich zu Diensten zu stellen. - Reichstag, 29. 11. 81.

Wir sind meines Erachtens bisher überhaupt nicht in der Lage, ein Parteiministerium bei uns in Preußen bilden zu können. Das Ministerium muß einen vorwiegend gouvernementalen, gestatten Sie mir nach meiner ganzen Herzensauffassung den Ausdruck, königlichen Charakter tragen! – Abgeordnetenhaus, 25. 1. 73.

*

Worin besteht denn diese Verantwortlichkeit überhaupt? Eine gerichtliche Verantwortung wird, glaube ich, doch nur sehr selten in Anspruch genommen werden, wenn sie nicht kompliziert ist mit Handlungen, die eben auch an sich, ohne Minister zu sein, ein gerichtliches Einschreiten zulassen. In der Politik besteht, meinem Gefühl nach, die Verantwortlichkeit wesentlich darin, ob jemand schließlich nach dem Urteil seiner Mitbürger sich blamiert in der Politik, die er macht, oder nicht, ob er nach dem Urteil seiner Mitbürger und in erster Linie der Vertretung derselben die Geschäfte so geführt hat, wie man von einem zu dem Ministeramt hinreichend ausgestatteten und wählbaren Mann überhaupt verlangen kann, oder ob er sie leichtsinnig, ungerecht, parteileidenschaftlich geführt hat. Kurz, es wird darin seinen Abschluß finden, unter gewöhnlichen Verhältnissen, wo die Parteileidenschaften nicht entfesselt sind und sich gegenseitig mit Richtersprüchen und Verurteilungen bekämpfen, daß ein Minister auf den erkennbaren Wunsch der Mehrheit der Volksvertretung oder aus eigner Überzeugung zurücktritt und seine Amtsführung einer scharfen, und wenn er unrecht hat, berechtigten Kritik aussetzt.

Reichstag, 13. 3. 77.

*

Ich halte an und für sich eine kollegialische Ministerverfassung für einen staatsrechtlichen Mißgriff und Fehler, von dem jeder Staat so bald als möglich loszukommen suchen sollte. – Nordd. Reichstag, 14. 4. 69.

* * *

Welche Bürgschaft einer moralischen Verantwortlichkeit haben Sie denn bei jeder anderen Einrichtung, die nicht auf eine einzelne Person gestellt wäre? Geradezu gar keine! Sie können die Verantwortung nur bei einem Individuum suchen, niemals meines Erachtens bei einem Kollegium, wo jeder berechtigt ist, sich damit zu entschuldigen, er hätte wohl gewollt, aber die andern nicht, und wo keiner weiß, wer der andere und wer der eine ist. – Reichstag, 1. 12. 74.

*

Was ist es denn, was den deutschen Beamten hält? Die Universität und das Portepee, zwei Imponderabilien zwar, aber doch gewichtig durch ihren gewaltigen Einfluß. Das habe ich besonders in Rußland zu sehen Gelegenheit gehabt; ihr tüchtiges Beamtenmaterial beziehen die Russen aus den baltischen Provinzen, weil diese Menschen Wert darauf legen, wenn sie pensioniert sind und in ihre Heimat zurückkommen, dort unbescholten zu sein. –

Zu einer Abordnung der Bremer Studentenschaft, 1. 4. 93.

*

Mit schlechten Gesetzen und guten Beamten (Richtern) läßt sich immer noch regieren, bei schlechten Beamten aber helfen uns die besten Gesetze nichts. –

Zu Hermann Wagener, 20. 6. 50.

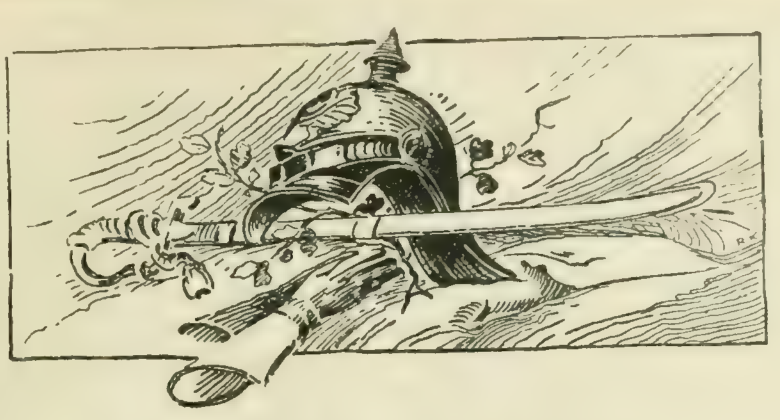


Kupfertiefdruck von Broschek & Co., Hamburg

Bismarck im Jahre 1894

Nach einer Photographie von Karl Hahn, München





Bismarck und die Armee.

Von Fritz Endres.

Bismarck und die Armee! Wie ein Leitmotiv unserer großen Zeit klingen die zwei stolzen Worte; in ihnen soll – so wünschen und hoffen wir – sich dereinst der ganze Reichtum dieser unvergeßlichen Monate zusammenfassen. Was uns das deutsche Heer in diesen Tagen bedeutet, das wissen wir alle selbst am besten. Wie ein drückender Alp ists von unsern Herzen abgefallen, als die schnelle und vollkommen sichere Mobilmachung, die kühne Einnahme Lüttichs, die blutigen, aber glänzenden Siege bei Dieuze, Longwy und Tannenberg vor aller Welt Zeugnis ablegten von der alten ungeschwächten Waffentüchtigkeit unserer Armee, von der hervorragenden Leistungsfähigkeit unserer höheren Truppenführer. Mit einem Schlage war das Nörgeln und Kritteln der letzten Jahre zur Ruhe verwiesen, war der künstlich geschaffene Gegensatz zwischen Volk und Heer verschwunden. Was wir in langer Friedenszeit vergessen konnten, haben uns die wenigen Kriegsmonate schnell wieder gelehrt: die Einheit des Volks in Waffen. Gewaltiges hat dies Heer und unsere junge Flotte in kurzer Frist geleistet, in vorstürmendem Angriff, in beharrender, harter Verteidigung. Ans Waltharilied gemahnen die Kämpfe an der Aisne und an der Yser; wie ein zweiter Hildebrand hält der grimmige Hindenburg die Wacht im Osten gegen die wahren Hunnen dieses Krieges. Der alte deutsche Kampfeszorn ist wieder erwacht; Märker und Ostpreußen, Schwaben und Bayern wahren frohgemut den Waffenruhm ihrer Stämme und Staaten. Im Donner der Geschütze ist eine neue Dichtung entstanden, kräftiger, eigenartiger als die des Jahres 1870, künstlerisch reifer selbst als die der Befreiungskriege. Mit leuchtenden Augen erzählt der Verwundete von Saint Quentin und Dixmuiden, vom vernichtenden Feuer unserer schweren Artillerie und der Zauberwirkung unseres Bajonettangriffs; nur der Schützengraben mit seiner Enge und Nässe hat noch keinen Homer gefunden. Wohl ist die Trauer um Gatten und Sohn in manches Haus eingezogen, aber tapfer tragen unsere deutschen Frauen ihr herbes und doch so stolzes Geschick. Mit heißer Ungeduld drängt Jugend und reifes Alter immer noch wie in den großen Augusttagen zu den Fahnen und ins Feld. Unbesiegbar erscheint dies ernste und entschlossene Volk; leuchtend ist der Tag des deutschen Heeres über unserer Heimat aufgegangen.

Neben den Taten unserer Armee scheint uns auf den ersten Blick der Schimmer, der Bismarcks Namen umgibt, zu verblassen; und doch ist Bismarck uns das große

Symbol unserer großen Vergangenheit und schon als solches unser Vorbild, unser Lehrer und Führer. Er hat das Reich geschaffen, das die Eifersucht unserer östlichen und nordwestlichen Nachbarn weckte; er hat durch die notwendige Annexion von Elsaß und Lothringen den Revanchegedanken ins Leben rufen müssen, der jetzt den Franzosen soviel Blut und Tränen kostet; er hat durch das Bündnis mit Österreich-Ungarn uns den Waffengenossen geschaffen, der heute tapfer und erfolgreich an unserer Seite ficht. Mit ernster Sorge hat der Altreichskanzler den Kampf heraufziehen sehen, der uns umtobt; mit unvergleichlichem Geschick hat er die ersten diplomatischen Waffengänge gegen russischen Panslavismus, französische Begehrlichkeit und englische Anmaßung geschlagen. Der „Cauchemar des Coalitions" lag auf der Seele des Alten; er sah die Entscheidung nahen, und der Pessimismus hat den Greis manchmal fast überwältigt; aber immer wieder rang sich der Gewaltige zu dem herrlichen „Gott wird mit uns sein" seiner 1888 er Februarrede durch. Er sah mit hartem Stolze auf die blinkende Waffe, die sein greiser König, die Roon, Moltke und Manteuffel geschmiedet: auf das deutsche Heer und dessen unnachahmbares Offizierskorps; er mahnte trotzdem zum „toujours en vedette", das das Leitmotiv seiner letzten Dienstjahre gewesen, und kritisierte voll Mißmut eine Politik übermäßigen Vertrauens auf fremde Mächte. Wegweisend, mahnend, warnend steht er uns heute zur Seite, da wir die Waffen schwingen, die er selbst so oft geführt, den Kampf durchfechten, den er selbst so meisterhaft verzögert hat.

Aber nicht nur die Vergangenheit ist es, die wir anrufen, wenn wir den teuren Namen aussprechen. Bismarck ist uns mehr als der tote Cid, der, immer noch Furcht gebietend, vor unseren Truppen reitet: in Bismarcks Namen verkörpert sich zugleich Deutschlands Gegenwart und Deutschlands Zukunft; lebendiges Leben strömt auch heute noch aus seinem Werke und seiner Persönlichkeit. Wir sind bismarckisch geworden in unserem Denken und unserem Wollen; deutlich hat es auch der Verblendetste an der Haltung unseres Volkes bei Kriegsausbruch sehen können. Das Verständnis für die großen Fragen deutscher Macht und Weltpolitik, das doch erst Bismarck in der Nation der Dichter und Denker erweckte, ist jetzt zum Gemeingut fast aller geworden; mit ihm der kräftige Stolz auf die Großmachtstellung unseres Staates, die Bismarck geschaffen und von kontinentaler Bedeutung zur Weltgeltung übergeführt hat. In der harten Schule des Alten von Friedrichsruh sind wir politisch reif geworden; die „dira necessitas" dieses Krieges haben wir ebenso klar erkannt, wie unsere Ahnen die Notwendigkeit, das napoleonische Joch abzuschütteln. Und zweifellos war es leichter, ein gequältes Volk in einen Befreiungskrieg zu führen, als eine friedliche, reiche Nation von der Unerläßlichkeit eines Freiheitskampfes zu überzeugen. Die Brutalität des Überfalls hat sicher das ihre getan, und dennoch wäre es einem deutschen Staatsmann des 18. Jahrhunderts erstaunlich gewesen, mit welch sicherem politischem Gefühl sich der Haß der Deutschen weniger gegen Rußland als gegen England wandte. Instinktiv erkannte auch der gemeine Mann den wirklichen Gegner; instinktiv fühlte jeder, daß dies furchtbare Ringen nicht eher beendet werden dürfe, als bis die unbestrittene Herrschaft über die Meere – wenn auch in drei Punischen Kriegen – dem Inselstaat entrissen wäre. Das Volk ist heute der Träger Bismarckischer Politik und wird sich niemals mit Talleyrandschen Experimenten abspeisen lassen; wir alle wollen den Frieden, aber niemand will einen Waffenstillstand, der den Kampf aufschiebt, statt ihn zu beenden. Wir verlangen heute von unseren Staatsmännern die Vollendung des Bismarckischen Werkes, und Wege und Grenzen sind so klar, daß wir sie keinem Einsichtigen zu zeigen brauchen.

Wie wir von Bismarck hergekommen sind, so wollen wir wieder zu Bismarck hin; die Zukunft unseres Volkes liegt in diesem großen Namen. Gewiß, der Tag des Heeres ist da, aber der Tag Bismarcks ist noch lange nicht vorüber. Bismarck und die Armee, die Armee und Bismarck, unser Glaube und unsere Liebe, aber mehr als beide, unsere stolze und feste Hoffnung liegt in den zwei gewaltigen Worten.

* * *

„Das erste, was man bei meinem ersten Auftreten als Minister von mir sagte, war etwas, was mir sehr schmeichelhaft war; man sagte mir: Dem sieht man auf den ersten Blick an, der ist nichts, wie ein preußischer Offizier in Zivil. Ich habe das Anerkenntnis dankend aufgenommen und das Gefühl als preußischer Offizier, wenn ich auch nur die äußerlichen Kennzeichen davon habe, trägt mich noch höher auf der Woge der nationalen Bestrebungen, der Vaterlandsliebe, als irgend eine parlamentarische Attribution, die ich hier ausübe." Die Reichstagsrede vom 14. Juni 1882 ist nicht das einzige Zeugnis, das Bismarcks Freude über seine Zugehörigkeit zur Armee bestätigt: von 1850 an bis in seine Greisenjahre hinein hat er sich immer wieder mit Stolz seiner Uniform gerühmt, hat noch 1895 dem deutschen Kaiser als „das beste in mir und in meiner Lebensbetätigung" den preußischen Offizier gepriesen. Es war nicht nur Bequemlichkeit, es war noch weit weniger Eitelkeit, die den Kanzler den prächtigen Waffenrock der Halberstädter Kürassiere so häufig tragen ließ: das Kleid paßte zum Menschen. Dies gewaltige Haupt schien für den Panzerhelm, diese mächtigen Schultern waren für den Küraß wie geschaffen; vor allem aber, unter dem kriegerischen Kleid schlug ein kriegerisches Herz. Äußerlich und innerlich war Otto von Bismarck ein preußischer Soldat wie seine Ahnen.

Die Mischung von Landedelmann und Offizier ist bekanntlich charakteristisch für den märkischen Adel; auch in Bismarcks Familie sind beide Elemente vertreten; in der Schönhäuser Linie überwiegt freilich das militärische. Was für eine Prachtfigur ist etwa dieser August Friedrich, der Urgroßvater Ottos, Soldat vom Scheitel bis zur Sohle! Die Feuertaufe in den Kriegen gegen den „roi Soleil" und den tollen Karl von Schweden; dann Jagd und Becher und wilde Streiche, um den bösen Frieden zu kürzen; endlich „Sonnenschein, Trompetengeschmetter", Friedrich der Große, Mollwitz, Pour le mérite und der selige Heldentod bei Czaslau an der Spitze der Ansbach-Bayreuther. Ein Leben im Rhythmus des Hohenfriedbergers, voll Kraft und Blut, das zum alten Fritz paßte und zum eisernen Kanzler.

Auch die Söhne und Enkel trugen den Rock des Königs: Prag und Kolin, Leuthen und Hochkirch, Jena und der Schillsche Zug - „ein Bismarck war immer dabei". Der sieben Bismarcks, die die Befreiungskriege mitmachten, der drei, die fielen, der vier, die das Eiserne Kreuz heimbrachten, hat sich der Kanzler 1849 stolz gerühmt; den Groll über die feigen Generäle von 1806, den Grimm über die Schmach, „daß Fremde in unserm Lande geboten", hat er selbst so kräftig empfunden, als hätte er Tilsit und die Schlacht an der Katzbach miterlebt. Er stammte aus einem Soldatengeschlecht - kein Wunder, daß er fühlte und dachte wie ein preußischer Offizier.

Trotz der Tradition seines Hauses ist der junge Otto nicht Offizier geworden; noch überwog der Einfluß der Mutter, die für ihren Sohn von der Diplomatenlaufbahn die Möglichkeit schnelleren und glänzenderen Vorwärtskommens erhoffte. Schwer muß dem Siebzehnjährigen der Verzicht, wenn es überhaupt ein Verzicht war, nicht geworden sein. Als die Mutter 1835 den leichtsinnigen Studenten doch lieber in den „blauen Rock" stecken möchte, da spottet er über die Verteidigung des Vaterlandes vor dem

Hallischen Tore, die man ihm zumutet. Viel Anziehendes muß ja auch das Stillleben in der vormärzlichen preußischen Armee, das uns jetzt Colmar von der Goltz so lehrreich geschildert hat, für abenteuerlustige Tollköpfe nicht gehabt haben. Nicht nur der heißblütige Goeben suchte blutige Abwechslung in den wilden Kämpfen des Karlisten-Krieges, auch der bedachtsame Moltke freute sich der bunteren Bilder, die der farbenglühende Bosporus und das bewegte Leben des syrischen Feldzugs seiner Künstlerseele und seinem Kriegerherzen boten. Wie hätte der unzähmbare Bismarck einen Dienstbetrieb ertragen sollen, für den – der alte König hatte es ja selbst so gewünscht – „die Egalität die größte Schönheit des Militärs" war. Das „Gardemaß" wäre sicher das einzige an dem jungen Juristen gewesen, das die Billigung seiner Vorgesetzten gefunden hätte. Er aber konnte im Taumel glücklicher Jugend unmöglich Freude an dem Bilde des „fettgemästeten Landwehroffiziers" finden, das er seinem Freunde Scharlach in so grotesken Linien gezeichnet hat; noch stand ihm der Schläger weit höher als die „rekrutendressierende Fuchtelklinge"; man versteht, daß selbst der wohlwollende Vater von dem unausweichlichen Einjährigenjahr hoffte, der Major werde Otto „die Mähnen wohl etwas verkürzen"; man versteht aber auch, daß der Sohn nur mit geringem Behagen dem einförmigen Drill des Exerzierplatzes entgegenblickte, den Eintritt möglichst verzögerte und sich vorsichtig die „Compagnie des Herrn von Arnim" aussuchte, da ihm dieser „der zivilste unter seinen Kollegen zu sein" schien.

Am 25. März 1838 trat Otto von Bismarck als Einjährig-Freiwilliger bei den Gardejägern in Potsdam ein; „um meiner Dienstpflicht zu genügen," die trockene Konstatierung steht nüchtern genug in den ausgelassenen Briefen an Freund Scharlach. Leider wissen wir nur wenig über Bismarcks Militärzeit. Der schlechten englischen Karabiner, mit denen er ausexerziert worden sei, hat sich noch der Greis 1888 ärgerlich erinnert. Tiefere Töne schlägt er an, wenn er 1894 von der Wirkung des Eintritts in die Armee spricht, man gebe einen Teil der eigenen Freiheit auf, aber doch nur für den Preis, daß man an dem Schutze, dem Gefühle der Sicherheit, kurz an allen Vorteilen der Waffengenossenschaft teilnehme. Ob schon der junge Gardejäger so gedacht hat, ist freilich mehr als zweifelhaft; das beruhigende Gefühl des Mangels an Verantwortlichkeit, das Bismarck in Reih und Glied empfunden haben will, dürfte kaum imstande gewesen sein, über das Einerlei des Friedensdienstes schnell hinwegzuhelfen. Immerhin mag das kriegerische Leben in freier Luft, wie Erich Marcks vermutet, die Abneigung gegen den Stuben- und Aktenberuf noch gesteigert und den entscheidenden Entschluß seiner Jugend, den Übergang von der Juristerei zur Landwirtschaft, gefördert haben. Um auf der landwirtschaftlichen Akademie in Eldena Fachvorlesungen hören zu können, trat der junge Soldat im Herbst von der Garde zu den pommerschen Jägern in Greifswald über. Mit diesen Tatsachen und Vermutungen wird man sich im wesentlichen begnügen müssen.

Erst nach dem Einjährigenjahr scheint die eigentliche Offiziersstimmung und -gesinnung stärker geworden zu sein; seit dem 12. August 1841 war Bismarck Seconde-Lieutenant im 9. Landwehr-Regiment, und der Landwehroffizier, so hat er dem Kaiser 1895 zugerufen, ist dann der Wegweiser für ihn geworden, „der mich anno 1848 von Hause aus in die richtigen Bahnen geworfen hat". Darin mag, obwohl die Sätze in einer der absichtlich konventionellsten Reden Bismarcks stehen, etwas Richtiges sein. Freilich die „Anhänglichkeit an unser regierendes Haus" brauchte der märkische Edelmann nicht erst zu lernen, aber was das Beamtentum an diesem jungen Hitzkopf verdorben hatte, das mußte nun die Armee wieder gutmachen; die gewaltige Arbeit Altpreußens trat gerade in dem großen Organismus des Heeres recht lebendig in

die Erscheinung. Und jetzt hatte Bismarck seine helle Freude dran. Der Militärdienst brachte ihm 1842 die erste Auszeichnung, die Rettungsmedaille – mutig zugreifend hat Bismarck seinen Reitknecht Hildebrand vor dem Tode des Ertrinkens bewahrt –; der Verkehr mit den Kameraden half über manchen einsamen Tag hinweg: wie oft haben die Stargarder Infanterie-Offiziere und die 4. Ulanen, denen Bismarck selbst seit 1842 angehörte, mit dem Kniephöfer Gutsherrn gezecht und auf dem Lande und in der Garnison wilde Streiche verübt; wie manche frohe Erinnerung sah noch der Greis lächelnd vor sich aufleuchten, wenn er jener tollen Tage gedachte. Jetzt klingt es nicht mehr gleichgültig, sondern behaglich und humorvoll, wenn er Scharlach von seiner Landwehrübung erzählt, und daß er „tapfer gegen Staub und markierte Feinde" gefochten habe; voll Interesse berichtet der Kavallerie-Offizier dem Vater von den Kasernen und Ställen des englischen Husaren-Regiments „Prinz Albrecht" in York, von den artigen Offizeren, die ihn zur Tafel geladen haben, von den großen schweren Pferden und den wohlgefütterten Remonten. Und ein echt soldatischer Ausweg ist es, wenn er in den vierziger Jahren vor der inneren Leere und Unbefriedigung entfliehen möchte in ausländischen Kriegsdienst, – in indischen, – er wäre nicht der erste Preuße gewesen, der unter fremden Fahnen kriegerischen Lorbeer geerntet hätte. In einem Offizier hatte er schon längst den Freund gefunden, an dessen Seite er dereinst die ersten ministeriellen Waffengänge fechten sollte: aus den ernsthaften Augen Albrechts von Roon leuchtete die Offiziersgesinnung, die Bismarck später so oft gepriesen hat. Die Karikatur, in der sich der ausgelassene Student einst gefallen hatte, war nun vergessen; die wirkliche Armee mit ihrer Strenge und Härte, ihrer Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit, ihrer schlichten Männlichkeit und ihrem vorwärtsdrängenden preußischen Stolze war in Bismarcks Leben getreten; er hat sie als lebendige Macht erkannt, hat sie lieb gewonnen und sich ihr eingefügt; sie sollte dereinst dem pommerschen Landwehrleutnant die größten und schönsten Siege ihrer Geschichte verdanken.

* * *

„Am 10. August 1792 fühlte ich", erzählt Napoleon I., „daß ich den König verteidigt haben würde, wenn man mich gerufen hätte. Ich war gegen die, welche die Republik mittels des Pöbels begründen wollten. Zudem sah ich Leute in Zivil Uniformierte angreifen; das chokierte mich". So schrieb ein Mann, der vom Königtum nichts, von der Revolution alles erhoffen durfte und doch den richtigen Soldateninstinkt nicht verleugnen konnte. Wie viel stärker mußten die Märztage 1848, die Entehrung seines Königs, die Beschimpfung der preußischen Armee auf den Royalisten und Soldaten Bismarck wirken! Er hat es nie vergessen können, dies „preußische Heer, welches am 19. März, den Zorn des gereizten Siegers im Herzen, die geladene Waffe in der Hand, lediglich dem Befehl seines Kriegsherrn gehorchend, die Rolle des Besiegten übernahm"; in seiner Olmützer Rede hat er die kriegsbegeisterten Abgeordneten bitter auf die Märztage hingewiesen; noch in den „Gedanken und Erinnerungen" klingen Unwille und Entrüstung kräftig mit. Man versteht, daß er noch nach Monaten hart genug sein konnte, um dem Prinzen von Preußen das Lied über die Entweihung des schwarzen Adlers vorzulesen, ohne der Erschütterung des Fürsten viel zu achten; daß seine Sympathien im Potsdamer Marmorsaale mehr den murrenden Gardeoffizieren, als dem kläglichen König gehörten. Kein Zufall, daß wir Bismarck zu Beginn der Revolution so oft in Offiziersgesellschaft finden; unmilitärisch mag es gewesen sein, unsoldatisch war es sicher nicht, wenn er von Prittwitz und Möllendorff,

von Hedemann und Wrangel eine Gegenrevolution erhoffte; der „Infanteriemarsch zum Angriff“ wäre ihm und wäre sicher der ganzen Armee im Augenblick die liebste Melodie gewesen. Es sollte nicht sein! Aber die Hoffnung, daß „das militärische Preußen stark und intakt genug sein werde, um die revolutionäre Welle zum Stehen zu bringen“ hat den Schönhäuser Junker darum doch nicht betrogen; daß er als leitender Minister auch ohne bewaffnete Bauern diesen Rückstoß kräftiger und entscheidender geführt hätte, ist freilich nicht zu bezweifeln.

Die Liebe zu der mißhandelten Armee klingt wie natürlich auch aus den Reden des Abgeordneten. So wenn er am 24. Oktober 1849 vor unwilligen Zuhörern die Verdienste des preußischen Schwertadels preist: „Gehen Sie die Schlachtfelder durch, auf denen für den preußischen Ruhm und die Freiheit gestritten worden ist! Von dem Schlachtfelde an der Brücke bei Warschau, wo der Große Kurfürst den Grund zur Unabhängigkeit Preußens legte, bis unter die Mauern von Rastatt werden Sie finden, daß überall die Wurzel preußischer Freiheit reichlich mit dem Blute seiner edlen Geschlechter getränkt ist“. Warm und sachkundig tritt er am 20. Februar 1850 für eine Erhöhung des Soldes der Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere ein: die Existenz der Armee beruhe darauf, „daß das Korps der Offiziere und Unteroffiziere nicht nur seine Pflicht tut, sondern mehr als seine Pflicht. Tun sie diese Pflicht trocken und ohne weiteres, so ist ein so künstlicher Bau einer Armee wie der unserigen auf die Dauer unhaltbar“. Und in vollen Tönen klingt das Lob des preußischen Offizierkorps, „um welches uns alle kriegführenden Völker beneiden“, des Offizierkorps, „welches an der Spitze einer krieggewöhnten und gedienten Armee für jeden jetzt existierenden Feind unüberwindlich und die alleinige Grundlage einer kühnen und ruhmreichen Politik sein kann.“

Es mochte vor Olmütz noch angehen, solche Politik zu erwähnen; wenige Monate später wäre Bismarcks Rede vermessen, ja frivol und der Stolz auf eine Waffe, die man nicht gebrauchen wollte noch konnte, hohl und eitel erschienen. Es war doch furchtbar bitter für Preußens tapferes Heer, seine „Ehre nur im Gehorsam“ suchen zu müssen, und auch Bismarcks Soldatenherz hat schwer an der selbstverschuldeten Demütigung der Monarchie getragen. Aber dies kaudinische Joch mußte durchschritten werden; das war auch ihm klar, seit Stockhausen, der Kriegsminister, „ein alter, schneidiger Soldat, dessen moralischer und physischer Tapferkeit ich sicher war“, ihm die mangelnde Kriegsbereitschaft Preußens auseinandergesetzt hatte. So leidenschaftlich der Schönhäuser nach Radowitzens Sturz gehofft hatte, daß jetzt „alle preußischen Klingen hoch und freudig in der Sonne blitzen“ würden, jetzt zwang der Staatsmann den Soldaten doch zum Schweigen. Es wäre Bismarcks erster Feldzug geworden: er war schon im November 1850 als Landwehr-Offizier zu seinem Regiment einberufen; er mußte auf Stockhausens Wunsch in Berlin bleiben und seine Kriegslust an den oppositionellen Abgeordneten auslassen. Ein kümmerlicher Ersatz, zu dem ihn die „Mischung von Leichtfertigkeit und Knauserei“, die auch auf militärischem Gebiete herrschte, zwang; er hat als Minister den preußischen Landwehroffizieren bessere Gelegenheiten verschafft, ihr kriegerisches Können zu zeigen.

* * *

„In der That schwoll mein Selbstgefühl, wenn ich bei dem gemeinschaftlichen dîner den bescheidnen aber freien Anstand, die ungezwungne Wohlerzogenheit betrachtete, mit der unsre Unteroffiziere und Husaren unsern und den Badischen Offizieren gegenüber saßen; die meisten von ihnen sahen vornehmer aus, als ein Theil der groß-

herzoglichen Dragoneroffiziere." So heißts im ersten Briefe, den Bismarck aus Frankfurt an Leopold von Gerlach schreibt; der wohltuende Eindruck mochte dem neuen Bundestagsgesandten als gutes Omen für seine Tätigkeit erschienen sein; die preußischen Offiziere in Frankfurt und Mainz mußten dem Diplomaten jetzt, ferne der Heimat, manchen lieben Freund ersetzen. Er hat köstliche Porträts von ihnen entworfen, von den Waldersee und Reitzenstein, den Schack und Deetz, den Monts und Schreckenstein, nie geschmeichelt, weder der Streber noch der Intrigant fehlen in dieser Galerie. Mit den Bevollmächtigten in der Bundesmilitärkommission mußte Bismarck zusammenarbeiten; mit der „offnen und militärischen, wenn auch reizbaren Natur" Waldersees ist er augenscheinlich besser ausgekommen, als mit dem weitschweifigen und steifen Reitzenstein, dessen „preußisches Herz und dessen Mangel an Menschenfurcht" er rühmt, den er aber doch immer wieder beißend karikiert: „ich leide für jetzt nur am Reitzenstein". Die militärisch-technischen Dinge nahmen ihm seine Berater ab; die politischen mußte er erledigen, und die Frage des Ausbaus und der Besatzung von Rastatt, die sich wie ein langweiliger roter Faden durch seine Berichte zieht, war wesentlich politisch, ist für seine Stellung zur Armee also belanglos. Weit charakteristischer ists, wenn er von den Achtunddreißigern und Neuundzwanzigern erzählt, manchmal mit etwas altmärkischem Mißtrauen gegen die Rheinländer, die sich nicht wie unsere Leute „nach vollendeter Dienstzeit als forscher vorkommen, wenn sie die Militärmütze tragen, und nicht, wenn sie hitzig werden, mit herausforderndem Stolze sagen: „ick bün ook Soldat west". Im allgemeinen aber fühlt er sich unter seinen preußischen Musketieren weit wohler als bei den Thun und Prokesch und versäumt keine Gelegenheit, bei Besichtigung und Manöver, mit ihnen zusammenzukommen. Die Soldaten aber fühlen mit dem feinen Empfinden des gemeinen Mannes, daß dieser hochgewachsene schlanke Kavallerist innerlich zu ihnen gehört; „Seine Exzellenz, der Herr Leutnant von Bismarck" ist bei der Frankfurter Garnison ebenso beliebt wie bei den Mainzern. Die Möglichkeit, in der Kammer für das Heer einzutreten, wird freilich seltener; kommt sie aber, so wird sie kräftig benutzt, und schneidig klingt die Verteidigung des Armeeadels den Vincke und Harcort (20. März 1852) entgegen: „Das Geschäft ist zwar ehrenvoll, aber nicht so lukrativ als Fabriken anzulegen und mit königlicher Unterstützung fortzuführen und den Dank dafür durch Angriffe auf die Regierung zu zahlen". Mögen die Gegner auf ihr Landwehroffizierspatent pochen, auch er trägt die Epauletten; er ist soviel wie sie und ist mehr, denn schon ist er in die Bahnen eingebogen, die nach Königgrätz und Sedan weisen. Zehn Jahre später, und der Major von Bismarck soll als „neues Bataillon in die ministerielle Schlachtordnung einrücken" und seine Fahnen zum Siege führen.

* * *

„Ich habe es immer bedauert", hat Fürst Bismarck am Weihnachtsabend 1872 seinem alten Kaiser geschrieben, „daß es mir nach dem Willen meiner Eltern nicht erlaubt war, lieber vor der Front als hinter dem Schreibtisch meine Anhänglichkeit an das angestammte Königshaus und meine Begeisterung für die Größe und den Ruhm des Vaterlandes zu betätigen .... Ich wäre vielleicht ein unbrauchbarer General geworden, aber nach meiner eigenen Neigung hätte ich lieber Schlachten für Euer Majestät gewonnen, als diplomatische Campagnen." Wir heute können in das Bedauern Bismarcks, in diese charakteristische Ferienabneigung gegen Schreibtisch und Feder nicht recht mit einstimmen. An tüchtigen Generalen hat es den preußischen

Königen nie gefehlt, eher an großen Staatsmännern, und ein Bismarck in der Front wäre schon mehr als Verschwendung und ganz sicher am unrechten Platz gewesen. In die Geschichte der Armee gehört ja auch der Minister und der Kanzler, von 1862 bis 1890; mit einem Kampf ums Heer hat seine leitende staatsmännische Tätigkeit begonnen, mit dem Hohen Lied der preußischen Armee in der Februarrede von 1888 klingt die große Zeit aus, in wuchtigen und vollen Akkorden; dazwischen aber liegen Düppel und Königgrätz und Sedan, Quinquennat und Septennat, Norddeutscher Bund und Deutsches Reich. Verständlich, wenn sich der Greis empört gegen Caprivi und den Vorwurf der „Feindschaft gegen die Armee“ verwahrt und mit Recht darauf hinweist, „wie die Armee vor und zur Zeit meines Eintritts ins Amt 1862 zivilistisch bekämpft, kritisiert und stiefmütterlich verkürzt wurde, und wie sie unter meiner Amtsführung aus der Alltäglichkeit des Garnisonslebens über Düppel, Sadowa und Sedan von 1864 bis 1871 dreimal zum Einzug gegen Berlin gelangte.“ Schärfer und zutreffender könnte man die Bedeutung des Staatsmanns für die Geschichte des deutschen Heeres kaum umschreiben. Freilich unter seinem alten Herrn hätte es solcher Rechtfertigung nie bedurft; der wußte, daß Bismarck ihm überall „das Herz und den Sinn eines Soldaten“ gezeigt hatte. Es waren sicherlich nicht nur konventionelle Zeichen königlicher Huld, wenn Bismarcks militärischer Rang bei jeder passenden Gelegenheit erhöht wurde: schon am 20. September 1866 wird der Kanzler General-Major und Chef des 7. Schweren Landwehr-Reiter-Regiments; am 22. Oktober 1868 stellt ihn Wilhelm à la suite des Magdeburger Kürassier-Regiments Nr. 7, damit er den „historischen gelben Kragen“ beibehalten könne; am 2. März 1872 überläßt der Kaiser seinem großen Berater einige eroberte Geschütze, „die Sie vor einem Jahr zum Schweigen brachten“. Und am 18. Januar 1871, am Tage der Kaiserproklamation von Versailles, war Bismarck General-Leutnant geworden: eine militärische Beförderung sollte die Vollendung des Einigungswerkes belohnen.

Bismarck hat wohl verstanden, wieviel solche Auszeichnungen bei einem alten Soldaten, wie seinem Kaiser bedeuteten; auch er hat, so fern ihm alle persönliche Eitelkeit lag, es immer als hohe Ehre empfunden, dem Offizierkorps und der Armee anzugehören. Er wußte genau, was er für dies Heer bedeutete: daß er und nur er diesen tapfern Soldaten die Wege zu welthistorischer Größe erschlossen hatte; aber er hat darum doch nie verhehlt, daß auch seine Politik des Heeres unbedingt bedurfte, dieses scharfen und starken Werkzeugs, das letzten Endes den gordischen Knoten durchschneiden und die großen Fragen der Zeit mit Blut und Eisen lösen mußte. „Meine ganze politische Kunst“, hat er 1882 im Reichstag gesagt, „wäre völlig gescheitert, ohne Hinblick auf die deutsche Militärorganisation, ohne den leider heute nicht anwesenden Marschall (Moltke) hier und ohne den Respekt, den wir einflößen, ohne die Abneigung, die man hat, mit unsern wohlgeschulten, intelligenten und wohlgeführten Bajonetten anzubinden.“ Drei Jahre später, 1885, hat er der Million deutscher Soldaten, zu denen „ich selbst im geistigen Sinne mich zuzuzählen, mir immer zur Ehre rechne“ sogar das ganze Verdienst zuschieben wollen, „das Verdienst in unserer ganzen Entwicklung, nicht nur des Deutschen Reiches, sondern auch der Politik, die seitdem getrieben worden ist ... Ohne die Armee kein Deutschland, weder wäre es geworden noch ist es zu halten.“ Das war nun freilich rhetorisch übertrieben: natürlich wäre großmächtliche Politik ohne großmächtliche Mittel unmöglich gewesen. Mit dem Vorhandensein der Mittel aber war an und für sich noch nichts gegeben; es bedurfte des Geistes, um die wuchtige Waffe

sicher und im richtigen Augenblick zu führen, und dieser Geist lebte nur in Bismarck. Dennoch, und das bleibt bestehen, ist erst aus beiden Elementen, - aus Wille und Kraft möchte man sagen, - ein lebendiges Ganzes entstanden. Diese Bedingtheit hat Bismarck tief gefühlt und es manchmal schmerzlich empfunden, daß ihm nicht die volle Verfügung auch über dies Instrument zustehen konnte; man hat neuerdings sogar ein tragisches Element darin sehen wollen, daß ihm, dem Leiter des Staates, der letzte entscheidende Akt der Politik doch entzogen blieb und bleiben mußte, daß er über die Armee nicht so unbeschränkt gebot wie Napoleon I. Dann freilich hätte er Ruhm und Ehre mit niemand teilen müssen. Nur sein Wille hätte gegolten, er wäre nicht, wie er manchmal bitter scherzend bemerkte, „Questenberg im Lager", er wäre Wallenstein und mehr als Wallenstein gewesen. So aber mußte er sich fügen, mußte der zweite bleiben; denn der erste war - und trotz allen zeitweiligen Grolles hat sich Bismarck nie ernsthaft dagegen aufgebäumt - der erste war rechtlich und tatsächlich sein Kaiser und König. Damit war freilich das Heer dem Kanzler entrückt; die Generäle, Moltke voran, arbeiteten neben ihm, nicht unter ihm. Notwendigerweise mußte das zu Reibungen und Konflikten führen, zu Übergriffen und scharfer, oft verletzender Abwehr. Manchmal ist Bismarcks wildes Temperament denn auch aufgeschäumt, um sich in heftigen Anklagen Luft zu machen, im tiefsten Grunde hielt er doch fest am preußischen Heere, und die Armee wiederum stand dankbar und mit warmer Verehrung an seiner Seite. Unter seinen Freunden blieb das militärische Element stark vertreten: die Alvenslebens, Gustav und Konstantin, hat er hoch gerühmt, und Albrecht von Roon war immer der gleiche gute Kamerad - in wundervollen Worten hat Bismarck seinen Weggang beklagt; mancher trotzige alte General hat auch dann noch beim Kanzler ausgehalten, als dieser, gestürzt und grollend, in Friedrichsruh saß. Er aber gab mit dem wundervollen Reichtum seines starken Herzens Treue um Treue; er wußte, was er dem „Invaliden von Königgrätz" schuldete; er stimmte dem ehrlichen Roon am Abend des 3. Juli 1866 auf der Höhe des Roskosberges kräftig zu: ja, der „brave Musketier" hatte sie beide noch einmal herausgerissen; die „gesunden Knochen eines einzigen pommerschen Grenadiers" waren ihm seitdem mehr wert, als die ganze bulgarische Frage. Er sprach im Parlament - und man hat mit Recht hohen Wert auf die Herkunft seiner gewaltigen Bilder gelegt - häufig wie ein alter General, vom geladenen Gewehr, an dem der Abzug fehlte, und vom Hofkriegsrat, mit dem sich die Kammer immer wieder vergleichen lassen mußte. Die Dynastie war ihm der „Sammelpunkt, für den Ralliement geblasen" wurde, und die Zentrumspartei ward zur „Breschbatterie, aufgeführt gegen den Staat." Er aber wollte die kleine „Ministerzitadelle" immer wieder verteidigen gegen die Priester, „die einregimentierten Offiziere des Papstes"; er war zum „raus davor" entschlossen, wenn ihn die Abgeordneten durch eine mißliebige Interpellation gereizt hatten; er fand die Klage über die Diktatur in Elsaß-Lothringen so naiv, „als wenn in der Schlacht der Feind sagen wollte, schießen gilt nicht." Selbst den Tambour-Major weiß er prächtig zu verwenden, er lebt und webt eben in militärischen Gedanken und Bildern. Wie wundervoll hat er das Musterbild des preußischen Offiziers in seinem greisen König gezeichnet. Wer Offiziersehre und Offiziersgehorsam so verstand und so nachfühlte, wer in der Welt von Anschauungen, die für Tausende das ein und alles war, so lebte, wer das Ideal so zu preisen wußte, für das jung und alt im Heere in den Tod zu gehen bereit war, der gehörte zur Armee, und die Armee gehörte zu ihm; es war und ist nicht möglich, einen wirklichen Unterschied zwischen beiden zu finden.

Es war scheinbar eine rein militärische Frage, die Durchführung der Armeevorlage vom 10. Februar 1860, die Bismarck die Leitung Preußens verschaffte, freilich eine militärische Frage erster Ordnung: ohne die schärfere Durchführung des großen Gedankens der allgemeinen Wehrpflicht, ohne die notwendige und tiefgreifende Reform der Landwehr wäre das Heer von Bronnzell nie zum Heer von Königgrätz geworden. Die Tat Wilhelms I. und Roons – Hanns von Beseler, der Eroberer Antwerpens, hat es erst jüngst hervorgehoben – „bereitete die Siege unserer Einheitskriege vor und schuf eine neue Grundlage für die heutige Wehrmacht Deutschlands." Die Zeitgenossen freilich sahen die Reorganisationen und den Kampf, der zwischen Krone und Parlament darüber entbrannte, in anderer Beleuchtung. Der Fortschrittspartei der 60iger Jahre war der Kampf um das Heer vor allem ein Kampf um die Macht; sie konnte und wollte nicht mehr glauben, daß die zaghafte preußische Regierung ihren welthistorischen Beruf werde erfüllen können; nur das Parlament schien die innere Kraft zu besitzen, um das Ruder in die Hand zu nehmen und die deutschen Einheitsträume zu verwirklichen. In der Armeevorlage sah der preußische Liberalismus nicht die über die Zukunft entscheidende militärische Reform, sondern einen neuen Akt der ständig wachsenden Reaktion, nicht der technische Kampf um Dienstpflicht und Landwehr schien der wichtige, sondern der politische, der hinter diesen Kontroversen stand; nicht Scharnhorst oder Roon, sondern König oder Parlament war die Losung. Um den Konflikt, um den Streit über diese Grundlagen des Staats durchzufechten, ward Bismarck berufen; ein wenngleich passives Verdienst an dem folgenreichsten Ereignis der neueren deutschen Geschichte mag sich also auch die Armee beimessen; mit Recht hat H. Witte betont, daß „wohl nur im Kampfe um sein Heer Wilhelm bewogen werden konnte, die seelischen und politischen Gegensätze zu überwinden und den ihm unheimlichen Berater zu wählen."

Bismarck wußte, um was es sich beim Konflikte für Armee und Staat handelte. Er war entschlossen, den Fehdehandschuh aufzunehmen, die große Machtfrage endgültig zu entscheiden; das technische, rein militärische, hat er wie stets den Fachmännern, in diesem Falle also seinem Freunde Roon, auf dessen Mut, Festigkeit und Sachkunde er völlig vertraute, überlassen. In Bismarcks Händen blieb die Leitung des Ganzen; er hat, nach seiner Art stürmisch vordrängend und leidenschaftlich angreifend, den Kampf mit allen Mitteln geführt, mit rednerischen, publizistischen und administrativen. Die eigentliche Veranlassung des Streites, die Neuordnung des Heeres, hat er dabei kaum berührt; fast nur in den Thronreden wird die Reform erwähnt und selbstverständlich aufrecht erhalten. In diesen offiziellen Kundgebungen freilich kommt seine Anschauung kräftig zur Geltung. Ein Einlenken „unter Preisgebung der für die Umformung gebrachten beträchtlichen Opfer und mit Beeinträchtigung der Machtstellung Preußens" wäre ihm, so heißt es schon am 13. Oktober 1862, als „schwere Pflichtverletzung" erschienen. Er schleudert am 27. Januar 1863 den „Vorwurf des Mißbrauchs der Gewalt," den die Adresse gegen die Minister erhoben hatte, auf die Ankläger zurück; er wirft ihnen vor, sie hätten Preußen durch ihr ablehnendes Votum wehrlos machen, hätten die Millionen, die die Neubildung schon verschlungen habe, vergeuden wollen. Er deutet ziemlich unverhüllt an, daß das Abgeordnetenhaus einen Beschluß gefaßt habe, dessen Ausführung es selbst nicht ernsthaft wolle, einen Beschluß, der tatsächlich auch gar nicht ausgeführt werden könne: „die Entlassung der Hälfte der Infanterie, eines Drittels der Kavallerie, 119 Bataillone, – ich weiß nicht wie viele Regimenter." Er konstatiert schließlich triumphierend, daß das Parlament durch diesen Beschluß in

eine Sackgasse geraten sei, „aus welcher Sie jetzt einen ihren Wünschen entsprechenden Ausweg schwerlich finden werden." Die Siegesgewißheit, die aus diesen Worten sprach, war nicht erkünstelt, er wußte, daß er das Feld behalten werde; ganz charakteristisch, daß die Erwähnungen der Reform in den Thronreden der folgenden Jahre immer ruhiger, gehaltener, stolzer werden; der Feind ist, ehe er es recht merkt, von den Festungswerken abgedrängt, an eine Kapitulation oder gar eine bedingungslose Übergabe ist nicht mehr zu denken. Die Reform erscheint jetzt als Werk nationaler Verteidigung nach außen, ausgleichender Gerechtigkeit nach innen; „das Heer ist auch nach der Reorganisation ... das preußische Volk in Waffen und zwar in größerer Wahrheit wie zuvor." Die Neuformation ist zur „dauernden Staatseinrichtung" geworden; ohne ihre Anerkennung ist der Friede mit dem Parlament unmöglich (9. November 1863). Der Krieg gegen Dänemark wird zur Probe aufs Exempel; der Reform ist es zu verdanken, daß er geführt werden konnte, „ohne die Erwerbs- und Familienverhältnisse der Bevölkerung durch Aufbietung der Landwehr zu beeinträchtigen" (14. Januar 1865). So werden die Batterien, die die Opposition noch vor wenigen Jahren siegessicher hatte spielen lassen, eine nach der anderen zum Schweigen gebracht. Noch dauert der Kampf fort, aber schon kann kein Einsichtiger mehr bezweifeln, auf welche Seite sich die Wage des Sieges neigen werde. Schon lagen in der Schale der Regierung die Lorbeeren von Düppel und Alsen; und sie wogen schwer, nicht nur für Preußen, sondern für ganz Deutschland; freilich auf die Schale der Abgeordneten drückte Zorn, Haß und Ingrimm der letzten Jahre und die lastende Erinnerung an die Zeit der Reaktion. Aber all das war im Lauf der Debatten zur abgenützten Phrase, zur eintönigen Negation geworden; den Abgeordneten fehlte – Hermann Baumgarten hat das damals scharf hervorgehoben – der Mut zur Tat; und nur die hätte entschieden und hat entschieden. Als die österreichische Hegemonie bei Königgrätz zusammenbrach, war auch die Stellung der Fortschrittspartei in Preußen nicht mehr zu halten; spöttisch hat der alte Bismarck den Epigonen seiner ehemaligen Feinde 1887 zugerufen, man habe ihm einst „mit dem Schicksal Straffords" und „mit noch schlimmeren Dingen gedroht"; schließlich sei die Militärreorganisation doch eine Wirklichkeit geworden.

Es ist verständlich, daß die Leidenschaft des Kampfes auch in den folgenden Jahren noch in den Herzen der Streiter nachbebte; so groß die militärischen und politischen Erfolge des Krieges 1866 waren, vollkommen konnten sie die Erinnerung an den alten Zank, die Bitterkeit über die schwere Niederlage nicht austilgen und überwinden. Es brauchte auch künftig nur das richtige Stichwort zu fallen und mit einem Schlage standen sich die Gegner von ehemals, freilich unter völlig veränderten Verhältnissen, aber doch kampfbereit und kampflustig gegenüber. Selbst bei den großzügigen Debatten des Jahres 1867, den prinzipiellen Auseinandersetzungen über die norddeutsche Verfassung, ist es bei Feststellung des Militär-Etats zu gefährlichen Differenzen gekommen. Bismarck wollte natürlich das Heer „von zufälligen Schwankungen der Majorität" unabhängig machen. Er warnte davor, den parlamentarischen Einfluß, den man erstrebe, vorzugsweise an der Armee zu üben, denn dann richte sich der Beschluß „auf die Fundamente der Sicherheit und der staatlichen Existenz, namentlich in einem Bundesstaate." Er war gewillt, nicht nachzugeben; dem Schönhäuser Deichgrafen machte ein alljährliches Votieren über die Armee „den Eindruck eines Deichverbandes, in welchem jedes Jahr nach Kopfzahl auch der Besitzlosen darüber abgestimmt wird, ob die Deiche bei Hochwasser durchstochen werden sollen

oder nicht." Er würde, meint er, aus solchem Deichverbande ausscheiden; er wolle sich der Gefahr nicht aussetzen, doch einmal „durch eine Wasserflut zugrunde zu gehen." Aber gegen das „Übergangsstadium", das er forderte, wehrte sich der Liberalismus verzweifelt; trotz aller Erfahrungen hatte die Partei ihre Herrschaftsträume nur vertagt, nicht aufgegeben. Die alljährliche Bewilligung des Budgets schien den Abgeordneten nach wie vor der Schlüssel zur Macht; noch immer mißtrauten sie dem Heere als einem willenlosen Instrument in der Hand der Regierung. Sie wollten und konnten Bismarck und dem Könige nicht rückhaltlos die Zügel übergeben; alle freiheitlichen Rechte, ja selbst die Einheit Deutschlands, waren dem Heißsporn der Partei, Waldeck, feil für das eine große Prinzip parlamentarischen Einflusses. Es ist nach schweren Kämpfen dann doch zu einem Kompromiß gekommen, der das vom Kanzler geforderte Übergangsstadium normierte; der prinzipielle Gegensatz blieb freilich trotz des Waffenstillstandes erhalten. Immer wieder sollte Bismarck gerade um militärische Dinge mit der Partei kämpfen, auf die er doch seine nationale Politik stützen mußte; bald war die Machtvollkommenheit des Bundesfeldherrn, bald die Einberufung der Reservisten Gegenstand erregter Debatten. Mit mächtigen Worten hat der Kanzler seinen Standpunkt verteidigt und die Opposition, die im März 1867 sogar an Ablehnung der Verfassung durch die Landtage dachte, in einem Bilde, das schon der Verteidiger der Olmützer Punktation meisterhaft ausgemalt hatte, auf den „Invaliden von Königgrätz" hingewiesen, dem man sagen müsse, mit der deutschen Einheit sei es zwar wieder nichts geworden, dafür sei das Budgetrecht gerettet. Solle der Soldat sich wirklich damit über den Verlust seiner Glieder, die Witwe über den Verlust ihres Mannes trösten? Mit dem Pathos wechselt schneidender Hohn: 1869 hält Bismarck dem Abgeordneten Löwe, der Ersparungen im Militäretat empfehlen zu müssen glaubte, spöttisch entgegen, ob wohl eine siegreiche feindliche Armee an der Grenze durch die Macht der Beredsamkeit aufgehalten werden könne; er wünscht, den zu sehen, der den Mut haben werde, die Verantwortlichkeit für die Entwaffnung des Landes in diesem Augenblicke zu übernehmen und das Volk der Bürgschaft des Friedens zu berauben, welche in seiner eigenen Stärke liegt. Jeder Staat, dem seine Ehre und Unabhängigkeit lieb sei, müsse sich bewußt sein, – wie eine Prophezeiung naher Zukunft klingen die männlichen Worte – daß sein Frieden und seine Sicherheit auf seinem eigenen Degen beruhe; man möge einer so patriotischen und sparsamen Autorität, wie der preußischen Militärverwaltung, doch auch ein gewisses Urteil in dieser Frage beilegen, unmöglich könnten die zivilistischen Elemente allein über die Beschaffenheit und den Kostenpunkt dieses Degens entscheiden. Man spürt es deutlich: die Opposition rührt an eine empfindliche Stelle in Bismarck, wenn sie in ihrer dilettantischen Weise die Armee bekämpft – immer vergeblich; denn in militärischen Dingen, auch in scheinbar kleinen und kleinlichen, stößt sie auf entschlossensten Widerstand; auf diesem Gebiete kann und will der Kanzler nicht nachgeben; hier kämpft er um Prinzipien, gegen das Parlamentsheer für das Heer seines Königs; kein Stück der alten ruhmreichen Tradition darf den Liberalen und Demokraten geopfert werden; denn es ist der Grundpfeiler der staatlichen und königlichen Macht, an den ihre ungeschickten Hände tasten. Schon in Frankfurt war dem Diplomaten die Armee als „das stärkste Element, was wir hatten", erschienen; die Erfahrungen der letzten Jahre konnten diese Überzeugung nur verstärken; „wie ein Dach schützt, ein Deich vor der Überschwemmung, so schützt auch unsere Armee unsere Produktivität in ihrem ganzen Umfange", so hatte er 1869 denen

zugerufen, die das törichte Geschwätz von der Unproduktivität der Armee ausgaben; mit Keulenschlägen trieb er jeden zurück, der den Deich durchstoßen, den Degen abstumpfen wollte. Er allein kannte die Gefahr, die seinem Werke drohte: der Krieg mit Frankreich stand seit Sadowa vor der Türe; darum schützte er so sorglich die Waffe, die den Feind vernichten, die Einheit ganz Deutschlands schaffen sollte – die große, die heroische Zeit für die Armee war jetzt erst gekommen.

* * *

„Was ist das für eine falsche Pietät," hat Erich Marcks einmal geschrieben, „die die Reversseiten glänzender Zeiten der Welt und zwar nicht nur der Mitwelt verbergen will; diese vermeintliche Pietät ist ebenso unhistorisch und so vergänglich wie die tendenziöse Ausnutzung, die diesen Kampf der nebeneinander wirkenden Männer nur zur Verkleinerung des einen oder des andern zu verwerten wüßte." Der Kampf, auf den der Historiker Wilhelms I. anspielt, ist die berühmte Kontroverse zwischen Bismarck und dem Großen Generalstab über die Beschießung von Paris, jene Kontroverse, die in fast allen Briefen und Erinnerungen aus den unvergeßlichen Tagen des Franzosenkrieges einen so bitteren Niederschlag herber Urteile, scharfer Anklagen und gereizter Verteidigungen hinterlassen hat. Man kann noch jetzt kein größeres kriegstheoretisches Werk aufschlagen, das nicht den Zwist zwischen „Schießern" und „Nichtschießern" als Musterbeispiel unbefugter Einmischung der Politik in militärische Operationen anführte. Man kann tatsächlich auch in einer kürzeren Skizze an diesem Groll des Achilleus nicht vorbeigehen, man muß ein Urteil wenigstens versuchen, um dem Verhältnis Bismarcks zur Armee gerecht zu werden. Der Zündstoff, der bei Bismarck, bei Blumenthal und auch bei Moltke gerade durch diese Frage zur Explosion gebracht werden sollte, war freilich, wenigstens vom Kanzler, schon seit Jahren, seit 1866, aufgehäuft. Schon damals hat es an Verstimmungen zwischen ihm und den „Halbgöttern" des Generalstabes nicht gefehlt, wenn auch an Bismarcks Erzählung über den Kriegsrat in Czernahora die kritischen Ausführungen Lettow-Vorbecks, die dann Max Lenz aufgenommen hat, wenig übriggelassen haben. In Nikolsburg freilich mußte der Kanzler zuweitgehende Wünsche hochgestellter Offiziere, unter hartem Kampfe auch mit dem Könige selbst, zurückweisen; indes kann hier nicht, wie bei den Floridsdorfer Linien, von Kompetenzstreitigkeiten die Rede sein; für politische Dinge trug der leitende Minister die volle Verantwortung, und es war eine rein politische Frage, die zur Debatte stand. Den Frieden mit Österreich hatten zwar die Siege der Armee erst ermöglicht; die Ausnutzung und Verwertung dieser Erfolge aber stand Bismarck allein zu. Er war im Recht, und nicht nur der Kronprinz, auch Moltke, standen auf seiner Seite.

Natürlich ließen auch diese Kämpfe ihren Stachel im Herzen der Beteiligten zurück, und es ist möglich, daß mancher höhere Offizier beim Ausbruch des Krieges 1870 dafür sorgen wollte, „daß uns dergleichen nicht wieder passiert". Freilich anfangs schien die Sorge mehr wie unnötig. In den prächtigen Briefen an seine Frau wahrt sich zwar Bismarck kräftig das männliche Recht der Kritik: die „unsinnigen und unmöglichen Cavallerie Attaken" am 16. August – nebenbei bemerkt, ein militärisch kaum haltbares Urteil – kann er nicht ungerügt lassen; er beklagt häufig die „Verschwendung der besten Soldaten Europas"; er hat mit der herben Verdammung von Steinmetz sicher recht, und sein gröbliches Schimpfen über die „unglaubliche Zopfigkeit und Ressorteifersucht der Militärs" mag man auch noch hingehen lassen – ganz ohne Ursuche wird der Grimm nicht gewesen sein, und die scharfe und kräftige Tonart, die den Fehler der andern

übertreibt, um ihn dann um so besser zu treffen, gehört einmal zu seinem historischen Bilde. Sein Herz ist doch trotz allen Scheltens bei der Armee, nicht nur weil die geliebten Söhne den Rock des Königs tragen. Freilich seine Fürsorge kommt in erster Linie Herbert und Bill zugute; er trägt sein Eisernes Kreuz erst dann mit Befriedigung, als der bei Mars-la-Tour verwundete Sohn es auch erhalten hat; aber neben den beiden blauen Dragonern kommen auch die Vettern und Verwandten, kommt „Justav" Alvensleben und Roons „gute lange Bombe", kommen die Gutsnachbarn und Gutsuntertanen, die Schönhäuser und Fischbecker zur Geltung, die Unteroffiziere, die ihm allein Rosen ohne Dornen bringen, und die Musketiere und Füsiliere, die sich das „berserkerhafte Draufstürzen auf den Feind" nicht abgewöhnen wollen. Großes und Kleines zieht an uns vorbei, wenn wir diese echt Bismarckschen Lebens- und Temperamentsäußerungen auf uns wirken lassen, „zuschauende Kgl. Hoheiten", die mit ihren Dienern, Pferden und Adjutanten ihn und Roon nötigen, ihre Arbeitskräfte zurückzulassen, falschblasende Bayern, der dicke und lustige, aber sehr schmierige Bill - jeder, den Bismarck nach dem stets fidelen Fähnrich fragt, wird vergnügt und fängt an zu lachen - dann wieder heulende Weiber und zornige Sachsen, gefangene Priester und das Weberhäuschen bei Donchery, die schönen langhaarigen Pariser Katzen und der arme kleine Thiers mit seinen guten altfranzösischen Manieren, - ein buntes Allerlei von Personen und Dingen, alle lebendig, beweglich, Augenblicksphotographien, im charakteristischen Moment festgehalten, alles vielgestaltig, farbig, gleitend und wechselnd und sich doch immer wieder zusammenschließend zum gewaltigen einheitlichen Bild des großen Krieges und des großen Staatsmannes.

Man wird mit dem staatsmännischen Genius nicht darüber rechten dürfen, daß er nicht alle Gebiete menschlichen Denkens und Erkennens mit gleicher Stärke umfassen, mit gleicher Schärfe durchdringen könne. Auch Bismarcks strategische Urteile stehen nie auf der Höhe seiner politischen; es sind häufig Laienansichten, die er ausspricht, und nur als solche dürfen sie gewertet werden. Freilich den Optimismus, der den Kanzler nach den Augustschlachten beseelte - „entweder schlägt man sich erst vor Paris oder gar nicht mehr"- teilten viele, auch Moltke hoffte im Oktober in Creisau Hasen schießen zu können. Nur der alte König prophezeite in Erinnerung an 1814, daß dies scheinbar so völlig niedergeworfene Volk jetzt noch oder gerade jetzt ungeahnte Kräfte entwickeln könne. Wie hätte Gambetta triumphiert, wenn Bismarcks Gedanke, „die Leute etwas in ihrer Sauce schmoren zu lassen und uns in den eroberten Departements häuslich einzurichten", von der deutschen Heeresleitung übernommen worden wäre. Nicht Paris zu retten, sondern Paris zu schützen, wäre dann der große Weckruf des feurigen Agitators geworden; kein feindliches Heer hätte die Scharen von der Loire, der Oise und der Lisaine trennend auseinandergehalten; man hätte Zeit gehabt, aus bewaffneten Leuten wirkliche Soldaten zu machen, und mit einem Chanzy wären die Deutschen schwerer fertig geworden als mit einem Bazaine.

Freilich, auch der Vormarsch nach Paris führte nicht so schnell zum Ziele, wie mancher Hoffnungsvolle im Lager, mancher Ungeduldige in der Heimat erwartet hatte. Woche auf Woche verrann; von Orleans her drängten unaufhaltsam und drohend gewaltige Massen gegen die Hauptstadt vor; der Zauber der deutschen Siege begann seine Wirkung auf die Neutralen langsam zu verlieren; auch für den schnelleren Fortgang der Verhandlungen mit Süddeutschland wäre es nur zu wünschen gewesen, wenn Podbielsky sein stereotypes „Nichts neues vor Paris" durch eine interessantere Nachricht hätte ersetzen können. Von Ende Oktober an begann deshalb Bismarck mit wachsender

Leidenschaft auf die Beschießung des „Mekka der Zivilisation" zu drängen. Sein stets waches Mißtrauen sah von Anfang an „über der Sache irgend eine Intrigue, angesponnen von Weibern, Erzbischöfen und Gelehrten"; die sachlichen Einwände, die Moltke und der Generalstab gegen seine Forderung erhoben, konnte und wollte er nicht gleichmütig und gerecht wägen und prüfen, die strategisch bedrohte Stellung des deutschen Heeres, deren Gefahren er überschätzte, machte ihm ernsthaft Sorge. Mit wildem Grimm schlug er gegen die Partei der „Nichtschießer" los, hinter der er die Gattin und Schwiegertochter seines Königs vermutete, und wie so oft trafen seine Streiche Schuldige und Unschuldige. Die Angegriffenen wehrten sich, Moltke fast immer mit kühler Ruhe, Blumenthal mit scharfer aggressiver Leidenschaft. Beide Parteien – denn auf Bismarcks Seite war als einflußreicher Bundesgenosse Roon getreten – kämpften erbittert um die Person des Königs, der die Entscheidung geben mußte und sie schließlich im Sinne Bismarcks gab; innerlich war er ohnehin von Anfang an mehr für die „Schießer" als für ihre Gegner gewesen. Und das mit Recht! Denn so sicher und zutreffend Moltke und sein Generalstab die militärische Seite der Streitfrage beurteilt haben, – daß die Beschießung von Paris auch eine politische Bedeutung haben könne, haben sie völlig übersehen. Man hatte – und das wird heute auch der leidenschaftlichste Moltkeverehrer zugestehen müssen – im September und Oktober, unter dem Druck einer fast allgemeinen Kriegsmüdigkeit, den richtigen Zeitpunkt und die schleunige Herbeischaffung des zur Einnahme nötigen Materials versäumt – jetzt war tatsächlich an eine wirklich erfolgreiche Beschießung nicht mehr zu denken; Paris ist denn auch nicht dem Bombardement, sondern dem Hunger erlegen. All das ist richtig und ist unzähligemal gegen Bismarck geltend gemacht worden. Aber den Kern der Sache trifft es nicht. Der Krieg zwischen Deutschland und Frankreich war kein Kampf der Horatier und Curiatier, dem die andern Nationen bewundernd und schweigend zugesehen hatten; sorgenvoll mußte Bismarck auf die Stimmen lauschen, die ihm aus Europa und Deutschland entgegenklangen, und nur der Donner der Geschütze konnte sie übertönen. Der moralische Eindruck der Beschießung von Paris war von ausschlaggebender Bedeutung; es war doch etwas anderes, wenn der Mont Avron zusammengeschossen wurde und die Bomben bis nach der Hauptstadt flogen, als wenn wie bisher, so auch ferner die große Pariser Armee wie „festgemauert" dagesessen wäre und Bismarck zornig, aber nicht ohne Grund sich hätte überlegen müssen, „ob ihr wie Thor ein weiblich Gewand die Knie umwallt." Es gibt aber Imponderabilien der Weltgeschichte, an denen der nur fachmännisch geschulte Blick achtlos vorbeigleitet, die das staatsmännische Genie aber, rasch und instinktiv verstehend, erfaßt und mit durchschlagendem Erfolge verwertet.

* * *

„Ich bin," hat Bismarck im November 1870 halb scherzend, halb ernsthaft seiner Umgebung zugerufen, „militärfromm in den Krieg gekommen, künftig gehe ich mit den Parlamentarischen, und wenn sie mich weiter ärgern, so lasse ich mir einen Stuhl auf die äußerste Linke stellen." Verständlich wäre es gewesen, wenn dem Leidenschaftlichen im Drang der lästigen und ärgerlichen Geschäfte der Gedanke an Vergeltung aufgestiegen wäre; der Staatsmann freilich ist bei ruhiger Überlegung nie auf solche Regungen des Moments zurückgekommen; gar manches, was er nach seiner Art gesagt hatte, „in Aufregung und Verdruß", war für den Augenblick gesprochen und mit dem Augenblick vergessen. Er hat sich noch 1889 einen „sehr militärfrommen Kanzler" nennen können, und es wäre mehr als ungerecht, wollte man ihm diesen Titel bestreiten. Höchst charakte-

ristisch, wie er, gleich nach dem Kriege, vor dem neuen deutschen Reichstag für die Gewährung von Beihilfen an Angehörige der Reserve und Landwehr und für die Verleihung von Dotationen eintritt. Derselbe Mann, der in Versailles gallig über die „Quengeleien" des Militärs gescholten hatte, feierte jetzt mit Stolz „die gegenseitige Hingabe der Mannschaften für ihre Offiziere und der Offiziere für ihre Mannschaften"; vor einem halben Jahre erst hatte seine leidenschaftliche Heftigkeit selbst den stillen stets beherrschten alten Moltke zu zorniger Gegenrede gereizt – jetzt rühmte der Kanzler die „Einsicht der Führer, die zu belohnen, ein Herzensbedürfnis sein müsse". Dieser Geist war eben zu groß, dieses Herz zu stolz, um die Sachen büßen zu lassen für das, was die Personen gefehlt hatten; war das Ziel erreicht, so konnte und wollte er die Mühen des Weges vergessen.

Freilich an Kämpfen hat es auch in den folgenden Jahren nicht gefehlt, an kleinen nicht, noch weniger an großen. Moltkes Widerspruch konnte noch 1873 den Bau des Nordostseekanals verhindern; Bismarck aber war der Anwalt der Zukunft, wenn er die beiden deutschen Meere über deutsches Land hinweg verbinden wollte. Daneben galt es, – eine schwierige und mühevolle Aufgabe – die Kriegslust der Generäle zu bändigen. Vom militärischen Standpunkt aus war und ist es sicher verständlich, daß der Generalstab, Moltke an seiner Spitze, 1875 und später den Präventivkrieg gegen Frankreich ersehnten, wie sie ihn einst, als die Luxemburger Frage 1867 das schwelende Feuer zu hellen Flammen aufzublasen drohte, herbeigewünscht hatten. Allen Lockungen aber, die auch ihn berühren und erregen mußten, denn er sah die Gefahren in Ost und West deutlicher als jeder andere und in bedrohlicher Größe emporwachsen, hat Bismarck hartnäckigen und erfolgreichen Widerstand geleistet. In tiefsinnigen staatsmännisch-philosophischen Bekenntnissen hat er seine Gedanken über diese Kardinalfrage aller Politik ausgesprochen, man könne „der Vorsehung nicht so in die Karten sehen, um der geschichtlichen Entwicklung nach eigner Berechnung vorzugreifen". Sein männliches Herz mußte die Kriegslust, die jung und alt in jeder großen Armee durchdringen soll und wird, kräftig nachempfinden und tiefinnerlich verstehen, diese Sehnsucht nach Wirkung, nach Erprobung der Tapferkeit von Truppe und Führer, nach dem Ruhm und den Ehren des Schlachtfeldes, nach dem Lorbeer, mit dem die Nachwelt die Männer ehrt, die berufen waren, die Arbeit Namenloser zu nutzen. Aber die staatsmännische Kühle, die dem jähen, brausenden Temperament Bismarcks die Wage hielt, zwang Einzelwunsch und Einzelhoffnung zu resignierter Einfügung in die Gesamtheit, zur Unterordnung unter die Zwecke des Ganzen. Niemals freilich hätte er frechem Angriff erlaubt, sein Werk zu gefährden; wenn wirklich der Krieg nicht zu vermeiden gewesen wäre, dann hätte er und nur er „den Zeitpunkt gewählt, ihn zu führen, wo er für das Land, für die Nation mit den geringsten Opfern, mit der geringsten Gefahr geführt werden" konnte. Aber ein Verteidigungskrieg wäre es darum doch geblieben, wie der Siebenjährige Krieg es gewesen war. „Nur für den Schutz unserer Unabhängigkeit nach außen, unserer Einigkeit unter uns", nur für Interessen, die die ganze Nation mitfühlen könne, wollte er Kaiser und Reich zum Kampfe aufrufen; der „Elan und das Feuer" eines Volkskrieges, die er 1870 geweckt und in deren Gluten er die Kaiserkrone geschmiedet hatte, sollten auch die Entscheidungen der Zukunft beflügeln und umleuchten. Er war kein Freund eines faulen Friedens, „der der Befürchtung ausgesetzt ist, jeden Tag, jede Woche gestört zu werden"; der Krieg schien ihm weniger schädlich als solch kläglicher Zwischenzustand, aber ein Nationalkrieg sollte es sein, kein

Kabinettskrieg; man sollte uns die Waffe in die Hand nötigen, uns angreifen, uns zur Verteidigung zwingen. Man hat es getan, wir alle wissen es. Und es ist gekommen, wie Bismarck es wunschte: von der Memel bis zum Bodensee ist Deutschland aufgebrannt wie eine Pulvermine, es starrt von Gewehren und der „furor teutonicus, der sich bei dem Angriff entwickelt" - unsere Feinde in Nord und Ost und West haben ihn erfahren und sollen ihn spüren, bis sie die Waffen senken.

Der Kampf um den Frieden erfüllt die äußere Politik Bismarcks in den siebziger und achtziger Jahren; selbst ihm, der Menschen und Dinge mit souveräner Überlegenheit zu leiten wußte, wurde es immer schwerer, schien es dann und wann fast unmöglich, die Mächte, die auf Deutschlands Demütigung sannen, mit kluger List und scharfer Drohung auseinanderzuhalten. Kein Lebender wäre imstande gewesen, das komplizierte System von Allianzen und Rückversicherungen, dessen verschlungene Fäden in seiner starken und leichten Hand zusammenliefen, so meisterhaft bald zu lockern, bald anzuspannen, wie er es in den letzten Jahren seiner staatsmännischen Tätigkeit vermocht hat; er verstand die Freunde zu beherrschen, die Feinde zu täuschen, abzulenken und manchmal, wenn es not tat, mit gewaltigen Worten zu schrecken. Er allein wußte, wie groß die Gefahr war, die sein Werk umlauerte, er allein kannte die Schwäche diplomatischer Hilfsmittel, die Relativität aller Bündnisse und Verständigungen. Nur die eigene Kraft konnte über die Zukunft entscheiden; es lag alles daran, die in drei Kriegen bewährte Waffe stark und scharf zu erhalten, die Friedenspräsenzstärke des Heeres nach Möglichkeit zu erhöhen, sie nach Möglichkeit, wenigstens für den 1880 bestimmten Zeitraum von sieben Jahren, den schwankenden Majoritäten des Parlaments zu entziehen. Bismarck hat manchen harten Strauß mit den Abgeordneten gerade in militärischen Fragen ausfechten müssen; neben die trotz aller Siege mißtrauischen Liberalen waren die Ultramontanen getreten, denen die Macht des preußischen Staates ein Greuel und das schwerste Hindernis für ihre partikularistisch-zentrifugalen Pläne war; und vollends die Sozialdemokratie, die jugendlichen Radikalismus mit starrem Dogmenglauben seltsam verband, sah im Militarismus nicht ohne Grund ihren stärksten und gefährlichsten Gegner. Bismarck ist der Opposition, die von rechts und links auf ihn eindrang, nicht unterlegen; er hat in den Debatten über den Reichskriegsschatz (1871) seinen Standpunkt ebenso mannhaft behauptet wie in den Zwistigkeiten mit Eugen Richter, dem gewandtesten uud sachkundigsten seiner Feinde, über interne Fragen der Militärverwaltung (1883). Er wahrte die Kommandogewalt seines Kaisers gegen jeden unbefugten Eingriff und Angriff des Parlaments; er wies die Abgeordneten immer wieder auf den chronischen Ernst der politischen Lage, auf die Rüstungen Frankreichs und Rußlands, auf diese „Millionen Bayonette" hin, die „ihre polare Richtung doch im ganzen, in der Hauptsache nach dem Centrum Europas" hätten (14. Juni 1882). Er verließ in seiner großen Septennatsrede vom 11. Januar 1887 das Gebiet diplomatischer Andeutungen und verhüllter Angriffe; noch konnte und wollte er Rußlands Empfindlichkeit schonen, aber er sprach doch schon kühl von der Schwierigkeit, den Frieden zwischen Österreich und Rußland zu erhalten. Schneidend aber klangen seine Worte, als er sich dann gegen den Störenfried Frankreich wandte, eindringlich die Friedensliebe Deutschlands betonte und ihr gegenüber das „feu sacré" der Revanche auflodern ließ, „das jetzt so sorgfältig unter der Asche unterhalten" werde. Er wies die „mutigen Civilisten", die die Verstärkung des deutschen Heeres verweigerten, mit tiefem Ernst auf das kriegerische, tapfere französische Volk hin, das „jederzeit geschickte Heerführer gehabt" habe; er

warnte vor der Unterschätzung der Franzosen; er forderte Verstärkung der Bürgschaften, die über den Sieg entscheiden. Er sprach von den „Leiden der Fremdherrschaft", von den furchtbaren Folgen eines unglücklichen Krieges für Deutschland; er schleuderte plötzlich und unvermutet den Franzosen die wilde Prophezeiung des „saigner à blanc" entgegen. Er verfocht die militärische Forderung mit allen Waffen seiner überwältigenden rednerischen Begabung: er bezweifelte spöttisch, ob die Herren Richter, Windthorst, Grillenberger wirklich „ihr eigenes Urteil in militärischen Fragen über das des Feldmarschalls Grafen Moltke, ... über das eines kriegserfahrenen Kaisers, über das sämtlicher deutscher Generalstäbe und Kriegsministerien stellen" wollten; er verdächtigte - nur dies scharfe Wort ist imstande, die Art seines Angriffs zu kennzeichnen - die Opposition vor ganz Deutschland, er sprach von dem „Wunsche, daß Deutschland im nächsten Kriege nicht glücklich sein möge", und trotz aller rednerischen Umschreibung war klar, wem allein er diesen Wunsch zutraute; er höhnte über die Versprechungen für den Fall einer Gefahr: „Worte sind keine Soldaten und Reden sind keine Bataillone"; er sprach daneben mit strenger Sachlichkeit über die Notwendigkeit der Regierungsforderungen, er war fest entschlossen, sie aufrecht zu erhalten - „wir weichen keinen Nagel breit davon ab", - und im Notfall lieber den Reichstag heimzuschicken; „geschützt sein wollen wir alle, auch Ihre Wähler, rechnen Sie darauf". Er hat dann nach heftigen Debatten seine Drohung auch zur Tat werden lassen: am 14. Januar 1887 wurde das Parlament aufgelöst, und die Neuwahlen wurden zu einem gewaltigen Erfolg des Kanzlers - das Septennat wurde am 9. März mit 227 gegen 31 Stimmen angenommen.

Noch einmal, zum letztenmal unter Wilhelm I., tritt Bismarck für die Stärkung der deutschen Kriegsmacht, für jene berühmte Vorlage ein, die mit der Wiederherstellung der Landwehr II. Aufgebots, mit der Verlängerung der Dienstpflicht bis zum 39. Lebensjahre die unsterblichen Gedanken Scharnhorsts wieder aufnahm und kräftig ausgestaltete. Die Älteren unter uns werden sich noch jenes 6. Februar 1888 erinnern, an dem wieder, wie nach den ersten Siegen in Böhmen, laut und stürmisch der Jubel des Volkes dem Kanzler entgegenklang. Wie hatte er sich aufgereckt, der riesige Greis, aufgebäumt jetzt auch gegen jenes Rußland, das beispiellose uneigennützige Freundschaft mit Schmähungen und Kriegsdrohungen lohnte! Unvergleichlich geschickt verstand Bismarck den plumpen Angriff zu parieren; leidenschaftslos, fast kühl erklärt er den gespannten Zuhörern in großen historischen Rückblicken die augenblickliche Lage. Manche Teile der Rede mögen dem harmlosen Leser ganz unpolitisch, fast wissenschaftlich vorkommen, und doch ist jedes Wort, von der verächtlichen Beiseiteschiebung der russischen Presse am Anfang bis zu den brausenden Fanfaren des Schlusses nicht nur auf den Reichstag und Deutschland, sondern auf Europa und in Europa vor allem auf den Zaren berechnet. Der Kanzler will den Frieden - wir haben kein Recht, an dem Ernst und der Aufrichtigkeit seiner Beteuerungen zu zweifeln - aber mit dem Vertrauen auf den Bundesgenossen von 1813 ist es vorbei, „um Liebe werben wir nicht mehr". Nur die Furcht kann noch die drohende Katastrophe verhindern, und Rußland soll wissen, was ihm droht: immer wieder, bald bei Erwähnung der russischen Truppenaufstellungen, bald bei der so unverdächtig klingenden Reminiszenz an das österreichisch-preußische Bündnis von 1864, dann wieder in der großen Rückschau auf den Wechsel der russisch-preußischen Beziehungen im 19. Jahrhundert, überall, immer unvermutet, immer erschreckend, blitzt der Degen auf, der nicht nur drohen, der auch treffen kann. Beruhigen und erregen will der

Kanzler, aufstacheln und zum Schweigen zwingen, den Reichstag zu dem neuen großen Opfer nötigen und durch seinen Aufruf, durch das Votum der Abgeordneten diesem Heere, das er vergrößern und festigen will, dieses Mal noch die blutige Arbeit ersparen: „Die Hechte im europäischen Karpfenteich hindern uns, Karpfen zu werden," - noch einmal sollen die Raubfische den tödlichen Angelhaken nur sehen, nicht spüren.

Unvergleichlich hat der alte Soldat der Welt die Waffe gezeigt, die die Feinde unschädlich machen konnte und, wenn es nicht anders ging, jetzt oder in Zukunft auch unschädlich machen sollte. Nie hat er wärmer, nie stolzer über unser Heer gesprochen; verkörperte er doch selbst am besten die Eigenschaft, die er von seinem Volke forderte, das „Selbstgefühl einer großen Nation, die unter Umständen stark genug ist, ihre Geschicke in ihre eigene Hand zu nehmen, auch gegen jede Koalition." Freilich das Odium des Angreifers wollte er auch jetzt nicht auf sich nehmen, gerade die Heeresvermehrung sollte ja zur Friedensbürgschaft werden: „mit der gewaltigen Maschinerie, zu der wir das deutsche Heerwesen ausbilden, unternimmt man keinen Angriff." Er hat damals den Volkskrieg gepriesen in Worten, die in unsern Tagen unzähligemal wiederholt worden sind, die einst als Motto über der Geschichte unserer großen Zeit stehen werden. Er hatte sie selbst erfahren, die Tapferkeit, die Treue, die Ausdauer unserer Soldaten; er gehörte selbst zu dem Offizierkorps, „welches uns kein anderes Land der Welt nachmachen kann;" er hatte sie selbst bewiesen, die Kameradschaftlichkeit, die er in ernster Stunde rühmte: „kein deutscher Offizier läßt seinen Soldaten im Feuer im Stiche, er holt ihn mit eigener Lebensgefahr heraus und umgekehrt, kein deutscher Soldat läßt seinen Offizier im Stich - das haben wir erfahren!" Der Offizier spricht aus diesen schlichten Worten, der Offizier spricht aus der ganzen mächtigen Rede. Kriegerisches Feuer leuchtet auch um die diplomatisch und fein berechneten Worte, um die kühlen, sachlichen Auseinandersetzungen; auch den Kanzler durchglüht der „furor teutonicus", den er für die Entscheidung von seinen Deutschen erhofft; man spürt deutlich, wie mühsam der Staatsmann die innere Erregung zurückzudrängen sucht. Immer wieder braust sie auf, immer wieder kann er sie dämpfen und dämmen. Bis zum Schluß; da lodert sie auf in heller, mächtiger, weithin strahlender Flamme, in der stolzen Erinnerung an 1813, in dem markigen, einfachen, großen Satze: „Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt!"

Unter allen Bildern Bismarcks ist mir eine Photographie aus den neunziger Jahren am liebsten, die den Alten in seiner Kürassieruniform darstellt. Unwillkürlich denkt man an einen unserer sagenhaften greisen Helden, an Hildebrand oder Wate, an all die deutschen Recken, die in trotziger Treue zu ihren Herren hielten. Wie mächtig leuchten die großen Augen aus dem verwitterten Gesicht unter dem schimmernden Panzerhelm hervor; dem Manne strömt auch im Alter das Blut noch heiß und stark durch die mächtigen Glieder wie in den Tagen der Jugend; mögen die Jahre auch ihre Zeichen um Mund und Augen ziehen, Mut und Kampflust sind dem Achtzigjährigen treugeblieben; noch dräuen die buschigen Brauen, noch kann die Faust den Degen fassen und den Feind treffen, der den Zorn des grimmigen Alten reizt und seine wilde Leidenschaft nicht fürchtet. Bismarck ist auch in seinen letzten Jahren der Kämpfer geblieben, der der Mann gewesen war; wer ihm in den Weg trat, der durfte Hieb und Stich nicht scheuen, niemanden hat seine scharfe und spitzige Klinge geschont. Er war noch härter geworden, mißtrauischer, bitterer, er glaubte seit 1870 immer deutlicher zu fühlen, „wie der kalte Sumpf von Mißgunst und Haß einem allmählich höher und höher bis

ans Herz steigt," er sah die alten Freunde sterben, er selbst war nicht geschmeidig genug, um sich viel neue zu gewinnen. Mit den Nachfolgern Roons verband ihn weder Erinnerung noch Gewöhnung; er hat einmal behauptet, er wolle lieber mit fremden Mächten als mit dem preußischen Kriegsminister ein Abkommen zustandebringen. Moltke war er immer kühl gegenübergestanden; die kalte, fast glatte Ruhe des Feldherrn und sein jäh wechselndes, aus Kontrasten seltsam gemischtes, aufschäumendes und bezwingendes Herrschertemperament paßten schlecht zusammen; doch waren beide Männer vornehm genug, um sich zu achten, groß genug, um Hand in Hand zu arbeiten, wo Gelegenheit und Überzeugung es gestatteten. Die „immer gleichbleibende, weltmännische Höflichkeit" Moltkes hat denn auch Bismarck dankbar in seinen „Erinnerungen" anerkannt; der Generalstabschef gab seiner Spottlust keinen Stoff und entwaffnete, selbst in Versailles, manchmal seinen Titanenzorn. Denn der Kanzler war gefährlich, wenn er höhnte, die „hypothekare Eitelkeit" Manteuffels ist zum geflügelten Wort geworden; er war furchtbar, wenn er angriff: seine Feindschaft hat lange die gerechte, historische Würdigung eines so hervorragenden Strategen und Organisators, wie es Stosch war, verhindert; er war entsetzlich und vernichtend, wenn er haßte: wo immer er Caprivi in Gespräch und Erinnerung erwähnt, scheinen düstere Flammen tödlichster Gegnerschaft die Züge des zweiten Reichskanzlers ins Gemeine und Abstoßende zu verzerren. Bismarck hat die Geschichtsschreibung durch seine Sympathien und Antipathien so stark beeinflußt wie die Geschichte selbst durch seine Kraft und seinen Willen; auch der Unparteiische vermag sich dem Bann seiner Persönlichkeit nicht zu entziehen. Er war kein Mann der halben Gefühle, er war Feind oder Freund; denn er konnte auch verehren und lieben, mit aller Glut und aller männlichen Hingebung, deren sein starkes, selbstbewußtes Herz fähig war. Wie hat er seinen alten Kaiser bei aller Kritik doch mit tiefem Verständnis und wirklicher, echter Liebe gezeichnet; in ihm aber den deutschen Offizier, wie er war und sein muß, den Offizier, der „dem sicheren Tode im Dienste mit dem einfachen Worte „zu Befehl" selbstlos und furchtlos entgegengeht." Auch der Greis, der verbittert und voll heißer, ungestillter Tatenlust an seinen „Erinnerungen" schrieb, hatte seine alte Liebe nicht vergessen; vor seiner „Manöverkritik" hatte das preußische Heer so gut bestanden, wie sein alter Herr, „den der Gedanke an sein preußisches porte-épée auf richtigem Wege erhielt." So herb er über einzelne urteilen konnte, die Armee als Ganzes hat er nie scharf kritisiert; sie war mit all ihren großen Erinnerungen bis zuletzt sein Stolz und seine Hoffnung.

Und nun ist der Tag des Heeres gekommen, und unsere Soldaten und unsere Offiziere haben jetzt schon die herbe Probe bestanden; der Lorbeer von Ypern und Antwerpen, von Tsingtau und Santa Maria leuchtet in frischem Grün neben den ehrwürdigen Ruhmeskränzen unserer Väter. Aber auch der Tag Bismarcks erstrahlt über uns in hellem Glanze! Sein Werk zu verteidigen sind wir hinausgezogen in den Kampf und wenns sein muß, in den Tod. Aber wir wollen gerne sterben, damit unsere Kinder leben, damit ein größeres, ein mächtigeres, ein glücklicheres Deutschland sie umschließe. Wenn des Kanzlers 100. Geburtstag naht, dann sollen die Siegesbanner auf unsern Häusern wehen und Eichenlaub soll unsere Helme umwinden. Bis dahin aber walte sein Geist über unsern Staatsmännern, sein starker Wille lenke unsere Bataillone; mit Bismarcks Namen auf den Lippen stürmen wir gegen den Feind, und Gott wird mit uns sein, wie er mit unsern Vätern war!

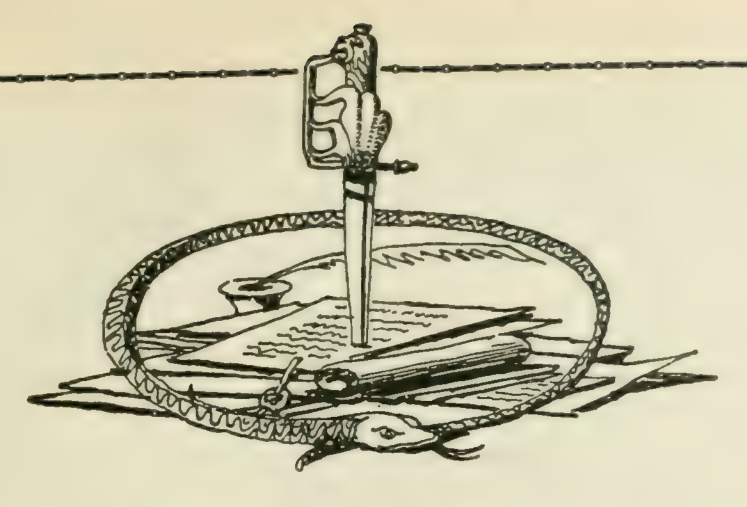


Kupfertiefdruck von Broschek & Co., Hamburg

Bismarck im Jahre 1859

Nach einer Photographie von Else Wolff





Bismarck als Diplomat.

Von Max Lenz.

Vor einigen Jahren war bei uns in der Öffentlichkeit eine lebhafte Diskussion entbrannt über eine Reform des diplomatischen Dienstes. Nicht nur in der Presse, sondern auch im Parlament wurde Klage darüber geführt, daß der Kreis, aus dem die Regierung ihre jungen Diplomaten wähle, zu eng gezogen sei; daß die Vorbildung, besonders auf geschichtlichem Gebiet und in allen wirtschaftlichen Fragen, zu gering sei; daß man auf die Zugehörigkeit zu einem der vornehmen Korps oder einem der Garderegimenter und auf hochklingende Adelstitel mehr Gewicht lege als auf Kenntnisse; und daß man auf große Revenuen und gesellschaftliche Tournure mehr achte als auf geistige Ressourcen. Solchen Vorwürfen gegenüber hatte die Regierung keinen leichten Stand. Denn sie konnte nicht leugnen, daß die Arbeit unserer Diplomaten nur geringe Erfolge aufzuweisen habe. Und so ist denn auch seitdem manches geschehen, um den jungen Herren in der Wilhelmstraße ein stärkeres geistiges Rüstzeug mitzugeben; und dann und wann mag ja wohl auch aus den gehobenen bürgerlichen Kreisen der eine oder der andere, statt, wie es sonst zu geschehen pflegte, in die Konsulatskarriere abgeschoben oder in der Zentralverwaltung verwandt zu werden, zu dem höheren auswärtigen Dienst zugelassen sein.

Heute sieht jedermann, daß unsere Diplomatie in der Tat gegenüber den feindlichen Kräften, die uns seit Jahren bedrängten, versagt hat; daß sie die Zahl unserer Feinde nicht vermindert und die unserer Freunde nicht vermehrt hat; und daß sie selbst von der Plötzlichkeit und der Schwere der Katastrophe kaum weniger überrascht worden ist als die breite Welt der diplomatischen Laien. Unser führender Staatsmann hat es in jener Stunde, da der englische Botschafter ihm die Kriegserklärung seines Landes überbrachte – gewiß einer der bedeutungsvollsten Momente in der neueren Geschichte – rückhaltlos bekannt, daß seine Politik ein Fehlschlag gewesen sei, in Worten, die durch den leidenschaftlichen Ton, den Schmerz und die sittliche Empörung, die sie durchbebten, offenbarten, wie ernst es ihm mit seinem durch fünf lange Jahre durchgeführten Bestreben gewesen ist, den stärksten und hinterhaltigsten unserer Rivalen zum Freunde zu gewinnen.

Seitdem hat das Schwert das Wort. Und siehe da, dies brachte uns sofort, was der Feder versagt geblieben war: diplomatische Erfolge. Der alte Dreibund wurde

durch den Ausbruch des Krieges gesprengt; denn mag er auch dem Namen nach noch heute gelten, so weiß doch alle Welt, wie wenig er in Wirklichkeit bedeutet, und daß wir noch froh sein mußten, wenn die Freundschaft mit Italien sich nicht ins Gegenteil verwandelte: hatte es doch bereits zur Zeit des Friedens in den Fällen, wo es auf die Probe ankam, seine Stellung jedesmal bei unseren Gegnern genommen und da, wo es auf eigenen Wegen ging, unsere Kreise direkt gestört. Statt dessen aber ist ein neuer Dreibund entstanden, der, wenn etwa die Mittelstücke, welche bisher fehlen, noch hinzukommen sollten, von Wilhelmshaven bis Bagdad reichen würde und auf jeden Fall einen stärkeren Wall darstellt, als das heute auseinander gebrochene Zentraleuropa: weil er eben durch das Schwert gegründet, durch den Kampf, den jedes seiner Glieder um die Existenz zu führen gezwungen ist, zusammengefügt wurde. Noch wissen wir nicht, wie jene Zwischenstaaten sich verhalten werden. Wie aber auch immer die Dinge laufen werden, unser Schwert allein wird ebensowohl andere Schwerter, die sich schon in der Scheide lockern wollten, darin zurückhalten, wie es sie, falls wir mit ihm unsere Feinde niederschmettern, an unsere Seite bringen wird. Auch die neuen Diplomaten, welche unsere Sache jetzt an den fremden Höfen vertreten, werden es, wie genau sie mit den Intentionen unserer Regierung und derjenigen, bei denen sie akkreditiert sind, vertraut sein, wie tief ihre Einsicht und wie fest auch ihr Wille sein mögen, nichts erreichen ohne die Macht, die hinter ihnen steht. Diese allein kann uns die Freunde erhalten, die wir besaßen, und neue gewinnen, wie sie allein unsere Feinde niederzwingen wird.

Dürfen wir danach sagen, daß jene Klagen oder Vorwürfe gegen eine Klasse von Beamten, denen unsere Regierung die wichtigsten Interessen der Nation anvertraut, berechtigt waren? Doch nur dann, wenn es diplomatischer Geschicklichkeit möglich gewesen wäre, den Felssturz, der im Sommer plötzlich und urgewaltig auf uns niederbrach, zurückzuhalten. Es gibt jedoch in der großen Politik säkulare Verschiebungen, die auch die einsichtigste und kraftvollste Staatskunst (für welche die Diplomatie doch immer nur Mittel und Werkzeug ist, zu der sie sich verhält wie die Taktik zur Strategie) nicht verhindern kann. Das sind die großen Krisen, die Weltwenden in der Geschichte, wie diejenige eine ist, die wir heute erleben: wo der Staatsmann nichts weiter vermag als den Moment, den das Schicksal ihm setzt, zu erfassen, wo seine Kunst gerade darin besteht, daß er an die Macht, an das Schwert zu appellieren den Entschluß faßt, den Krieg als das letzte Mittel der Politik, als die ultima ratio regum ergreift. Ein solcher Moment trat ein für Friedrich den Großen im Sommer 1756, als sich ihm die Koalition Rußlands, Österreichs und Frankreichs in unabwendbarer Nähe am Horizonte abzeichnete; für Napoleon im Frühjahr 1803, als England den Frieden, zu dem es ein Jahr vorher sich verstanden hatte, zu brechen entschlossen war; und für Bismarck am 13. Juli 1870, als er durch Umredigierung der Emser Depesche das schon halb verlorene Spiel herstellte und, was ein Rückzug zu werden drohte, mit ein paar Federstrichen in einen nicht mehr zu hemmenden Angriff verwandelte.

Niemand ist sich dieser in der Natur der Dinge liegenden Notwendigkeit stärker bewußt gewesen als der Schöpfer unseres Reiches. Zu allen Zeiten hat Bismarck gewußt, daß die Welle sich nicht lenken läßt, daß alle Kunst und Kraft, die dem Staatsmann zu Gebote steht, nur darin beruht, das Staatsschiff den Stürmen zum Trotz im rechten Kurs zu halten. Jahre hindurch hat er mit ihm die hohe See der Politik aufgesucht und gerade die großen Krisen (nach seinem eigenen Wort) als das

Wetter begrüßt, in dem Preußens Macht wachsen werde. Danach hat er zwei Jahrzehnte hindurch unausgesetzt mit eingerefften Segeln seine Fahrt gemacht und alles getan, um den Zusammenprall zu vermeiden; nahe am Ufer, ja im Hafen selbst hat er sich nun gehalten: aber auch da waren es jederzeit die Felswände der Macht, neben denen er ankerte, und vor denen es allen Gegnern Deutschlands grauste. Daß es ihm in dieser Epoche seines Wirkens gelungen ist, den Zusammenstoß mit überlegenen Gewalten zu vermeiden, darf wohl als die größte Probe seiner Staatskunst aufgefaßt werden. Aber auch dies war nur möglich, weil der zwei Jahrhunderte alte Gegensatz zwischen Frankreich und England, und ebenso der neuere, erst im 19. Jahrhundert entwickelte, zwischen England und Rußland noch bestanden: Konstellationen, die seitdem, wie wir es heute erleben, beseitigt oder wenigstens hinausgeschoben sind und einem Kriegsbund dieser drei Mächte und ihrer Vasallen gegen uns Platz gemacht haben. Nicht eher also, als bis uns bewiesen würde, daß es möglich gewesen wäre, diese Umgruppierung der großen Mächte zu verhindern, oder daß wir unsere Machtziele trotz der Tripleentente hätten erreichen können, dürften wir in jene Anklage rückhaltlos einstimmen.

* * *

Auch Bismarck hat gelegentlich das Bedürfnis einer besonderen Vorbildung für die diplomatische Karriere betont. Jedoch verlangte er dies nicht eigentlich von den Diplomaten von Fach; er richtete solche Mahnungen vielmehr an diejenigen unter seinen Gegnern, welche, ohne irgendwie als Fachleute in der hohen Politik sich bewährt zu haben, ihm dennoch die Ziele der preußischen und der deutschen Politik anzugeben wußten und die Methoden, die er anwandte, einer oft überaus scharfen Kritik unterzogen. Es waren die Herren von der liberalen Opposition, welche in den Kämpfen um die deutsche Einheit andere Wege vorhatten als die, welche Bismarck gewählt hatte. Er suchte diese unerbetenen Ratschläge dann wohl mit der Bemerkung abzuwehren, daß jene von Dingen sprächen, die außerhalb ihres Horizontes lägen, und zu denen eine sachgemäße Vorbildung gehöre. Und diese Auffassung ist durch den Erfolg, den Sieg Bismarcks so allgemein geworden, daß sie sogar noch heute zuweilen vorgetragen wird und nicht nur für Bismarck, sondern auch für seine Nachfolger gelten soll. An seine eigenen Kollegen hat Bismarck jedoch niemals solche Anforderungen gestellt. Er beklagte sich wohl eher über die beamtenmäßige Manier, mit der in der preußischen Diplomatie die Geschäfte getrieben würden; „wir betreiben", schreibt er an den General von Gerlach schon im zweiten Jahre seiner Frankfurter Gesandtschaft, „eine Menge kleiner Sachen, die allerdings notwendig gemacht werden müssen, mit denen aber der große Apparat von so vielen hochbezahlten Gesandtschaften und Unterbehörden kaum im Verhältnis zu stehen scheint". Und der dürftige Nachwuchs in der preußischen Diplomatie erregte ihm ganz so wie den heutigen Anklägern unserer Diplomatie die Galle: „Die Menschen", so lesen wir in einem anderen Briefe aus jener Zeit „fehlen uns zum Verzweifeln." Aber die Eigenschaften, die er fordert, haben mit den Ansprüchen, die er der liberalen Opposition der 60er Jahre, etwa einem Gneist oder Virchow gegenüber machte, nichts zu tun. „Prillwitz von den Gardekürassieren", so schreibt er an den General, „hat große Lust hierher, weil er in die Jahre kommt, wo ihm das unverständige Fähndrichsleben, das er bisher getrieben, drückend wird. Ich hätte ihn sehr gern, weil ich glaube, daß sich etwas aus ihm machen läßt. Er hat ungewöhnlich viel Mutterwitz, ein sehr preußisches Herz und ist doch soweit vernünftig

schon geworden, daß er die Mängel seiner Ausbildung fühlt und sich durch Hauslehrer mit täglichem Unterricht nachzuhelfen sucht." Vollends an bürgerlichen Ersatz denkt Bismarck überhaupt nicht. Im Gegenteil, indem er einem seiner Kollegen die Befähigung zum Diplomaten durchaus abspricht, meint er, derselbe sei „etwa ein Diplomat von der Art wie sie Harkort und anderen Demokraten vorschweben, wenn sie der Kammer bürgerliche Geschäftsträger und Konsulen statt der besternten Grafen anpreisen" - woraus man sieht, daß die Forderungen, denen unsere Regierung heute einigermaßen nachzugeben sich anschickte, schon im Jahre 1853 von der gleichen Seite vorgebracht worden sind. Freilich hat Bismarck selbst eine ganze Reihe bürgerlicher Namen in seinen Dienst gezogen; ich brauche nur an Lothar Bucher zu erinnern, den intimsten aller seiner Helfer, oder an Busch, den Staatssekretär, den Bismarck ebenso hoch einschätzte, und an kleinere Geister, wie die Hepke, Ägidy und Moritz Busch, das „Büschchen", wie Bismarck wohl einmal den kleinen Mann, wenn er ihn umwedelte, nannte. Aber er hat sie und andere fast nur zu seinem persönlichen Dienst und im Zentrum der Geschäfte verwandt. Für die Vertretung des Staates an den Höfen sah auch er es als selbstverständlich an, daß nach dem alten Herkommen und dem allgemeinen Brauch, wenigstens der monarchischen Regierungen, Mitglieder der aristokratischen Gesellschaft gewählt würden. Zwar zufrieden mit ihnen war auch er selten genug. Von dem vorhin Genannten, dem er eine allzu bürgerliche Vorbildung nachsagte, meinte er, er sei „unter uns gesagt ein ganzer Narr mit Stern und Eichenlaub". Nicht ganz so scharf, aber ebenfalls von geringer Anerkennung zeugend, lauten seine Urteile über Diplomaten wie Josias Bunsen, Graf Harry von Arnim und Herr von Werther, dem sein unerhörtes Ungeschick als Botschafter in Paris im Juli 1870 das Genick brach; sowie Bismarck auch die Minister, unter denen er diente, einen Otto v. Manteuffel, Schleinitz und Graf Bernstorff nicht eben hoch einschätzte. Auch Robert von der Goltz, für dessen Übernahme in den diplomatischen Dienst er sich in seiner Frankfurter Zeit eingesetzt hatte, und zwar wesentlich unter dem Gesichtspunkt, um ihn aus der Umgebung der Wochenblattpartei zu entfernen, wurde ihm später überaus lästig. Kaum einer unter den großen Posten war ihm in der Zeit seiner drei Kriege nach Gefallen besetzt; weder Savigny noch Arnim noch Werther, geschweige Graf Usedom, dienten ihm so wie er es wünschte. Und wenn Goltz als der einzige nicht durch Bismarck selbst entfernt worden ist, so hat es nur daran gelegen, daß ihn der Tod, bevor der Bruch entschieden war, hinwegnahm.

Er selbst jedoch hat von allen Bedingungen, welche heute an einen richtigen, seinen Aufgaben gewachsenen Diplomaten gestellt werden, keine einzige erfüllt; es müßten denn seine Sprachkenntnisse genannt werden, vor allem seine wunderbare Beherrschung des Französischen, wodurch er bei einer Audienz im Sommer 1862 sogar dem Kaiser Napoleon imponierte. Er hatte ja, als er die Universität bezog, an die diplomatische Laufbahn gedacht, und damals erfüllte ihn wirklich der Traum, ein neuer Metternich oder Talleyrand zu werden; der Ehrgeiz, wie er später einem Universitätsfreund schrieb, war noch der Lotse auf seiner Lebensbahn. An dieser Absicht hielt er noch fest, als seine Eltern es schon nicht mehr wünschten und ihm die Offizierslaufbahn anrieten. Dann aber wurde ihm der Dienst in den preußischen Schreibstuben, die Aussicht, auch beim Ergreifen der diplomatischen Karriere aus der Engigkeit bürokratischer Formen nicht herauskommen zu können, mehr und mehr lästig; er riß sich von den Fesseln des Staates, welche seine junge Kraft nicht zu ertragen vermochte, ganz los, um in der freien Luft

des Landlebens das zu gewinnen, wonach seine Seele dürstete: Unabhängigkeit, das hieß Herrschaft. Und erst die Revolution führte ihn wieder zum Staate zurück. Sie hat ihm, wie vielen andern, freie Bahn für die Entwicklung seiner Kräfte gemacht. Wäre sie nicht gekommen, er hätte wohl sein Leben als Deichhauptmann in Schönhausen beschlossen. In der Revolution aber war es ganz die innere Politik, der er sich ergab: der Rettung der Krone vor dem Anwogen der Demokratie, der Aufrechterhaltung Preußens gegenüber der alsbald fessellos gewordenen deutschen Bewegung galt sein Sinnen und Wirken, mochten auch dann und wann bereits Gedanken in ihm aufblitzen, die auf die spätere Richtung seiner auswärtigen Politik hinwiesen. Auf diesem Felde hat er zuerst alle Künste seiner Diplomatie entwickelt; es ist die Zeit, wo er meist in Potsdam war, „um", wie er jenem Universitätsfreunde schrieb, „einer ruchlosen Kamarilla zu assistieren".

* * *

Und diese Verdienste sind es gewesen, welche ihm die Stellung in Frankfurt einbrachten; so wie sein Freund und Parteigenosse Herr von Kleist-Retzow als Lohn für ähnliche Taten das Oberpräsidium der Rheinprovinz erhielt. Es galt, Preußen nach der Niederlage von Olmütz wieder eine Stellung in dem bundestäglichen Deutschland zu verschaffen, es mit Österreich näher zusammenzubringen, andererseits aber die Mittel- und Kleinstaaten, die durch die unglückliche Unionspolitik an den Wiener Hof herangedrängt waren, von diesem abzuziehen und (worin man sich mit allen Bundesregierungen am meisten im Einklang finden durfte) die Reste des revolutionären Geistes in dem gesamten Bundesgebiet auszutilgen.

In der Zeit, als Bismarck zu der Höhe des Sieges emporstieg und alle Welt über die Größe seiner Erfolge und die Genialität seiner Politik fast sprachlos war, pflegte man die Frankfurter Jahre als seine Lehrzeit in der Diplomatie zu bezeichnen. Hierauf hat bereits Heinrich von Sybel in seiner Wendung die richtige Antwort gegeben, wenn er schreibt, diese Auffassung passe genau so, wie wenn man von der Schwimmschule eines jungen Fisches spräche. In der Tat finden wir Bismarck zu Frankfurt vom ersten Tage ab in seinem Element. Jeder Weg, mag er zwischen Klippen hindurchführen oder über Untiefen hinweggleiten, ist ihm fortan recht; jedes Hindernis weiß er zu nehmen und keins erschreckt ihn. Niemand von seinen Kollegen imponiert ihm, und allen sieht er unter die Haut; sie sind ihm unausstehlich mit ihrer Wichtigtuerei und diplomatischen Berichtsmiene, die sie bei jedem Gespräch aufsetzen, und wodurch der ganze Verkehr mit ihnen zu einem gegenseitigen mißtrauischen Ausspionieren wird. Und wenn man noch etwas auszuspionieren und zu verbergen hätte! Aber es sind lauter Lappalien, mit denen diese Leute sich quälen, und diese Diplomaten sind ihm mit ihrer Kleinlichkeitskrämerei viel lächerlicher als der Abgeordnete in der zweiten Kammer im Gefühl seiner Würde. Sogar seine eigene Tätigkeit erscheint ihm schal und wertlos. In der Kunst „mit vielen Worten gar nichts zu sagen", schreibt er bereits am Ende der ersten Woche an seine Gemahlin, „mache ich reißende Fortschritte, schreibe Berichte von vielen Bogen, die sich nett und rund wie Leitartikel lesen, und wenn Manteuffel, nachdem er sie gelesen hat, sagen kann, was darin steht, so kann er mehr wie ich". Er weiß genau, daß nur äußere Ereignisse, welche die Diplomatie weder leiten noch vorherbestimmen kann, eine Änderung zustande bringen werden. Er hat nie daran gezweifelt, daß sie alle mit Wasser kochen: „Aber eine solche nüchterne einfältige Wassersuppe, in der auch nicht ein einziges Fettauge von Hammeltalg zu

spüren ist, überrascht mich. Schickt Schultzen Filöhr, Stephan Lotke und Herrn von Dombrowsky aus dem Chausseehause her, wenn sie gewaschen und gekämmt sind, so will ich in der Diplomatie Staat mit ihnen machen". Er sehnt die Zeit herbei, wo er dieser ganzen „goldbeblechten Schützenherrlichkeit" den Rücken kehren kann und der Freiheit des Landlebens wiedergegeben werden wird, aus der ihn das Rad des Lebens, das ihn erfaßte, herausgeworfen hat. Kaum ist er in Frankfurt ein wenig warm geworden, so entwirft er für seinen Freund Leopold von Gerlach, in dem ersten Brief, den er an ihn schreibt, eine ganze Gallerie von Porträts seiner Kollegen. Jedem gönnt er nur 2—3 Zeilen, aber sie treten vor uns hin, als ob sie lebten; wie im Kinematograph ziehen sie an dem Leser vorüber. An der Spitze Seine Exzellenz der Präsidialgesandte Graf Thun: „ein Gemisch von ungehobelter Derbheit, die leicht für ehrliche Offenheit passiert, von aristokratischer Nonchalance und slavisch-bäuerlicher Schlauheit; hat stets keine Instruktionen und scheint wegen Mangel an Geschäftskunde von seiner Umgebung abhängig zu sein". Ihm folgen seine Mitarbeiter: der Baron Brenner, „ein romantischer Beau, groß, schön und brünett, klug und unterrichtet, aber faul, in Gesellschaft schweigsam"; weiter der Baron Noll, „etwas älter, scheinbar mehr der Flasche als den Weibern zugetan, ersterer jedenfalls über den Durst". Vorsicht und Unaufrichtigkeit ist der bemerkenswerteste Charakterzug in ihrem Verkehr mit den Preußen. Redensarten von der Notwendigkeit gemeinsamen und einheitlichen Wirkens mit Preußen haben sie bis zum Überdruß im Munde; wenn es sich aber darum handelt, dessen Wünsche zu fördern, so ist ein offizielles „nicht entgegen sein wollen" und ein heimliches Vergnügen, Hindernisse zu bereiten, das Einzige, was man von ihnen zu erwarten hat. Es folgen die Mittelstaatler. Zuerst der Bayer, General Xylander: „stellt sich beschränkt und ehrlich, ersteres gelingt ihm vollständig"; inbezug auf die zweite Eigenschaft hat Bismarck noch kein Urteil gewonnen. Herr v. Nostiz, der Sachse, „ist vorsichtig, höflich, biegsam, wie ich glaube, unzuverlässig und falsch aus Schwäche, geschäftskundig und nach seinen Reden vulgär konstitutionell". Über den Württemberger, Herrn von Reinhard (den Sohn jenes napoleonischen Grafen Reinhard, der, ein württembergischer Pastorssohn, in jungen Jahren nach Frankreich geraten und, von den Wellen der Revolution in die Höhe getragen, nach langer diplomatischer Laufbahn Frankreichs erster Bundestagsgesandter gewesen war) ist Bismarck sich noch nicht klar; später hat er um so böser über ihn geurteilt. Der Badenser, Herr von Marschall, „ist ein kluger gewandter Mann, der viel Hinneigung zu Preußen an den Tag legt, fast zu höflich; betrügt auch er uns, so tut er es wenigstens mit Anstand". Der Kurhesse, Herr von Trott, läßt sich nirgends sehen, „lebt einsam in seinem Zimmer, klagt sehr über die Hitze trotz eines auffallend leichten und nicht ganz propern häuslichen Kostüms und macht einen etwas lai d unkerlichen Eindruck". Und so geht es weiter bis zu den ganz Kleinen herunter, dem Herrn von Fritsch aus Weimar, dem Syndikus Banks von Hamburg und dem Talleyrand von Bremen, dem alten Smith, „dem keiner recht traut, und der für Deutschland nur insoweit Sinn zu haben scheint, als Bremen darin liegt".

Ein wenig Karikatur mag ja in diesen Bildern sein, und die darin Geschilderten würden sich nicht geschmeichelt gefühlt haben; der Blick für die Schwächen seiner Mitdeutschen war in Bismarck von früh auf ausgebildeter, als für ihre stärkeren Seiten; die love of approbation, auf die er für sich selbst keinen Anspruch machte, war in ihm auch andern gegenüber, wie er wiederholt eingestanden hat, wenig entwickelt.

Aber im Kern hat er die Herren Kollegen ohne Frage richtig und mit wundervoller Treffsicherheit aufgefaßt. Er konnte es, weil er selbst von den Schwächen der Andern frei war; denn Menschenkenntnis beruht immer auf Selbstbeobachtung und Selbstkritik. Er hat Napoleon III. schon zu einer Zeit, wo dieser noch in allen Kabinetten und bei allen Parteien für einen Ausbund politischer Klugheit galt, völlig durchschaut, seine persönlichen Schwächen ebenso wie die wankenden Stützen seiner Politik; und Gortschakow, der in der öffentlichen Schätzung ungefähr die gleiche Stellung einnahm wie der französische Kaiser, erschien ihm von Anfang an mehr tölpelhaft als schlau; einen „Fuchs in Holzschuhen" nennt er ihn schon in seinen Frankfurter Berichten. Wie er denn überhaupt von den russischen Diplomaten wenig hielt: „Sie kochen", schreibt er während des Krimkrieges an den General von Gerlach, „eben auch mit Wasser, und diese wegen ihrer Feinheit und Allgegenwärtigkeit sonst so gefürchtete russische Diplomatie könnte zwar nicht von der unsrigen, aber doch von der österreichischen sehr viel lernen". Ein Blick, eine Wendung des allzeit Schlagfertigen genügte, um die Schlausten zu entlarven. Er selbst blieb für Jedermann unergründlich und jeder Situation gewachsen. Mit der souveränen Beherrschung aller Verkehrsformen verband er eine Höflichkeit, die sich nichts vergab und ihn um so unnahbarer machte. Man müsse, äußerte er einmal an der Tafelrunde zu Versailles, die Leute so rücksichtsvoll behandeln wie möglich - oder sie unschädlich machen, eins von beiden; grob sein dürfe man, fügte er scherzend hinzu, nur gegen seine Frau. Es war eine Ritterlichkeit, wie man sie dem Gegner auf der Mensur zu erweisen pflegt, oder, wie Bismarck selbst es während der Revolution gegen einen demokratischen Parlamentskollegen als seinen Grundsatz bekannt hatte: eine Höflichkeit „bis zur letzten Galgensprosse". Immerhin hatte auch dies bei ihm seine Grenze. Schon in Schönhausen, in den schönen Tagen der ländlichen Freiheit und des Brautstandes, hat er der Geliebten eine Probe von seiner Verhandlungskunst mitgeteilt, die ihn noch im Besitz anderer Mittel zeigte. Es war ihm gelungen, einen durch vier Jahre hingeschleppten Streit zwischen 41 „übermütigen Bauern" (so schreibt er) durch einen Vergleich beizulegen: „Nach vierstündiger Arbeit, bei der ich mit schmeichelnder Liebenswürdigkeit und klotziger Grobheit wechselte und selbst einige Male in effektiven Zorn geriet, hatte ich sie zusammen". Wie oft hat er diese Taktik (den Gegner zu erschrecken, den schon Wankenden durch einen leidenschaftlichen Angriff zu entwaffnen) später im Großen angewandt; in den Zorn selbst, so echt er war, legte er dann Berechnung.

Die Regel jedoch blieb ihm für alle Politik ruhiges Beobachten, unbefangenes Urteilen und leidenschaftsloses Handeln, oder nennen wir es lieber im Hinblick auf seine Löwennatur: Bändigung der Leidenschaft. Immer sind es die Realitäten, auf die er den Blick hinlenkt: die allgemeine Lage; die Kräfte, über die der Gegner verfügt, mag er sie aus eigener Macht schöpfen oder aus der Verbindung mit andern; auch seine persönlichen Schwächen, die, wie Bismarck sehr wohl merkt, oft nur ein Ausdruck und Wiederschein der Machtlosigkeit sind, aber gerade darum von ihm als wichtige Faktoren in die Rechnung eingesetzt werden; und wer hätte sie besser ausnützen können als Bismarck! Er beurteilte sie alle „mit der Ruhe des klassifizierenden Naturforschers"; und, wenn ihm einmal etwa im Verkehr mit dem zanksüchtigen und stets intrigierenden Grafen Prokesch, Thuns Nachfolger in Frankfurt, die Galle überlaufen wollte, so war ihm jener im Ganzen als Gegner noch lieber als der beschränkte, aber ehrliche Graf

Rechberg - wenigstens so lange ihm mehr daran lag, sich mit Österreich zu schlagen als zu vertragen. „Sie müssen politisch schreiben, und in der Politik ist der Zweck nicht Beleidigung", so ermahnt er einen seiner Adjunkten. „Die Begriffe Strafe, Lohn, Rache" so ist seine Lehre, „gehören nicht in die Politik. Diese darf der Nemesis nicht ins Handwerk pfuschen, nicht das Richteramt üben wollen, das ist Sache der göttlichen Vorsehung. Die Politik hat nicht zu rächen, was geschehen ist, sondern zu sorgen, daß es nicht wieder geschehe. Sie hat sich unter allen Umständen einzig und allein mit der Frage zu beschäftigen: Was ist hierbei der Vorteil meines Landes, und wie nehme ich diesen Vorteil am besten wahr?" Er fand diese Lehre in einem Lehrbuch der Politik, das er schon auf der Universität studiert hatte, eingehender als die Vorlesungen des alten Heeren, in Shakespeares Königsdramen; aus „Richard dem Zweiten" zitierte er sie einmal einem alten Gegner von 1866, dem Staatsminister von Mittnacht: „Ich kenne weder Haß noch Liebe"; - vom persönlichen Standpunkt sei das lächerlich, aber Staaten sollten so regiert werden. Es war das Staatsgefühl, das in ihm noch mächtiger war als die Leidenschaft, von der es doch ganz durchglüht war, und sie wie mit eisernen Reifen umschloß und in Zucht hielt. Sobald Bismarck am Schreibtisch saß, gewann er sofort die volle Ruhe des Urteils. Darum lesen sich seine Berichte, schon die aus Frankfurt, und gerade diese besonders, wie historisch-politische Abhandlungen: sie atmen Rankesche Objektivität und könnten in der Tat mit der Konzentriertheit ihrer Gedanken, dem Weitblick und der die historischen Bedingungen der politischen Lage voll erfassenden Einsicht dem Geiste des Meisters der Geschichtswissenschaft entstammen.

Zu den sonderbaren Ansichten, die sich im Laufe der Zeit über unseren Helden gebildet haben und zuweilen noch laut werden, gehört auch die Meinung, daß Bismarck mit den Gewohnheiten einer veralteten Diplomatie, die in einem listigen Verschleiern ihrer Absichten ihre Hauptkunst gesehen, gebrochen und zum erstenmal das Prinzip voller Offenheit in die Politik eingeführt habe. Damit aber tut man ihm schweres Unrecht an; die Größe seines Wirkens würde dadurch unendlich verlieren. Wenn irgend ein Politiker, so hat auch Bismarck sich auf Talleyrands Satz verstanden, daß die Diplomatie die Kunst sei, seine Gedanken durch Worte zu verbergen. Erwäge man doch, welche Aufgaben er sich gestellt hat, oder wie sie sich im Laufe der Jahre für ihn gestalteten: gegenüber Österreich, von Olmütz ab über Königgrätz zum Bündnis von Wien; gegenüber der Nation, von der Revolution her, die keinen größeren Gegner fand als ihn, bis zur Gründung des Reiches hin, in das er doch so viele Gedanken von 1848 wieder aufnahm, und weiter durch alle die Kämpfe hindurch, die er mit den alten und den auf dem Boden des neuen Deutschlands entstandenen Parteien zu führen hatte; gegenüber Europa, in dessen Mitte er das Reich wieder aufrichtete, das seit Jahrhunderten in sich zerfallen gewesen und zum Spielball der fremden Nationen geworden war. Er hat Habsburg aus Deutschland verdrängt, um es dann wieder an seine Seite zu ziehen; er hat Rußland der Protektorstellung, die es seit den Tagen von Memel in Preußen und an den kleineren deutschen Höfen besessen hatte, beraubt und durch das Bündnis mit Österreich den Weg geöffnet, der, wenn er selbst ihn auch noch vermeiden konnte, schließlich doch zu dem Kriege auf Leben und Tod geführt hat, in dem wir heute mit den Moskowitern begriffen sind; Frankreich, das Jahrhunderte hindurch über deutsche Kräfte wie über die eigenen verfügt hatte und die Vormacht auf dem Kontinent gewesen war, hat er zu

Boden geschlagen und ihm die deutschen Westmarken wieder entrissen, sowie er schon früher die Nordmarken Dänemark abgenommen und der Nation zurückgewonnen hatte; und obschon er von einer ausgreifenden Überseepolitik nicht viel wissen wollte, hat er dennoch in den großen Fragen der internationalen Politik, in Ägypten, am Balkan und am Kongo, Deutschlands Stellung voll gewahrt und ist mit dem Flottenbau wie der Erwerbung unserer Kolonien wiederum in Wege eingelenkt, die mit den andern vereinigt uns in den Weltkrieg hineingebracht haben.

Wie aber hätte Bismarck alle diese Ziele, welche das Leben der Nation von Grund aus umgestalteten und ganz neue Konstellationen in der allgemeinen Politik heraufbeschworen, jemals erreichen können, wenn er seine Karten stets auf den Tisch gelegt hätte! „Ich schwöre überall, daß wir uns mit Österreich gerührt in den Armen liegen und jeder über des andern Vortrefflichkeit weint", meldet er seinem Freunde, dem General, im März 1854 - in den Wochen, als er alles tat, um den König und seinen Minister von dem Anschluß an die Bundesbrüder in Wien und an ihre westmächtliche Politik zurückzuhalten.

Was aber für das Ausland gilt, trifft auch für das Inland zu. Auch hier verfolgte Bismarck Ziele, die ihn zu allen Strömungen des öffentlichen Lebens in Beziehung brachten, aber mit keiner zusammenfielen. Seine Politik berührte sich irgendwie und wo mit den Programmen aller Parteien, die er auf seinem Wege zu dem neuen Reiche fand - man möchte sagen von Ludwig von Gerlach bis zu Lassalle; aber er unterwarf jedes Stück darin dem Staatsgedanken, für den er eintrat, und entschied sich danach für Annehmen oder Ablehnen. Deshalb hat er mit allen Parteien kämpfen müssen. Die Reaktionäre, seine alten Parteigenossen, seine ältesten Freunde, zog er hinter sich her, um im Siege mit ihnen zu brechen; den Liberalen stemmte er sich entgegen, bedrängte, ja brutalisierte sie, um sich im Siege, der sie, wie ihre Gegner spaltete, mit einem Teil von ihnen zu verbünden. Denn wer sich ihm anschloß, mußte ihm folgen. Kompromisse konnte er wohl eingehen; er hat sie fast allen seinen Rivalen angeboten, den auswärtigen wie denen im Innern, und oft bewilligt; bei jeder Wendung seiner Politik faßte er dies mit ins Auge; ja er hat es geradezu als das konstitutionelle Prinzip für das Verhältnis zwischen Krone und Volksvertretung in Preußen verfochten und durchgesetzt: das konstitutionelle Leben, pflegte er zu sagen, bestehe aus Kompromissen; und wie wenig er, seitdem er in Frankfurt den diplomatischen Kampf mit Österreich über die deutsche Hegemonie begonnen hatte, sich im Grunde eine andere Lösung als die durch das Schwert denken konnte, hielt er sich dennoch bis zuletzt den Ausweg einer Verständigung offen: noch von Brünn aus, als die preußischen Vorposten schon die Türme von Sankt Stephan aus der Ferne erblickten, lange nachdem er das preußisch-deutsche Programm vor der Welt verkündigt, hat er den Rivalen die Hand zu einem Verständnis hingehalten. Aber von seinem Wege ließ er sich nicht abdrängen, an das Fundament seiner Politik durfte ihm niemand rühren. Er blieb in Allem er selbst; jedem Gedanken, den er in sein System aufnahm, gab er das persönliche Gepräge.

Hat es überhaupt Jemand gegeben, dem Bismarck in der Politik sich rückhaltlos aufgeschlossen hätte - abgesehen etwa von dem eigenen Sohn, dem er in den letzten Jahren seiner Herrschaft die nächste Stelle unter ihm gab? Von Lothar Bucher könnte man es vielleicht sagen; doch kam dieser erst zu Bismarck, als der Kampf um die Macht

in Deutschland schon hell entbrannt war, und er wird sich schwerlich so rasch das Vertrauen des Ministers erworben haben, in dessen Besitz er zur Zeit der spanischen Thronkandidatur ja wohl gewesen ist. Für die Epoche nach 1870 mag es auch noch für den einen oder den andern gelten, wenigstens unter denen, die unmittelbar unter dem Fürsten arbeiteten: für die Vertreter seiner Politik im Auslande jedoch schwerlich. Von ihnen hat Bismarck, wenn Moritz Busch, der es aus dem Munde Harry Arnims gehört haben will, recht berichtet, gesagt: „Meine Botschafter müssen einschwenken auf Kommando wie die Unteroffiziere, ohne zu wissen warum.“ Ich weiß nicht, ob dieser Idealzustand jemals unter Bismarck voll verwirklicht worden ist: in den Jahren der Einheitskämpfe bestand jedenfalls die zweite Hälfte jenes Satzes allerdings zu Recht - die erste dagegen durchaus nicht. Graf Bernstorff z. B. war bei der Londoner Konferenz über die Schleswig-Holsteinische Frage im Mai 1864, obschon er Preußen als Botschafter zu vertreten hatte, in den tieferen Sinn der Instruktionen, die Bismarck ihm zusandte, gar nicht eingeweiht; er hatte, wie alle andern, immer nur gerade das eine ihm zugewiesene Stück der Absichten des Ministers auszuführen; das Gesamtbild seiner Diplomatie konnte ihm Bismarck gar nicht mitteilen, schon deshalb nicht, weil es ihm selbst sich von Stunde zu Stunde verschob. Aber auch das eigentliche Ziel seiner Politik wird er dem Botschafter, dessen Ideen mit den seinen doch nur eine sehr entfernte Verwandtschaft hatten, kaum enthüllt haben. Im Sommer 1866 war Graf Bernstorff so ganz außer dem Zusammenhang der Politik seines Chefs, der vier Jahre zuvor von ihm selbst amtliche Weisungen hatte annehmen müssen, daß er im August Graf Robert von der Goltz um einen Bericht über seine Verhandlungen mit Napoleon anging. Goltz hatte als Pariser Botschafter diese führen müssen und war soweit in Bismarcks Pläne eingeweiht; aber er war darüber mit diesem völlig auseinandergekommen, also daß Bismarck in den Konferenzen, die er mit Benedetti in den mährischen Quartieren pflog, vor den Ohren des französischen Gesandten sich auf das heftigste über seinen eigenen Botschafter ausließ; sein Benehmen, sagte er, grenze an Hochverrat. Und dabei hatte er selbst Goltz zu seinem Nachfolger am französischen Hof gemacht, weil er ihn höher einschätzte als andere und ihm persönlich gewogen war! Aber sie waren sehr bald auseinandergekommen, und Bismarck hat das Urteil, welches er damals über den alten Freund faßte, der 1870 nicht mehr erlebte, nicht wieder aufgegeben. „Goltz“, so schilderte er ihn seinen Tischgenossen in Versailles, „war gescheit, ja in gewissem Sinne ein rascher Arbeiter, unterrichtet, aber unbeständig in seiner Auffassung von Personen und Verhältnissen, heut für diesen Mann, diesen Plan eingenommen, morgen für einen andern, mitunter fürs Gegenteil. Und dann war er immer in die Fürstinnen verliebt, an deren Hof er beglaubigt war, erst in Amalie von Griechenland, dann in Eugenie. Er war der Ansicht, was ich das Glück gehabt hätte durchzusetzen, das könnte er mit seinem größeren Verstande auch, und noch besser. Daher intrigierte er fortwährend gegen mich, schrieb Briefe an den König, in denen er mich anklagte und vor mir warnte. Das half ihm nun zwar nichts; denn der König gab mir die Briefe, und ich beantwortete sie mit Verweisen“. Das klingt hart und, wenn man will, ein wenig boshaft; die Fähigkeit, Menschen zu bewundern, war eben nach Bismarcks eigenen Geständnis nur mäßig in ihm ausgebildet. Aber sieht man daraufhin die paar Stücke durch, die uns von der Korrespondenz zwischen dem Minister und seinem Botschafter vorliegen (das Ganze wird - nach einem halben Jahrhundert! - noch immer als Geheimnis der hohen Politik

hinter Schloß und Riegel gehalten), so muß man sagen, daß es richtig und nicht einmal besonders scharf geurteilt ist. Denn in der Tat wollten sie sämtlich alles besser wissen, als ihr Herr und Meister, und schufen ihm in Immediatgesuchen oder in vertraulichen Ergüssen gegen ihre Freunde am Hofe, in der Diplomatie, in der Partei unausgesetzt Schwierigkeiten. Savigny sowohl wie Goltz, und gewiß auch Usedom, forderten in dem schweren Jahre 1863 eine Politik, die sich von der der Liberalen kaum unterschied. Savigny meinte, die Stellung Preußens hänge von dem Einfluß ab, den es in Deutschland ausübe; die diplomatischen Beziehungen zu den kleineren Staaten seien mithin die wichtigsten; es sei eine Verkehrtheit, dieselben von oben herab, mit Geringschätzung zu behandeln, sie von sich zu stoßen, und vollends zu erklären: „Preußen verhandelt nur mit Großmächten"; womit er dann noch großdeutsche Ideen, einer Versöhnung aller deutschen Höfe, den Wiener eingeschlossen, verband. Und Goltz hat sich wirklich erlaubt, ähnliche Urteile in Separatberichten an den König vorzubringen, und sich vor aller Welt über die Unfähigkeit des Ministers aufgehalten. Das Schlimmste aber war, daß der König selbst in jenem Moment - es waren die Wochen, als die schleswig-holsteinische Frage durch den Tod König Friedrichs von Dänemark akut geworden war und die Woge der nationalen Begeisterung hochanschwellend alle Gegensätze der Parteien überfluten wollte - solchen Ansichten gar nicht so fern stand. Waren es doch kaum andere, als er sie in seinen eigensten Handlungen, in seinem Regentschaftsprogramm vom November 1858 und in seiner Begegnung mit Napoleon im Juni 1860 zu Baden-Baden, bekannt hatte - dieselben, über die er mit Bismarck schon im März 1854 aneinander geraten war, und von denen dieser ihn nun zu seiner Politik hinüberführen wollte. Bismarck sah sich in diesem Augenblick ganz allein gelassen: nicht bloß die Liberalen aller Schattierungen und die alten Gegner bei Hofe, der Kronprinz und seine Gemahlin, die Königin mit ihrem Anhang, Schleinitz und wie sie alle hießen, arbeiteten gegen ihn, sondern auch seine festesten Stützen gerieten ins Wanken; sogar in der Armee begann man sich über den Minister, der Preußen einem neuen Olmütz entgegen zu führen drohte, zu erregen. Blanckenburg, den Bismarck damals (ohne ihm das Ziel, dem er zustrebte, zu zeigen) eng an sich heranzog (täglich waren sie bis tief in die Nacht beieinander) hat in einem Brief an seinen Onkel Ludwig von Gerlach die Stimmung dieser Tage geschildert: „Ich kann nur sagen, daß er der Einzige ist, der völlig klar, bewußt, ruhig und energisch den höchst gefährlichen Strom der aura popularis vom entscheidenden Orte abdämmt. Alles war gegen ihn. Die Armee-Aufregung wirkte auf den König sehr zurück. Er wollte Aktion und alle Hunde waren los; aber der Lange blieb fest wie ein Koloß, nur des Abends klagte er mir sein Leid".

Der König aber war der stärkste, ja der einzige wirklich feste Rückhalt des Ministers. Verlor Bismarck auch ihn, so war sein Spiel verloren und ging Preußen - wie er wußte und damals schrieb - wirklich einem neuen Olmütz entgegen. Daß er dennoch seinen Kurs fortsetzen konnte, alle Klippen, die ihn umringten, vermied, Österreich, das noch im Sommer den nationalen Wind ganz in seinen Segeln gehabt hatte, im vollen Strom der öffentlichen Meinung gefahren war, von dieser lostrennte, es an dem Leitseil, das er ihm umgeworfen, hinter sich herzog, den König, die Armee, die eigene Partei und den Hauptteil der Liberalen, die er dadurch auseinander sprengte, für die Annexion (ein bis dahin für sie alle unfaßbarer Gedanke!) gewann, um schließlich die Wiener

Politik in ihrer Schlinge beinah zu ersticken (nur durch ihr Zerreißen, den Krieg, konnte sie sich frei machen) – in diesem allem hat er selbst das Meisterstück seiner diplomatischen Kunst erblickt; er hat sich (was er sonst nicht zu tun pflegte) mit einem Gefühl des Stolzes dazu bekannt. Das Schwerste für ihn blieb immer die Behandlung des Königs. Die Kämpfe, die er mit diesem durchgefochten, um ihn gegen Österreich ins Feld zu bringen, haben ihm noch mehr Mühe gemacht und stärker zugesetzt als die um Schleswig-Holstein. Volle zehn Monate mußte er vom August 1865 ab arbeiten, bevor er die Österreicher dahin gebracht hatte, wo er sie haben wollte: daß sie nämlich selber Preußen den Fehdehandschuh hinwarfen. Seinem König aber durfte er kaum das Ziel zeigen, geschweige die Mittel und Wege, die er einschlagen mußte. Während Wilhelm in Gastein glückselig über den endlich erlangten, für Preußen ehrenvollen Abschluß des langen Haders mit dem Kaiserstaat war, begann sein Minister bereits – fast in derselben Stunde schon – an dem Bau eines der Minengänge, die ihn zur Eroberung der feindlichen Position führen sollten. Endlich, im Juni 1866, war er soweit: der Gallier, lauernd zwar auf den Moment, wo er zupacken könnte, fürs Erste jedoch außer Spiel gebracht; die Florentiner auf Preußens Seite; die Kleinstaaten freilich meist im Lager Habsburgs, aber mit diesem durch Bismarcks Politik zum Bundesbruch gezwungen, und das herrliche Heer an der mährisch-böhmischen Grenze – als der König selbst noch einmal zu zaudern begann. Wir wollen es dem greisen Herrscher wahrlich nicht anrechnen. Er war schließlich doch derjenige, auf dem die Tat am schwersten lastete. Er mußte als Erster auf sich nehmen, was die Zukunft, die dunkel genug war, bringen würde, Sieg oder Niederlage. Es war etwas Großes, daß er, der in einer so ganz andern Welt erzogen und alt geworden war, sich zu einer Politik mit so neuen Zielen emporarbeiten konnte, und etwas noch Größeres, daß er, der mit der Zartheit seines Gewissens, dem von höchstem Verantwortlichkeitsgefühl erfüllten Herzen jeden Schritt auf der neuen Bahn begleitete, dem einmal gefaßten Entschluß mit festem und frohem Wagemute treu blieb.

Um so leuchtender aber tritt auch Bismarcks Wesen und Werk an dieser Stelle heraus. Er war Diplomat auch seinem König gegenüber; aber seine Diplomatie verband sich hier mit dem Grundgefühl seines Lebens, der Vasallentreue und der Preußentreue, der Hingebung an Hohenzollerns Staat und König.

Wir aber verstehen jetzt, weshalb er niemand seine Geheimnisse anvertrauen konnte als sich selbst.

* * *

Dennoch hat es wirklich Fälle gegeben, in denen Bismarck mit einem Ruck den Vorhang hinwegriß und dem Gegner selbst Frontstellung und Ziel seiner Politik rückhaltlos enthüllte. So der liberalen Opposition gegenüber in jener Sitzung der Budgetkommission gleich nach seinem Eintritt in das Ministerium, als er von der Lösung der deutschen Frage durch die Macht, durch Blut und Eisen sprach, um danach den Gegnern ein Kompromiß zwischen Krone und Parlament anzubieten; so auch einige Wochen später gegen Graf Karolÿ, Österreichs Botschafter in Berlin, dem er, wie den preußischen Liberalen, Krieg oder Bündnis zur Auswahl hinlegte, um ihm, als jener von dem traditionellen Einfluß des Kaiserhauses auf die deutschen Regierungen anfing, den es sich nicht rauben lassen werde, das schneidende Wort entgegenzuwerfen, Österreich müsse vielmehr seinen Schwerpunkt nach Ofen verlegen. Es war die Diplomatie der Kraft und des Kraftbewußtseins, die sich darin äußerte, die Diplomatie, welche die Gewaltigen

in der Geschichte noch immer angewandt haben: Cäsar und Alexander wie Cromwell und Napoleon. Es war die auf das Schwert gestützte Bereitschaft; die Politik der Macht, die den Frieden anbot, weil sie den Kampf nicht scheute: die Alternative, in welche Bismarck jeden, der mit ihm zu tun hatte, versetzte: man mußte ihm folgen oder mit ihm kämpfen.

Bisweilen freilich kehrte Bismarck diese Offenheit auch dann heraus, wenn er gar nicht hoffte, ja es kaum wünschte, daß die Gegner daran glauben würden. Denn er erfuhr es wenigstens in den ersten Jahren seines Ministeriums zur Genüge, daß die Welt an dem Ernst seiner Absichten Zweifel trug und, was konsequenteste Energie war, für das zusammenhangslose Hasardspiel eines Tollkühnen ansah. Und so benutzte er wohl diesen Ruf „leichtfertiger Gewalttätigkeit", um die Gegner zu spalten oder auch nur in Verwirrung zu setzen. Das Ziel, dem er zusteuerte, selbst wurde ihm dann zum Mittel, um einen Vorteil für den Moment zu erringen. Wie oft hat er so im Kampf mit Österreich und der Majorität der Bundesstaaten die „stärkste seiner Künste", den größten Trumpf, den er in Händen hatte, das allgemeine deutsche Wahlrecht, halb oder ganz hervorgezogen! Als er ihn dann wirklich auf den Tisch des Bundestages warf, wollte es ihm niemand glauben und wäre er selbst in der Tat (seine Verhandlungen im Mai mit Baron Gabelentz und mit Dr. Giscra in Brünn beweisen es) unter Umständen bereit gewesen, ihn noch einmal zurückzunehmen. Denn er mußte nun einmal Umschau nach allen Seiten halten und immer den Rücken frei haben, jeden Schritt mußte er berechnen, um ihn, wenn es nicht vorwärts ging, zurück zu tun. Ganz undurchdringlich machte ihn der gleiche Trick einmal im März 1866, der Gräfin Hohenthal, der Gemahlin des sächsischen Gesandten am Berliner Hof, gegenüber, die als seine Tischnachbarin bei der Hoftafel mit der Miene liebenswürdigster Unschuld die Frage an ihn richtete, ob die Preußen wirklich Sachsen überfallen und Österreich bekriegen würden. Seine Antwort war: Zweifeln Sie nicht, liebe Gräfin! Seit meinem Eintritt in das Ministerium habe ich keinen anderen Gedanken gehabt; in diesem Augenblick werden die Kanonen gegossen. Und als die Dame weiter fragte, ob sie mit den Ihrigen wohl auf dem Lande in der Nähe von Leipzig bleiben oder auf ihre Güter in Böhmen gehen sollte, war die Entgegnung: Bleiben Sie in Sachsen, denn in der Nähe Ihres böhmischen Schlosses werden die Österreicher geschlagen werden. Wie mag der Minister sich über die Verdutztheit der weiblichen Diplomatin belustigt haben, die nun selbst in die Bedrängnis geriet, die sie von seinem Gesicht hatte ablesen wollen.

* * *

Bei alledem kam Bismarck niemals in Widerspruch mit sich selbst, und wußte er jedesmal den diplomatischen Faden so zu drehen, daß der Gegner sich darin verwickelte und sich ins Unrecht setzte. Wer will heute noch in Abrede stellen, daß die Offensive in Bismarcks Kampf mit Österreich auf Seiten Preußens war, daß er die Netze gewebt hat, in denen die Wiener Politik sich zweimal verfing, und aus denen sie sich dann nur mit dem Schwerte befreien konnte! Trotzdem aber brachte es Bismarck dahin (so wie Cäsar, als er den Rubicon überschritt, gegenüber dem römischen Senat), daß der Bundesbruch formell von Österreich und der Majorität der Kleinstaaten in Frankfurt vollzogen wurde.

Auch vermochte er es – und das ist vielleicht das Merkwürdigste an seiner Diplomatie, die ihn sonst so geheimnisvoll und gefahrdrohend erscheinen ließ –, demjenigen, der sich mit ihm einließ und den er an sich heranziehen wollte, Zutrauen einzuflößen. Und dies forderte er geradezu für die Ausübung seines Berufes; einem russischen Kollegen in Frankfurt, dessen Geschicklichkeit er sonst anerkannte, der aber unzuverlässig war,

sprach er deshalb die Eigenschaft eines guten Diplomaten ab. Ihm war sein Wort heilig; und nichts konnte ihn als Vertreter Preußens in Frankfurt tiefer erregen als die Furcht, daß der Mangel an „initiativer Energie“ seinen Minister zu Handlungen der Untreue verführen könne. „Es wäre“, schreibt er dem General von Gerlach, in der Besorgnis, seine Regierung könne die Kleinstaaten Österreichs Drängen gegenüber preisgeben, „wie Se. Majestät zu sagen pflegt, wider die einfache Offiziers-Ehre, wenn wir aus Angst vor unseren Feinden unsere Bundesgenossen im Stich ließen. Ich würde gar nicht wissen, mit welchem Gesicht ich auf diesem Posten nachher noch figurieren sollte, wenn es so käme; ich würde elend vor Scham.“ Und es entsprach seiner tiefsten Überzeugung, als er im Januar 1872, damals als er den Kampf gegen die römische Partei im neuen Reich eröffnete, dem verschmitzten Führer der Zentrumspartei, dem alten Welfenminister aus Meppen, das mannhafte Wort entgegen rief: „Ich habe den Grundsatz immer nützlich gefunden, des Freundes Freund und – ich will nicht sagen, des Feindes Feind, aber des Gegners Gegner zu sein“.

Freilich, er besann sich, bevor er sein Wort gab; er gab es nur dann, wenn er des neuen Freundes sicher war, und immer nur in einer Lage, die er selbst beherrschte. „Zug um Zug“ zahlte er, und „bar gegen bar“; er pflegte nicht „die Katze im Sack zu kaufen“; „ungemütliche Interessenpolitik“ war es, was er trieb; Sentiments ließ er nirgends Raum. „O armer Knecht, du kommst mit leeren Händen“, zitierte er, als des Papstes Nuntius 1878 in Kissingen eintraf, um die Verhandlungen über die Beendigung des Kulturkampfes zu beginnen; und da er im Reichstag der Gespräche gedenkt, die er als preußischer Ministerpräsident durch Bucher's Vermittlung mit Lassalle gehabt hatte, kommt ihm das Wort in den Sinn, mit dem der Grübler Faust den Versucher von sich fern halten möchte: „Was kannst du armer Teufel geben!“

Denn die Politik war ihm „eine eminent praktische Wissenschaft“, bei der man sich an die Form, an den Namen, an die Theorie nicht so sehr kehren könne. Es sei nicht nützlich, belehrt er seinen kaiserlichen Herrn in der Krisis von 1875, dem Gegner die Sicherheit zu geben, daß man seinen Angriff jedenfalls erwarten werde. „Es muß hier“, so instruiert er im März 1870 Moritz Busch für einen Artikel, den dieser in die Presse bringen sollte, „diplomatisch verfahren werden – d. h., man muß sich bis zur letzten Stunde in der Angelegenheit fest zeigen und nichts von Geneigtheit zu einem Kompromiß zeigen, wenn wir einen Kompromiß, wie er uns paßt, haben wollen“ – eine Regel, die er (beiläufig bemerkt) schon als Gutsbesitzer von Kniephof oft genug, bei einem Pferdehandel oder auf dem Wollmarkt zu Stettin, angewandt haben mag; nennt er es doch schon 1847 als seinen Grundsatz, „sich niemals voreilig durch selbstgemachte Befürchtungen erschrecken zu lassen.“

Wo wäre er auch geblieben, wenn er ohne solche Kaltblütigkeit mit einem Schlaukopf wie Gortschakow oder mit dem Leisetreter Napoleon III., dessen ganzer Lebenslauf eine Kette von Verschwörungen gewesen war, hätte verhandeln wollen! Wer ihm immer den Wind abfangen wollte, fand an ihm seinen Meister. Das erfuhren General Govone, Italiens Unterhändler im Frühling 1866, und sein Herr und Auftraggeber, General La Marmora, so gut sie ihren Landsmann Machiavelli studiert haben mochten; unversehens hingen sie doch in der Schlinge. Und wenn der italienische Minister späterhin „ein wenig“, oder vielmehr recht viel, ja nahezu

das volle Licht über diese Verhandlungen ausgoß, so offenbarte er damit nur seine eigene Niederlage. Seinem Gegenspieler, dessen Reputation er dadurch schädigen wollte, tat es nichts mehr. Denn jedermann erkannte an, daß Bismarck nach dem alten deutschen Sprüchwort auf einen Schelm anderthalb gesetzt oder, wie er es selbst seinem kaiserlichen Herrn bekannte, à corsaire corsaire et demi gespielt hatte; und Wilhelm war seinem Kanzler nur dankbar, daß er ihn ganz aus dem Spiel gelassen und der Begehrlichkeit des französischen Nachbarn die belgischen und rheinischen Köder hingehalten hatte, ohne jemals seinen Herrn zu kompromittieren und sich auch nur selbst binden zu lassen.

Er sah die Politik an als das, was sie wirklich ist: als einen Streit von Macht gegen Macht, als Kriegführung, in der auch das Mittel der List durchaus erlaubt ist, deren letzten Akt immer die Waffen bilden. Dies Ende behielt er stets im Auge. „Bereit sein ist alles" – diese Losung des großen Napoleon hätte auch für Bismarck gelten können. Nichts war ihm verhaßter als „planlose Unentschlossenheit", nichts verächtlicher als eine Defensive aus Gutmütigkeit oder leere, ihrer Machtpflicht nicht bewußte Friedfertigkeit, die gerade dadurch eine unzuverlässige, aus Schwäche zweideutige Politik werden müsse. Die Regierung Friedrich Wilhelms IV. hatte ihm genug Gelegenheit gegeben, um die Richtigkeit dieser Auffassung zu bestätigen. „Eine feige Politik", schreibt er in der Krisis von 1854 dem General Gerlach, „hat noch immer Unglück gebracht"; und drei Jahre später, als alle die hochfliegenden Ziele des kranken Königs in der Blamage von Neuenburg ihr fast tragikomisches Ende gefunden: „Wir sind die gutmütigsten, ungefährlichsten Politiker, und doch traut uns eigentlich niemand, wir gelten wie unsichere Genossen und ungefährliche Feinde, ganz als hätten wir uns im Äußern so betragen und wären im Innern so krank wie Österreich." „Majestät", rät er ein andermal, „müssen durchaus darauf halten, daß Allerhöchst Ihre Minister mehr Sekt trinken; ohne eine halbe Flasche Crémant im Leibe dürfte mir keiner von den Herren ins Conseil kommen. Dann wird unsere Politik bald eine respektablere Farbe annehmen."

Für Bismarck war auch die Defensive stets als die Bereitschaft gemeint, wie aus einer Bastion jeden Augenblick auf den Feind vorzubrechen. War der Schwall der Gegner übergroß, so zog er sich ganz auf die Basis der eigenen Macht zurück. Das wurde die Lage seit der Gründung des Reiches. Denn durch die Einigung der Nation hatte Preußen die Bewegungsfreiheit verloren, die es in dem Rivalitätskampf mit Österreich gehabt und gerade seit Olmütz wieder gewonnen hatte; daher sein rasches Wechseln von Offensive und Defensive in diesen Jahren: mit 400000 Mann war zu dieser Zeit die Krone Hohenzollern in der Tat, wie Bismarck schreibt, niemals allein, gegen die heute trotz ihrer Millionenheere dieselben Mächte koaliert sind, zwischen denen hindurch der große Minister sein Werk in den Hafen hat bringen können.

* * *

Denn der Regulator für alle Diplomatie blieb ihm die Macht; und nur soweit sie der Staatskunst, die deren Gesetzen folgt, entsprach, hatten alle Kunstgriffe der diplomatischen Technik für ihn Wert. Auch darüber war er sich bereits in Frankfurt völlig klar. „Gestern habe ich Brunnow (den russischen Gesandten) kennen gelernt", schreibt er dem befreundeten General im Herbst 1855: „Ein liebenswürdiger Mann von bequemen Formen; aber er scheint mir mehr ein technischer Diplomat, als ein Staatsmann von höherem Zuschnitt zu sein. Personen gewinnen, palliative Auskunfts=

mittel, leidenschaftslose Kunst der Verhandlung traue ich ihm im höchsten Grade zu; vor seinen selbständigen politischen Conceptionen aber hat mir die erste Berührung und eine dreistündige Unterhaltung keinen Respekt eingeflößt. Es fehlt ihm anscheinend an Überzeugungen und Glauben."

Das eben unterschied Bismarck von den meisten seiner Kollegen, und darum hat er sie alle überwunden. Wäre ihm der Erfolg versagt geblieben, so hätten die liberalen Gegner, die in ihrer Weise preußische und deutsche Größe miteinander vermählen wollten und in ihm den Verderber ihrer Ideale sahen, Recht gehabt mit ihrer Behauptung, daß er ein gewissenloser Hasardspieler sei. Der Erfolg allein bewies die Richtigkeit seiner Rechnung. Die Größe Bismarcks liegt eben darin, daß er an die Zukunft und das Recht Preußens in Deutschland und der Welt glaubte, weil er seine Macht erkannte. Glaube und Erkenntnis sind eins. Den Willen zur Macht, der in der Monarchie Friedrichs des Großen, zwar verkümmert und halb erstickt, dennoch in der Tiefe unvermindert glühte, und mit dem sein eigener eingeborener Herrschersinn in eins verschmolzen war, hat er aus den Fesseln, die ihn umschnürt hielten, gelöst und von neuem in die Welt der Waffen und der Politik hinausgeführt.

Hier liegt die Quelle seiner Taten. Von hier aus wird, wie seine Staatskunst, so auch seine Diplomatie in allen Stücken sichtbar: die Einheitlichkeit seines Wollens, die souveräne Sicherheit seines Auftretens, die Zielbewußtheit seines Handelns, das Augenmaß, das er für alle Realitäten besaß, der Sinn für alles was Macht war, die Rücksichtslosigkeit auch, mit der er über Hindernisse hinwegschritt, der Radikalismus, den dieser Monarchist, der zugleich ein Verächter war der Legitimität und ein Hasser aller Romantik in der Politik, im Innern wie nach Außen an den Tag legen konnte, seine unerschütterliche Ruhe bei jeder Verhandlung und der heiße Atem der Leidenschaft, den wir hinter allen seinen Aktionen spüren.

Auf diesem Grunde ruht auch das Reich, das Bismarck schuf: Preußens Machtwille, der dem Staate Friedrichs des Großen gab, was ihm gebührte, und des Reiches Gliedern ließ, was im Laufe der Geschichte ihr Eigen geworden war, hat sich darin verschmolzen mit dem Willen zur Macht, der die Nation selbst in ihrer Tiefe beseelte und zur Einigung aller ihrer Kräfte hintrieb. Heute, in dem ungeheuren Ringen des Weltkrieges, erfahren wir von Neuem, was Bismarck uns damit gegeben. Sein Werk ist es, das wir gegen eine Welt von Feinden verteidigen: sein Wille, sein Wort ist bei uns: es ist uns, als hörten wir seine Stimme. So möge denn sein Geist uns führen durch Not und Tod, durch Kampf und Sieg zur Errettung, zur Erhöhung, zu neuer Herrlichkeit unseres heiligen Vaterlandes!



Bismarck und das Slawentum.

Von Felix Rachfahl.

Das bunte Völkergemisch an der Ostgrenze des deutschen Siedlungsgebietes hat Bismarcks Aufmerksamkeit von jeher in hohem Grade erregt, und oft genug sind ja die politischen Probleme, die damit zusammenhängen, in den Bereich seiner Entschließungen und Maßregeln getreten. Die polnischen Aufstände von 1830-31 und 1846 lenkten seinen Sinn auf die Polenfrage; eine zweckmäßige Gestaltung des Verhältnisses mit Rußland schien ihm seit den Zeiten des Krimkrieges als eine der vornehmsten Aufgaben der preußischen Politik, der er seine ganz besondere Fürsorge zuwandte. In seiner Petersburger Zeit ist er dann mit dem Slawentum in unmittelbare Berührung getreten. Hier lernte er die russische Volksseele genau kennen, und wie er sich hier der russischen Sprache bemächtigte, so auch beschäftigte er sich jetzt mit dem Studium der russischen Sitten, Altertümer und Geschichte. Als er 1859 in Moskau weilte, nahm er „die alten Gebäude des Kremls, die Gegenstände des häuslichen Lebens des Zaren, die kostbaren griechischen Handschriften der Bibliothek der Patriarchen Rußlands" mit solchem Interesse und solcher Sachkunde in Augenschein, daß ihm ein vornehmer einheimischer Archäologe unter dem Eindrucke dieses Besuches schrieb: „Ihre wissenschaftlichen Bemerkungen über diese Denkmäler haben bewiesen, daß Sie außer Ihren großen diplomatischen Kenntnissen auch noch ebenso tiefe auf dem Gebiete der Altertumskunde besitzen. Eine solche Aufmerksamkeit von seiten eines Fremden für unsere Altertümer ist mir als Russen und Liebhaber archäologischer Forschungen doppelt teuer."

Auf eigene Anschauung und Beobachtung im Lande selbst gegründet, war seine Meinung vom slawischen Volkstum nicht gerade besonders hoch. Er teilte die Völker Europas in zwei Arten ein, von denen die eine männlich, die andere weiblich sei: „Die deutsche, die germanische Rasse ist sozusagen das männliche Prinzip, das durch Europa geht, - befruchtend." Die Germanen sind, so erklärte er, so sehr männlich, daß sie für sich allein unregierbar sind. Jeder lebt nach seiner Art; wenn sie aber zusammengefaßt sind, dann sind sie wie ein Strom, der alles vor sich niederwirft, unwiderstehlich. Die Kelten und Slawen sind Völker von weiblicher Gattung: aus sich selber heraus bringen sie es zu nichts, sie sind nicht zeugungsfähig. Allein mit den Deutschen ist freilich auch nicht viel zu erreichen, da eben jeder allzusehr nach seinem eigenen Kopfe will. Aber wenn man germanisches und slawisches Blut zusammenbringt, so gibt es eine gute Mischung. Eben darin liegt die Hauptursache der staatlichen Brauchbarkeit des preußischen Volkes; es ist eine solche Mischrasse und verbindet daher die Fügsamkeit des slawischen Wesens mit der germanischen Kraft und Männlichkeit. Für sich allein jedoch ist der Slawe steril. Die Russen können nichts ohne

die Deutschen machen. Sie können nicht arbeiten, sind indes leicht zu führen. Sie haben keine Widerstandskraft und folgen ihrem Herrn. Bismarck erinnert daran, daß sie sogar ihren Staat den Deutschen verdanken, indem sie erst durch die germanischen Waräger, die Ruriks, zu einer größeren, wirklich staatlichen Einheit zusammengefaßt wurden. Er kannte wohl das berühmte Wort Nestors von den ostslawischen Stämmen der Tschuden, Slowenen, Kriwitschen und Wessen: es war „keine Ordnung" bei ihnen, und eben darum beriefen sie die Waräger aus Schweden: Der Namen der neuen germanischen Herrenkaste, „Russen", wurde dann auf die unterworfenen Ostslawen übertragen. So sehr ist der Staat in Rußland ein deutsches Werk, daß er, sobald er einen rein slawischen Charakter erhalten würde, zusammenbrechen müßte: „Wenn da die Nationalen siegen über die Deutschen, die eingewandert sind, und über die aus den Ostseeprovinzen, so fallen sie auseinander, da gibt's lauter Gemeinden." So weit ging, wie er glaubte, die Abhängigkeit der Russen von den Deutschen, daß er den russischen Agrarkommunismus, den unter dem Namen mir bekannten Gemeindebesitz für einen germanischen Einfuhrartikel erklärte: diesen „als echt national, urrussisch" anzusehen, sei eine „krasse Unwissenheit". Er verwies dagegen auf das altdeutsche Gesamteigentum am Grunde und Boden und sprach die Annahme aus, daß die Russen ihren mir nach diesem Vorbilde, „wie später andere europäische Sachen von uns, von dem germanischen Rurik," bekommen hätten. Sie beruhte auf dem damaligen Stande der Kenntnis, – hatte ja doch August von Haxthausen in seinen Reiseberichten über die ländlichen Zustände Rußlands den mir als uralt und als ein Gegenstück zum altdeutschen Gemeindeeigentum hingestellt. Seitdem ist freilich der Nachweis erbracht worden, daß er vielmehr als eine erst zum Beginne der Neuzeit vornehmlich aus Zwecken bequemer Steuerbeitreibung am grünen Tische der Amtsstube geschaffene Verwaltungseinrichtung anzusehen ist. Wie Bismarck über die Slawen im letzten Grunde dachte, erhellt aus einer Anekdote aus seiner Petersburger Zeit, die er gelegentlich zum besten gab: er sei da auf der Straße einmal von einem frechen Muschik belästigt worden und habe sich nicht anders helfen können, als dadurch, daß er den frechen Kerl in den Straßenkot warf: „Das hatte den gewünschten Erfolg; unvergeßlich aber sind mir die Worte, die mir der Flegel im Fortkriechen zuwinselte: Iswinite Gossudar, jassem kriw! (Bitte um Verzeihung, gnädiger Herr, ich bekenne mich schuldig)." Und der Kanzler fügte hinzu: „Sehen Sie, so sind die Slawen alle, die Einzelnen wie die Völker. Man muß ihrer Frechheit nur mit der gehörigen Kraft entgegentreten, und sie werden schuldbewußt für die erhaltene Züchtigung danken, wo der Deutsche in verletztem Rechtsgefühl über das Zuviel zum Himmel schreien würde."

Im Vordergrunde des Interesses, das Bismarck den slawischen Verhältnissen widmete, standen natürlich die politischen Probleme, und diese hinwiederum gravitierten sämtlich irgendwie zur Polenfrage hin. Sie gehörte zunächst in das Gebiet der innerpreußischen Politik; sie war aber auch eines der vornehmsten Momente für die Regelung der auswärtigen Beziehungen, zumal mit den östlichen Nachbarmächten, Österreich-Ungarn und Rußland.

Von Jugend auf beschäftigte unsern deutschen Helden die Polenfrage und ihre Bedeutung für Preußen auf das Lebhafteste. Die Polenschwärmerei der dreißiger und vierziger Jahre in den liberalen Kreisen Deutschlands war ihm eine unverständliche Sentimentalität. Göttingen war, als er dort 1832 studierte, „eine Art von Depot" für polnische Flüchtlinge aus dem Aufstande des Vorjahres; er lernte damals auch

einige der Führer kennen, „interessante, liebenswürdige Leute.“ Aber es wunderte ihn doch, daß sie, obwohl sie allüberall in den deutschen Städten mit einem Enthusiasmus begrüßt wurden, wie später, 1866 und 1871, kaum unsere heimkehrenden Armeen nach siegreichen und gerechten Kriegen, trotzdem keineswegs in ihren Bestrebungen entwaffnet, gegen Deutschland und Deutsche umgestimmt wurden. Er unterhielt sich mit einem von ihnen in französischer Sprache über die slawischen Ortsnamen in der Mark Brandenburg, wobei er hören mußte: „Attendez, nous leur rendrons bientôt leurs noms primitifs.“ Gerade der ungemessene Umfang der polnischen Ansprüche war es, der ihn reizte, - daß sie auch noch nicht auf eine einzige der Prätentionen verzichtet hatten, wie sie ihr Geschichtsschreiber Dlugoß im 15. Jahrhundert, in der Blütezeit der polnischen Macht, erhoben hatte, daß sie noch jetzt Pommern gerade so gut wie Warschau haben wollten. Solchem Begehren gegenüber wurde er nicht müde, zu betonen, daß Polen an sich gar nicht so groß gewesen sei. „Nur etwa 7½ Millionen Polen, so setzte er 1867 auseinander, gibt es auf der ganzen Erde, und davon wohnen nur 6 Millionen in kompakter Masse, 1½ davon sind zerstreut in den weiten Gebieten, welche die westlichen Gouvernements des russischen Reiches ausmachen, unter Völkerschaften, die nicht nur keine Polen sind, sondern es auch gar nicht sein wollen, die um alles in der Welt nicht unter die polnische Herrschaft zurückwollen. Wenn die Polen ihr altes Reich in den Grenzen von 1772 zurückfordern, so ist der wahre Sachverhalt der, daß 6 Millionen Polen eine Herrschaft über 18 Millionen Nichtpolen begründen und zu diesem Zwecke unter den vorhandenen fünf bis sechs Großmächten nicht weniger als drei, nämlich Preußen, Österreich und Rußland, in die Luft sprengen wollen. In den ehemaligen polnischen Landesteilen Preußens sind die Nationalitäten stark gemischt; in Posen ist die kleinere Hälfte deutsch, in Westpreußen polnisch. Westpreußen ist überhaupt nicht ursprünglich polnisch, sondern erst 1466 durch Waffen und Verrat an Polen gekommen und darnach durch unerhörte Gewalttaten polonisiert worden: niemals reichte hier das polnische Recht weiter, als der polnische Säbel; mit demselben Rechte, mit dem die polnische Republik bis 1772 Westpreußen besaß, gehören ihre damaligen Gebiete jetzt zu Preußen, Österreich und Rußland, - nämlich mit dem Rechte des Krieges und der Eroberung.“

Macht man sich diese Verhältnisse klar, so springen die mangelnde Berechtigung und die ganze Torheit der Polenschwärmerei in Deutschland um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in die Augen. Bismarck ergießt denn auch über sie die Schalen seines Hohnes und Zornes. Er findet ihre Wurzeln in der Eigentümlichkeit des deutschen Charakters, in der deutschen Gutmütigkeit und kritiklosen Bewunderung des Ausländischen, sowie in der Opposition gegen die heimischen Regierungen, wofür man in den Polen immer bereite Bundesgenossen zu finden sicher war. Nie gab es rührendere Gassenhauer in Berlin, wie die bekannten Polenlieder „Denkst Du daran, mein tapf're Lagienka“ oder „Ford're Niemand mein Schicksal zu hören“, oder „Mein Vaterland . . .“: „das war aber nicht das deutsche Vaterland, sondern das polnische, was der Berliner Leierkastenmann damit beklagte“. Als er in Berlin 1848 den Leichenzug der Barrikadenkämpfer sah, empfand er es als einen schneidenden Kontrast zum Trauercharakter der Feier, daß in diesem Aufzuge auf einem reichgeschmückten Wagen, in malerischem Kostüm stehend, sehr gut aussehend, der gerade erst freigelassene Polenführer Mieroslawski zu erblicken war: der war der eigentliche Held des Tages, und seine phantastische Erscheinung machte auf

die Berliner fast noch mehr Eindruck, als jener Umritt des Königs am 21. März, durch den öffentlich und symbolisch kundgetan werden sollte, daß Preußen fortan in Deutschland aufgehe. „Also die deutsche Nationalität ging damals spurlos vorüber, obschon sie durch den höchsten Träger der preußischen Nationalität repräsentiert ward" Und noch im Frühjahre 1848 schrieb er an die Gattin: „Es ist recht merkwürdig, wie der Berliner in der gutmütigen Einfalt seines Enthusiasmus für alles Ausländische sich jemals einbilden konnte, die Polen könnten etwas Anderes als unsere Feinde sein, solange sie nicht in den Grenzen von 1772 mit Westpreußen und allem Zubehör gewesen wären".

Auf die Proklamation Friedrich Wilhelms III. bei der Besitzergreifung des „Großherzogtums" Posen im Jahre 1815 begründen die preußischen Polen ihre nationalen Forderungen. Um zu zeigen, daß die Berufung darauf unzulässig sei, erörtert Bismarck die Verhältnisse der Wiederherstellung der preußischen Herrschaft über die polnischen Gebietsteile, die damals endgültig gewonnen wurden. Hardenberg, damals der leitende Staatsmann, stand noch unter dem Eindrucke der Verhandlungen auf dem Wiener Kongreß, wo ja Preußen seine Grenze weiter nach dem Osten hinausgerückt wissen wollte; damit verbanden sich private Bestrebungen des Präsidenten v. Zerboni, der große Güter in den vor 1806 zu Preußen gehörigen Landschaften Polens besaß. Das führte dazu, die Möglichkeit in das Auge zu fassen, in der Zukunft wieder einmal noch weiter nach Osten zu gelangen; daher wollte man eine günstige Stimmung auch bei den russischen Polen für Preußen hervorrufen. So wurde denn eine Politik eingeschlagen, die zwar ungeschickt war, glücklicherweise jedoch die Krone zu nichts verpflichtete. In der erwähnten Proklamation sicherte der König den Polen in Posen nicht nur zu, daß sie ihre Nationalität nicht zu verleugnen brauchten, und daß ihre Religion geschützt werden sollte; sondern er stellte ihnen auch eine besondere Provinzialverfassung, Teilnahme an der Vertretung des gesamten Staates, Gleichberechtigung der Sprache in Verwaltung und Gericht, einen eigenen Statthalter und eine eigene Organisation in Aussicht. Die Polen haben aber kein Recht, auf diesen Schein zu pochen. Denn es handelt sich dabei keineswegs etwa um einen die Krone bindenden Vertrag, sondern lediglich um ein Versprechen, und dieses ist durch das Verhalten der Polen selbst hinfällig geworden. Denn Agitation, Konspiration und Revolution haben seitdem das Lebenselement des Polentums gebildet. Der Pole ist ein geborner Verschwörer, und er hat diese seine natürliche Anlage zu kunstvoller Virtuosität zu entwickeln verstanden. Er hat das Handwerk des Konspirierens von den Carbonari gelernt, diese aber bald bei Weitem übertroffen. Bismarck geht so weit, daß er den Polen sogar einen großen Einfluß auf die Entstehung und Entfaltung des russischen Nihilismus seit 1872 zuschreibt: unter den Namen der Leiter dieser Bewegung fehlt es nicht an solchen polnischer Art, wenn sie auch oft russifiziert erscheinen. Es gibt eben keine andere Nation, die zur Konspiration soviel Talent besitzt und sie gleichsam als Sport betreibt; die Russen haben dazu nicht „so große Anstelligkeit und Prädestination. Man wird daher die intellektuellen Urheber und unterirdischen Leiter der Auflehnung gegen die russische Regierung unter den Polen suchen dürfen, die zugleich ihre Neigung befriedigen wollen und für die Erfüllung ihrer nationalen Pläne zu arbeiten glauben".

Keineswegs gilt dies freilich von dem gesamten polnischen Volke, wohl aber von seinen Führern, die in Wahrheit seine Verführer sind, von den spezifischen Trägern des Polentums, die sich als solche wenigstens gerieren, und das sind die Schlachzizen. In

Polen gibt es „zwei Völker: Adel und Bauernschaft (la noblesse et le paysan), von verschiedener Natur, Gewohnheit und verschiedenem Wesen. Der erstere ist unruhig, aufrühterisch, die letztere ist ruhig, arbeitsam, nüchtern" Bismarck glaubt nicht einmal an die Rassengemeinschaft dieser beiden Bevölkerungsklassen; er äußert die Meinung, die Bauern seien vielleicht anderen Stammes wie der Adel, dessen Einwanderung in die slawischen Gaue sich im Dunkel der Vorzeit verliere. Wie er sich die Sache vorstellte, geht aus diesen Worten nicht bestimmt genug hervor; sie würden am ehesten die Deutung zulassen, daß der Adel die autochthonische Bevölkerung sei, während gerade das Gegenteil der Wahrheit entsprechen dürfte. Denn der größte Teil der späteren Schlachta stammt nicht von den nobiles der polnischen Urzeit, d. h. dem alten Volksadel, sondern von den bewaffneten Gefolgsleuten der piastischen Herrscher ab, den sog. milites medii aus dem Anfange des zweiten Jahrtausends, und diese setzten sich ursprünglich aus stammesfremden Elementen zusammen, – immerhin ahnte Bismarck also den richtigen Sachverhalt. Niemals wird auf die Schlachta, davon war er fest überzeugt, ein Verlaß für die deutsche Ostgrenze sein; niemals wird der Adel mit dem Säbel in der Faust für den deutschen Besitz eintreten und kämpfen. Wie verhält es sich wohl damit in dem großen Kriege, den wir jetzt führen?

Vom Adel ist der Widerstand gegen die preußische Regierung bisher im wesentlichen ausgegangen; wenn er gegen diese kämpfte, hat er seine gutsherrlichen Beamten, Hintersassen und Tagelöhner um sich geschart und mit sich fortgerissen. Und mit dem Adel hat sich der Klerus verbündet. Es ist an sich ein guter Zug im Charakter des Polen, daß er jetzt, wie sehr auch die alte Republik von inneren Zwisten durchtobt war, die Nationalität über alle Parteifragen und auch über die Konfession stellt: darin können und müssen wir Deutsche von ihm lernen. Aber dieses Überwiegen des nationalen über das konfessionelle Moment hat auch die üble Folge, daß der polnische Klerus mitten in der Agitation zur Ausbreitung des Polentums steht. Freilich, so fügt Bismarck hinzu: „Ich fasse den Begriff vielleicht zu eng, mir sind Vorgänge bekannt, daß auch deutsche Geistliche um des lieben Friedens willen geholfen haben, zu polonisieren". Er verweist auf Oberschlesien: „Haben dort die beiden Nationen nicht lange Jahrhunderte hindurch in Frieden gelebt, obgleich auch dort der konfessionelle Unterschied vorhanden ist? Was ist es nun, was in Schlesien fehlt, und was hat uns Jahrhunderte lang möglich gemacht, dort in konfessioneller Eintracht zu leben? Ja, es tut mir leid, es sagen zu müssen, es ist der polnische Adel und die polonisierende Geistlichkeit?" In der Tat ist ja Schlesien, bereits in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts von Polen abgetrennt, noch im Laufe des Mittelalters und selbst in der Neuzeit bis in das 19. Jahrhundert hinein in großem Umfange germanisiert worden, und auch wo dies nicht der Fall war, war von nationalpolnischen Ideen und Bestrebungen keine Spur zu merken. Sie wurden hierher verpflanzt erst im Zeitalter Bismarcks, und die Schuld daran, sowie an den Fortschritten des Polonismus in Posen und Westpreußen seit der Mitte des 19. Jahrhunderts schrieb Bismarck dem katholischen Klerus und der „katholischen Abteilung" im Kultusministerium zu: „Seit der Konsolidierung des Radziwill'schen Einflusses auf den König und der Einrichtung der katholischen Abteilung im Ministerium stellten die statistischen Daten einen schnellen Fortschritt der polnischen Nationalität auf Kosten der Deutschen in Posen und Westpreußen außer Zweifel, und in Oberschlesien wurde das bis dahin stramm preußische Element der Wasserpolacken

polonisiert". Gerade das habe ihn, so beteuerte er, in den Kulturkampf getrieben, und zur selben Zeit suchte er die Russische Regierung dazu zu bewegen, mit der Preußischen zusammen beim Vatikan zu betreiben, daß dem Erzbischof von Posen-Gnesen der Titel eines „Primas von Polen" entzogen würde.

Einer ganz anderen Haltung als der Adel und die von ihm abhängigen Banden befleißigen sich die Bauern. Als Polen noch selbständig war, wurden sie von der Schlachta gedrückt, geknechtet und ausgesogen; sie wurden künstlich und gewaltsam in Armut, Elend und einem fast tierischen Stumpfsinn gehalten. Diesem unwürdigen Zustande ist durch die preußische Verwaltung ein Ende bereitet worden; sie hat unablässig für die wirtschaftliche und kulturelle Hebung, gerade der unteren Klassen der polnischen Bevölkerung, gearbeitet und gesorgt, und diese sind ihr dafür mit aufrichtiger Dankbarkeit ergeben und verpflichtet. „Ich kann es mit Stolz sagen", so führte er in seiner großen Polenrede von 1867 aus, „daß derjenige Teil der ehemaligen Republik Polen, welcher unter preußischer Herrschaft steht, sich eines Grades von Wohlstand, von Rechtssicherheit, Anhänglichkeit der Einwohner an ihre Regierung erfreut, wie es in dem ganzen Umfange der Republik Polen, solange es eine polnische Geschichte gibt, nicht vorhanden und nicht erhört gewesen ist." Daher sind die großen Massen der niederen Bevölkerung mit der preußischen Verwaltung durchaus zufrieden; sie wissen ganz genau, daß, wenn der Adel wieder das Heft in die Hand bekommt, für sie ein „nasses Jahr" anbrechen würde. Eben deshalb ist Bismarck überzeugt, daß nicht einmal die 6–6½ Millionen Polen, die in kompakter Masse beieinander sitzen, Lust haben, wieder „polnisch", d. h. „von ein paarmal hunderttausend polnischen Edelleuten von neuem beherrscht zu werden: sie haben zu trübe Erfahrungen gemacht." Was insbesondere die polnischen Bauern in Preußen anbelangt, so haben sich diese in den Aufständen, die ihre adligen Landsleute anzettelten, stets durchaus korrekt benommen. Sie haben gegen diese und deren Anhang im Posenschen Aufstande von 1848 mit einer Energie gekämpft, welche die Regierung nötigte, im Interesse der Menschlichkeit andere als polnische Truppen gegen die Aufständischen zu verwenden. Dieselbe Anhänglichkeit an den preußischen Staat haben die polnischen Soldaten in den großen Kriegen im Zeitalter der Begründung der deutschen Einheit auf allen Schlachtfeldern betätigt; sie haben da ihre Treue gegen den König „mit ihrem Blut und mit der ihrer Nationalität eigentümlichen Tapferkeit besiegelt." Wenn diese ihre Loyalität nicht bei den Wahlen zum Ausdrucke gelangt, so ist Bismarck das den Beeinflussungen des Klerus zuzuschreiben geneigt, der durch Predigt, Ohrenbeichte und Frauen auf die sonst so braven und zuverlässigen Bauern einwirkt. Die Einseitigkeit dieser Anschauung ist offenbar. Einmal bemerkt er: „Ob es polnische Bürger, Bürger in unserem Sinne dort gibt, weiß ich überhaupt nicht; der städtische Mittelstand ist in Polen eine schwache Seite." Er hat diese Worte erst kurz vor seinem Ende gesprochen, und es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß sie mit den tatsächlichen Verhältnissen nicht übereinstimmen. Denn gerade unter der Ägide der preußischen Verwaltung hat sich ein kräftiger und wohlhabender Mittelstand gebildet, der aber der Regierung, deren Obhut er seine Entfaltung verdankt, durch heftige Opposition vergilt. Keineswegs (und das ist der wunde Punkt in Bismarcks Ansichten) liegt die Sache etwa so, daß nur die Schlachta die nationalen Tendenzen verficht; sondern es nehmen jetzt alle Stände und Klassen daran gleichmäßig teil, Adel, Klerus, Bürger,

Bauern und Arbeiter, - auch die polnische Sozialdemokratie, die neuerdings erwachsen ist, trägt ja ein durchaus nationalistisches Gepräge.

Daran hielt er unbedingt fest, - daß nie wieder ein selbständiges Polen entstehen dürfe. Die Behauptung von Posen und Westpreußen erschien ihm wichtiger und notwendiger selbst als die der Reichslande. Oft hat er das Thema variiert: „Wir haben Jahrhunderte gelebt ohne die Reichslande; wie aber unsere Existenz sich gestalten sollte, wenn heute ein neues Königreich Polen sich bildete, das hat noch niemand auszudenken vermocht. Früher war es eine passive Macht; heute aber würde es, unterstützt von anderen europäischen Mächten, ein aktiver Feind sein, und so lange es nicht Danzig, Thorn und Westpreußen in seinen Besitz gebracht hätte, und ich weiß nicht, was der leicht erregbare polnische Geist noch sonst erstreben möchte, würde er stets der Bundesgenosse unserer Feinde sein, zumal von Deutschlands Erbfeinde Frankreich. Niemals darf Deutschland einen zweiten katholischen Staat an seiner Ostgrenze dulden; daher muß er sich jeglicher polnischen Bewegung widersetzen, selbst wenn diese durch Österreich unterstützt würde: „Wir können an unsern Grenzen nicht die Wiederherstellung eines katholischen Reiches erlauben. Das wäre ein Frankreich im Norden. Heute haben wir ein Frankreich, alsdann würden wir deren zwei haben, die natürlich verbündet sein würden, und wir würden zwischen zwei Feinden stehen." Eine Wiederaufrichtung Polens wäre ja auch gar nicht anders als auf Kosten Preußens möglich, unbedingt aber muß die preußische Ostgrenze von 1815 erhalten bleiben. Denn sie ist nötig für die Verbindung zwischen den östlichen Provinzen, zwischen Königsberg und Breslau, sowohl für das Verkehrsleben, wie auch für die Verteidigung und Sicherheit des Staates; es darf davon kein auch noch so schmaler Streifen abgetrennt werden, zumal da doch damit den Polen selber nicht gedient wäre. Und gar das neue Deutsche Reich kann gar nicht mehr auf Posen und Danzig verzichten, da es sonst nach der russischen Grenze viel zu offen bleiben und seine Flußmündungen im baltischen Meere verlieren würde. Zwar hat ja Westpreußen ursprünglich gar nicht den Polen gehört; aber sie würden immer wieder nach Danzig streben, um an die See zu kommen: „Posen, werden die Polen denken, läuft ihnen nicht fort, denn da ist ein Erzbischof."

Widerspricht dem preußischen Interesse die Neubegründung eines polnischen Staatswesens, weil es in diesem Falle Gebietsverluste befürchten müßte, so weiterhin deshalb, weil man an einem solchen keinen sicheren militärischen Rückhalt, sondern in einem künftigen Kriege einen feindlichen Bundesgenossen finden würde. Wenn man sagt, daß ein selbständiges Polen ein erwünschter Pufferstaat zur Deckung gegen russische Angriffe sein würde, so verweist Bismarck dagegen auf die geschichtliche Tatsache, daß die polnische Republik vor 1772 das nie gewesen sei, daß die russischen Armeen im siebenjährigen Kriege nach Belieben den polnischen Boden betreten und passiert hätten, um in Preußen einzufallen. Den Franzosen boten die Polen 1812 gar keinen Rückhalt. Aus sich selbst heraus sind diese großer militärischer Leistungen gar nicht fähig; zwar sind die Einzelnen gute Soldaten; als Ganzes bedürfen sie jedoch der Zusammenfassung, Organisation und Führung durch fremde Elemente. Bei dem Aufstande von 1830/31 schlugen sie sich gut; aber das war eine geschulte polnische Armee, die unter der Leitung des Großfürsten Konstantin gestanden hatte, „der sich innerlich freute, wenn die von ihm vorzüglich einexerzierte rein polnische Armee den Russen gegenüber Siege gewann, und der sich die Hände darüber rieb, daß seine Polen das taten." Sie können uns also als selbständiges Volk gar nichts nützen,

vielmehr nur schaden: „Eine regelmäßige polnische Regierung mit dem Streben nach Erweiterung ihrer Herrschaft bis zu den Grenzen des früheren polnischen Landes, als Nachbar Preußens, wäre an sich schon eine wesentliche Gefahr für die preußische Monarchie, – eine Gefahr, mit welcher in jedem Kriegsfalle gerechnet werden müßte, eine Gefahr, welche einen erheblichen Teil unserer Truppen absorbieren und an anderen Stellen unverwendbar machen würde". Gewiß ist die russische Nachbarschaft oft unbequem und bedenklich, aber noch lange nicht in dem Grade, wie es eine polnische sein würde; wenn man die Wahl zwischen beiden hat, so ist es noch immer vorzuziehen, „mit dem Zaren in St. Petersburg als mit der Schlachta in Warschau zu unterhandeln".

Eine Wiederherstellung des alten Reiches an Weichsel und Warthe ist somit unmöglich; die Polen selbst aber werden nie aufhören, danach zu trachten: wie soll man nun verfahren, um sie niederzuhalten und ihre Agitationen unschädlich zu machen? Zur Zeit des polnischen Aufstandes von 1863 hat Bismarck mit der Möglichkeit gespielt, Preußens polnischen Besitz zu vermehren. Auf einem Hofballe setzte er damals einem hervorragenden Mitgliede des Abgeordnetenhauses auseinander: es gebe zwei Wege, die polnische Frage zu behandeln, – man könne entweder mit Rußland sofort den Aufstand unterdrücken, oder sich erst Russen und Polen ernstlich ineinander verbeißen lassen und dann, wenn die Russen Hilfe erbitten oder gar herausgeschlagen werden, in Polen einmarschieren und das Land für Preußen in Besitz nehmen. Als sein Partner Bismarck zu seiner guten Laune und zu „diesem exquisiten Ballscherz" beglückwünschte, entgegnete jener: „Im Gegenteil, ich spreche ernsthaft von ernsthaften Dingen, spreche als preußischer Ministerpräsident": Rußland sei längst Polens müde; der Kaiser Alexander II. selbst habe ihm in Petersburg gesagt, die unzivilisiertere Nation der Russen könne die zivilisiertere der Polen nicht beherrschen, die Deutschen würden das jedoch können. „Wir würden Polen in Jahren germanisieren; es dürfte nur Personalunion eintreten, und die polnischen Abgeordneten würden nicht länger hier in Berlin, sondern in Warschau tagen". Auch sonst hat Bismarck versichert, daß sich der Zar vor ihm in ähnlichem Sinne geäußert habe.

Wie sehr er damals die Möglichkeit einer schnellen Germanisierung der Polen überschätzte, darüber belehrten ihn die Erfahrungen, die er mit seiner Polenpolitik seit 1863 machte. Denn gerade jetzt setzte eine verstärkte polnische Bewegung ein, die immer steigende Erfolge aufzuweisen hatte, – „vexilla regis prodeunt," wie Bismarck in seiner Polenrede vom 23. Januar 1886 sagte. Verschiedene Momente wirkten dabei mit, wie er fand. Zunächst die Tätigkeit der katholischen Abteilung im Kultusministerium: sie war unter der Leitung des Ministerialdirektors Krätzig „ein Institut in den Händen einiger großen polnischen Familien, zumal der Radziwills, in deren Dienst sich diese Behörden behufs Polonisierung in allen zweifelhaften deutsch-polnischen Distrikten gestellt hat," vornehmlich in Westpreußen und Oberschlesien. Sodann die Ausbeutung der Reichsverfassung und der Reichsgesetze über Preß- und Vereinswesen durch die Polen und endlich deren Zusammengehen mit den anderen Parteien der Opposition und mit auswärtigen Staaten: „Diese Anlehnung an andere Parteien bedingt gerade die verhältnismäßige Gefährlichkeit, die ich der polnischen Agitation zuschreibe. Wenn die zwei Millionen Polen ganz allein ständen, würde ich sie nicht fürchten, zumal unter der Million Oberschlesier doch die Feindseligkeit gegen den preußischen Staat nicht so entwickelt ist, wie die Leiter der Agitation es wünschen;

aber in Anlehnung an andere Staaten, an andere Parteien, die auch den Staat negieren, und die ihn bekämpfen, da bilden sie eine erkleckliche Macht, eine Majorität, von der ich für die weitere Entwicklung des Deutschen Reiches wenig Heil in der Zukunft erblicken kann." Die schwache Entwicklung des Nationalgefühles bei den Deutschen, ihr Hang zur Ausländerei haben die polnischen Fortschritte befördert, nicht minder die Haltung der Geistlichkeit und die von den Polen behauptete Identität der Begriffe „polnisch" und „katholisch".

Jedenfalls galt es, sich der polnischen Hochflut entgegenzustemmen, und das Mittel, das er zu diesem Zwecke zur Anwendung zu bringen gedachte, bestand gemäß seiner künstlichen Scheidung zwischen Schlachta und Bauern darin, jene möglichst unschädlich zu machen. Die leitenden Grundgedanken für die Ausführung entnahm er einer Denkschrift des Kommandierenden Generals in Posen v. Grolman vom Jahre 1832: da sich im Großherzogtum Posen seit 1815 ungefähr 350000 Deutsche und 450000 Polen und Juden gegenüberstünden, handele es sich darum, „nicht allein dieses Land dem preußischen Vaterlande zu erhalten, sondern es auch gutgesinnt, d. h. deutsch gesinnt zu machen . . . Im Großherzogtum Posen befinden sich einige hundert polnische, Güter besitzende Edelleute, die mit ihrem Besitz, ihrem Anhange von Vettern, Schlachzizen, Woiwoden, Vögten und Hausbedienten einige tausend Köpfe bilden, die das böse Prinzip der Provinz sind." Generationen, so meint Grolman, werden noch darüber hingehen, ehe ihre polnische Natur sich zu einer staatsbürgerlichen preußischen ausgebildet haben wird, und so erklärt er, daß ihre „allmähliche Entfernung von dem wesentlichsten Nutzen sein würde". Die preußische Regierung stellte sich auf den Boden dieses Vorschlages, und Heinrich von Flottwell, der damalige Oberpräsident der Provinz Posen, wurde damit beauftragt, ihn zu verwirklichen. Zehn Jahre ist dieses Grolman-Flottwell'sche System dann in Posen in Geltung geblieben; in der Hoffnung, dadurch den Adel zu versöhnen, gab Friedrich Wilhelm IV. es nach seiner Thronbesteigung auf, indem er Flottwell von seinem Posten abberief.

Scharf hat Bismarck diesen Umschwung der Polenpolitik unter Friedrich Wilhelm IV. getadelt; er forderte die Wiederbelebung der Grolman-Flottwell'schen Polenpolitik, und das ist tatsächlich geschehen durch das Ansiedlungsgesetz von 1886 und die seitdem bis jetzt betriebene Ostmarkenpolitik in Preußen. Sie lief darauf hinaus, den polnischen Großgrundbesitz aufzukaufen, fremde Polen fernzuhalten, da wir an den eigenen genug hätten, polnische Beamte in deutsche Landesteile, dagegen deutsche unter Aufbesserung ihrer Bezüge nach den polnischen Gegenden zu versetzen. Nach seiner Entlassung hat sich Bismarck freilich mit dem Vorgehen der Ansiedlungskommission nicht einverstanden erklärt. Gemäß seiner Grundanschauung vom Gegensatze zwischen Adel und Bauer sollte das Ansiedlungsgesetz seine Spitze nur gegen jenen richten; daher fand er: man sei mit der Ausführung allzu übereilt vorgegangen, zumal was die Bildung bäuerlicher Rentengüter anbelangte; es wäre besser gewesen, den ausgekauften Besitz fürs erste in den Händen des Staates zu behalten und sich Zeit zu lassen, ihn je nach den Umständen zweckmäßig zu benutzen; niemals sei es seine Absicht gewesen, die Erwerbungen der Kommission nur mit kleinen Leuten deutscher Zunge zu besetzen: „Die polnischen Bauern sind nicht gefährlich, und es ist nicht entscheidend, ob die Arbeiter polnisch oder deutsch sind; die Hauptsache war, daß der große Grundbesitz Domäne wurde unter einem Pächter, auf den der Staat fortdauernd Einfluß behält". Diesem Vertrauen

auf die Masse der ländlichen Bevölkerung gab er, um das hier anzumerken, übrigens auch dadurch Ausdruck, daß er es einmal im Feldzuge 1871 unter Hinweis auf den Großen Kurfürsten, der ebenso gut polnisch wie deutsch gesprochen habe, vor dem Kronprinzen Friedrich als wünschenswert bezeichnete, daß die preußischen Könige und Feldherrn polnisch lernten, um sich mit den polnischen Soldaten und Landleuten in deren Muttersprache verständigen zu können. Der Kronprinz wollte nichts davon wissen: „Das mag alles sein, aber ich will einmal nicht, ich mag nicht polnisch lernen, sie müssen deutsch lernen!"

Abweichend von Bismarcks Ansichten und Ratschlägen hat die preußische Ostmarkenpolitik ihre einmal eingeschlagene Richtung auch weiterhin beibehalten, nämlich einer Stärkung des deutschen Volkselementes in Posen und zugleich sozialpolitischer Wirksamkeit durch Aufteilung des Großgrundbesitzes in bäuerliche Güter. Dankbar sehen wir jetzt die Früchte: zahlreiche, früher in Rußland angesessene deutsche Elemente sind von da zurückgewandert und sind so dem deutschen Volkstum erhalten worden; ein Gebiet von der Größe des Herzogtums Anhalt ist durch die Kommission mit deutschen Ansiedlern besetzt und also deutscher Volksbesitz geworden. Solche Fortschritte erwecken die begründete Hoffnung, daß auch dann, wenn noch einmal ein besonderes Polen entstehen sollte, Deutschland seinen Anteil am ehemals polnischen Boden festzuhalten imstande sein wird. Und wir wollen anerkennen, daß bei aller Verschiedenheit in der Ausführung der entscheidende Anstoß auf diesem Felde unserer Politik von Bismarck ausgegangen ist, und daher sollen unsere Losung seine Worte sein: „Wir singen: Fest steht und treu die Wacht am Rhein, aber an der Warthe und Weichsel steht sie ebenso fest!"

* * *

Von den slawischen Angelegenheiten interessierte Bismarck als Leiter der inneren Politik Preußens und später auch Deutschlands nichts so sehr, wie die Polenfrage. Sie kam für ihn aber auch in seiner Eigenschaft als Leiter der auswärtigen Politik in Betracht, nämlich was die Regelung des Verhältnisses zu den benachbarten Ostmächten anbelangte, zum slawischen Rußland und zum halbslawischen Österreich. Hier mußte er allerdings sein Augenmerk noch auf andere Momente lenken, durch welche die Lage der Dinge kompliziert wurde, auf das Balkanproblem und die damit zusammenhängenden russisch-österreichisch-südslawischen Wechselbeziehungen und Schwierigkeiten, sowie auf die eigenartige und prekäre Lage der Donaumonarchie wegen des in ihr zusammengefaßten Völkergewirrs.

Dem ethnographischen Mischcharakter des habsburgischen Kaiserstaates zum Trotze hat Bismarck in der ersten Zeit seiner politischen Wirksamkeit den ausgesprochen und traditionell deutschen Charakter Österreichs im Gegensatze zur populär-nationalen Bewegung um die Mitte des 19. Jahrhunderts auf das stärkste und feierlichste betont, in schwerster Stunde, beim Gange nach Olmütz. Die ewig denkwürdigen Worte lauten: „Es ist eine seltsame Bescheidenheit, daß man sich nicht entschließen kann, Österreich für eine deutsche Macht zu halten. Ich kann in nichts anderem den Grund hiervon suchen, als daß Österreich das Glück hat, fremde Volksstämme zu beherrschen, welche in alter Zeit durch deutsche Waffen unterworfen wurden. Ich kann aber daraus nicht schließen, daß, weil Slowaken und Ruthenen unter der Herrschaft Österreichs stehen, diese die Repräsentanten des Staates und die Deutschen eine bloß beiläufige Zugabe

des slawischen Österreichs seien; sondern ich erkenne in Österreich den Repräsentanten und Erben einer alten deutschen Macht, die oft und glorreich das deutsche Schwert geführt hat."

Als er freilich, an die Spitze der Preußischen Politik berufen, späterhin den Ausschluß Österreichs aus Deutschland betrieb, da hat er sich bekanntlich dahin ausgesprochen, daß Österreich seinen Schwerpunkt nach Ofen-Pest verlegen müsse; und das ist ja tatsächlich durch den Ausgleich von 1867, durch die Entstehung und Entwickelung des österreichisch-ungarischen Doppelreiches in einem gewissen Sinne geschehen. Dadurch wurde das magyarische Volkselement in seiner Bedeutung für das Gesamtreich und seinem Einflusse auf dessen auswärtige Politik ungeheuer gehoben; aber sind nicht die Ungarn trotzdem, im grellen Lichte der Wirklichkeit betrachtet, nur eine kleine Insel im weiten Meere der slawischen Bevölkerungen und daher von Überflutung bedroht? Es geht ihnen in dieser Hinsicht nicht anders wie den Polen. Diese sind ja im letzten Grunde genötigt, auf uns zu sehen und sich an uns anzulehnen: „Das wird sich ganz von selbst so machen und ist heute schon wahrnehmbar. Wenn die Russen fortfahren, die Polen zu vernichten, so wird das um so bälder kommen". Und den Magyaren kann es ganz ebenso gehen; auch sie sind der Gefahr ausgesetzt, von dem unter Rußlands Führung stehenden Slawentum politisch verschlungen und selbst in ihrem Volkstum vernichtet zu werden, wenn sie sich nicht in die innigste Verbindung mit dem deutschen Element in Österreich und in Deutschland selbst setzen. Aber werden sie sich zu dieser Einsicht aufschwingen? In kritischen Momenten, so bemerkt Bismarck skeptisch, ist das Selbstvertrauen der ungarischen Husaren und Advokaten stärker, als die politische Berechnung und Selbstbeherrschung, - eine Befürchtung, die sich glücklicherweise in dem jetzigen Kriege nicht bewahrheitet hat.

Die nationalen Schwierigkeiten in Böhmen, den wichtigsten Punkt in den zisleithanischen Verhältnissen, streift Bismarck nur gelegentlich. Er spottet mit Recht über die nationaltschechischen Allüren des böhmischen Großgrundbesitzes: „Wer sind denn diese Kavaliere, die sich so tschechisch gebärden? Nationaler Adel, tschechisches Blut? Keineswegs, wenigstens in ihrer überwiegenden Mehrheit nicht! Im Gegenteil, sie sind vielmehr nach Geburt und Abstammung nicht bloß ein fremdes, sondern sogar ein dem Tschechentume feindliches Element!" Indem er daran erinnert, daß sie zum guten Teile die Nachkommen jener Herren seien, die im Dreißigjährigen Kriege Adel, Bürger und Bauern des Tschechenvolkes dem Absolutismus und der alleinseligmachenden Kirche unterwarfen und sich an der Konfiskation tschechischen Gutes bereicherten, höhnt er: „Wenn sie sich als Tschechen aufspielen, so machen sie denselben hochkomischen Eindruck, wie die wackeren Junker von Krauthofer am Weichselstrande, die sich eine Pekesche mit Schnurengeschnörkel anziehen, eine weiße oder rote Konfederatka aufsetzen und nun Pan Krutowski heißen wollen. Keiner von ihnen spricht unter seinesgleichen tschechisch, nur wenige reden oder verstehen es überhaupt einigermaßen; kaum einer oder zwei würden die Probe aushalten, wenn man sie auf das famose vokallose Schiboleth: Strcz prst skrz krk (die Worte heißen: Steck' den Daumen in den Hals) in betreff ihrer Zugehörigkeit zu dem Volke Libussas prüfen wollte."

Was nun freilich die Hauptsache, die Polenfrage, anbelangt, so hat diese für Österreich ein anderes Gesicht, wie für Preußen. Österreichs Interesse gegen die Herstellung Polens ist minder tiefgehend wie das von Preußen und Rußland. Es fehlen dort die

Schwierigkeiten, die sich bei uns infolge der Mischung von Deutschtum und Polentum in Posen und Westpreußen, sowie wegen der Notwendigkeit ergeben, die Verbindung mit Ostpreußen zu erhalten. Die Pflege des Polentums in Galizien ist eine Waffe Rußland gegenüber, die man in Wien nicht aus der Hand geben kann. Bei gutem Verhältnisse mit dem Zarenreiche kann man daselbst mehr die Beziehungen zu den Ruthenen in den Vordergrund stellen; für den Fall eines Krieges gegen Rußland ist es hinwiederum ratsamer, den polnischen Adel zur Verfügung zu haben und ausspielen zu können. Während es zwischen den polnischen und deutschen Landesteilen in Preußen keine natürliche Grenze gibt, ist Galizien außerhalb der Grenzmauer der Karpathen dem Kaiserstaate künstlich angeklebt; bei offenen Grenzen ist es der russischen Macht und etwaigen polnischen Insurrektionen leicht zugänglich. Österreich könnte daher ohne Galizien sehr wohl bestehen, wenn es für die daselbst wohnenden fünf bis sechs Millionen Polen und Ruthenen einen Ersatz innerhalb des Donaubeckens fände. Bismarck verweist darauf, daß solche Pläne eines Austausches rumänischer oder südslawischer Bevölkerungen gegen Galizien, unter Herstellung eines Polens mit einem Erzherzoge an der Spitze, schon im Krimkriege und beim polnischen Aufstande von 1863 erörtert worden seien.

Auch später wurde der Plan eines selbständigen Polens unter einem österreichischen Erzherzoge oder wenigstens unter österreichischem Patronat bei den galizischen Polen selbst eifrig erwogen, und er entbehrte nicht einer gewissen Spitze gegen Preußen. Das betonte Bismarck schon im Jahre 1854, als er sich zuerst gegen Österreich in Opposition stellte, in einer Denkschrift von Frankfurt aus sehr nachdrücklich. An und für sich, so führte er aus, biete die Herstellung Polens Vorteile für Österreich gegen Preußen: dieses werde dadurch geschwächt und im Schach gehalten; für Österreich sei es nützlich, wenn die Gefahr des Panslawismus dadurch aufhöre, daß sich zwei mächtige slawische Staaten von verschiedener Nationalität und Religion einander gegenüberständen, wenn Europa einen wichtigen Staat katholischen Bekenntnisses mehr erhalte; auch werde ein unter Österreichs Hülfe hergestelltes Polen vorderhand ein sicherer Verbündeter des Kaiserreichs. Nach 1866 und 1870 veränderte sich ja die Situation einigermaßen. Aber eben damals sprachen doch führende Personen unter den galizischen Polen offen davon: bald werde sich die Zivilisation Europas mit der Barbarei Asiens (d. h. mit Rußland) messen; dabei werde Polen gleich dem Phönix aus der Asche auferstehen; freilich mit nur 16 Millionen Einwohnern werde es zwischen dem Vierzigmillionen-Reiche Deutschlands und dem Sechzigmillionen-Reiche Rußlands nicht bestehen können; es werde sich daher mit Ungarn und Österreich zu einer Konföderation zusammenschließen, die ein Ergebnis der politischen Notwendigkeit wäre. Selbst eine solche Aussicht war Bismarck nicht sympathisch. Zum Ende des Jahres 1871 ließ er beim damaligen Leiter der österreichisch-ungarischen Politik, dem Grafen Andrassy, sondieren, wohl eingedenk der alten Polenfreundlichkeit der Ungarn, wie diese sich jetzt zu solchen Plänen stellen würden. Andrassy entwickelte ihm daraufhin sein Programm: Die Polen müßten sich von Frankreich trennen und ihre Agitation gegen Rußland aufgeben, „um der Exstirpation Einhalt zu tun, - kurz, Konservierung des Polentums als Gegengewicht gegen zukünftige panslawistische Tendenzen". Damit war Bismarck natürlich einverstanden; aber er zweifelte, daß die Polen selbst so einsichtig wären, sich damit zu begnügen. Auf diesem Standpunkte hat er in der Folgezeit verharrt. Crispi gegenüber bezeichnete er 1877 eine Streitigkeit in der polnischen Politik als den einzigen

Fall, der das Band zwischen Deutschland und Österreich zerreißen könnte, und noch nach seiner Entlassung hat er (1894) ein neues Polen und die Idee einer österreichisch-ungarisch-polnischen Trias als unannehmbar für Deutschland bezeichnet, aber auch geradezu als eine Unmöglichkeit für Österreich: ein neues Polen, sei es ein vergrößertes Großherzogtum Warschau, sei es ein Königreich Polen mit Warschau und Lemberg als Hauptstädten, wäre ein Pfahl im Fleische für Österreich, und es wäre ein Verderben für die neue österreichisch-deutsche Bundesgenossenschaft, wenn ein solches neues Kongreßpolen geschaffen würde: „Die Schwierigkeiten der österreichisch-ungarischen Monarchie würden in einem solchen Falle bis zur Unmöglichkeit kompliziert werden durch die nie zu befriedigenden Ansprüche dieser dritten Macht in der Trias Ungarn, Zisleithanien und Polen".

Panslawismus, Balkan- und Polenfrage waren treibende Kräfte für die Entwickelung nicht nur in der Donau-Monarchie, sondern auch erst recht im russischen Reiche; sie waren daher Faktoren, die der sorgfältigsten Berücksichtigung durch die preußisch-deutsche Diplomatie bei der Pflege der deutsch-russischen Beziehungen bedurfte. Diese ließ sich Bismarck besonders angelegen sein: seit dem Krimkriege stand sie im Mittelpunkte seines Interesses. Seine russische und seine österreichische Politik hingen auf das engste zusammen: solange der Ausschluß Österreichs sein vornehmstes Ziel war, mußte er festen Anschluß an Rußland suchen; indem er ihn fand, nahm er freilich eine Dankesschuld auf sich, die zu tilgen ihm schwer wurde, als ihn nach der Errichtung des Neuen Reiches der Stand der orientalischen Angelegenheiten zur Option zwischen Rußland und Österreich zwang.

Eine hohe Schule für die Kenntnis der russischen, slawischen und orientalischen Verhältnisse war für ihn sein Aufenthalt in St. Petersburg als Preußischer Gesandter von 1859 bis 1862. Aus eigener Anschauung lernte er hier damals den russischen Volkscharakter, die bedenklichen Zustände im Zarenreiche, die hier herrschende Schlamperei und Korruption, kennen; er erzählte darüber späterhin oft und gern die köstlichsten Anekdoten. Er trat aber auch mit den Leitern der Schicksale Rußlands, zumal mit Alexander II. und Gortschakow, in nahe Beziehungen, welche das deutsch-russische Verhältnis lange Jahre günstig beeinflußten, deren Trübung, infolge der Entfremdung mit Gortschakow, freilich nicht der Rückwirkung auf das sachliche Gebiet entbehrte. Unzweifelhaft war Bismarck jederzeit bemüht, ein gutes Verhältnis mit Rußland zu unterhalten, und das nicht nur aus verstandesmäßiger kühler Erwagung, sondern aus dem Herzen heraus. Seine russischen Sympathien wurzelten in den alten Traditionen russisch-preußischer Freundschaft, wie sie seit den Tagen der Königin Luise die Höfe von Berlin und St. Petersburg verband; aber sie gingen nicht so weit, wie die seiner einstmaligen politischen Gesinnungsgenossen, der Gebrüder Gerlach, und sie waren auch nicht in den Grundsätzen der hl. Allianz als einem politischen Credo verankert, an dem unter keinen Umständen gerührt werden dürfe. Immerhin konnte er noch zum Ende der siebziger Jahre das Bekenntnis ohne Falsch ablegen: „Ich bin auch russisch!", allerdings fügte er hinzu: „aber nicht blind russisch, wie der Kaiser!" Er dachte dabei an die Schwierigkeiten, die es ihm gekostet hatte, seinen alten Herrn zu der Schwenkung von Rußland zu Österreich mit fortzuziehen, die soeben durch das deutsch-österreichische Bündnis von 1879 besiegelt worden war.

Nicht immer war das so gewesen, – bald nach Bismarcks Eintritte in die diplomatische Laufbahn war das Verhältnis insofern ein umgekehrtes gewesen, als der Prinz von Preußen heftig antirussisch gesinnt war und Bismarck arg grollte, weil der damals

diese Wendung nicht mitmachen wollte. Beim Ausbruche des Krimkrieges stand Prinz Wilhelm auf der Seite der sog. „Wochenblatt-Partei", die Preußen als Vorkämpfer Europas gegen Rußland in Bewegung setzen wollte und die Zerstückelung Rußlands auf ihr Programm setzte: die Ostseeprovinzen sollten an Preußen und Schweden fallen, Polen wiederhergestellt, der Rest in ein besonderes Großrußland und Kleinrußland zerlegt werden. Hätten sich Österreich und Preußen der Koalition der Westmächte angeschlossen, so war damals wohl dieses Ziel noch zu erreichen, – allerdings hätte dann Preußen kaum noch daran denken können, Österreich zum Weichen aus Deutschland zu bringen, und in Österreich erblickte damals Bismarck den Feind Preußens, nicht in Rußland. Immerhin die Gelegenheit dazu war verpaßt worden; ob sie wohl je wiederkehren wird, selbst wenn Rußland im gegenwärtigen Kriege eine ganz entscheidende Niederlage erleiden sollte? Indem Preußen es damals vermied, gegen Rußland Stellung zu nehmen, sondern sich einer wohlwollenden Neutralität befleißigte, wurde jener Gesinnungswechsel in Petersburg erzeugt, der Preußen im nächsten Jahrzehnt beim Kampfe um die deutsche Einheit gegen Österreich und Frankreich zugute kommen sollte. Bei seiner Ankunft in Petersburg konnte sich Bismarck noch von dem grimmigen Hasse überzeugen, der hier seit dem Krimkriege gegen Österreich und Franz Josef persönlich bestand. Bei der Haltung, die Bismarck in jener Krisis eingenommen hatte, mußte er zur diplomatischen Vertretung Preußens am russischen Hofe ganz besonders geeignet erscheinen, und er hatte sich ja auch in der Tat hier der denkbar günstigsten Aufnahme zu erfreuen.

Diese Eindrücke sind für Bismarcks russische Politik bestimmend geblieben bis an das Ende seiner Amtsführung, und an der Überzeugung von der Notwendigkeit der deutsch-russischen Freundschaft hat er bis an das Ende seines Lebens festgehalten. Wohl hat er sich seit der Zunahme der panslawistischen Treibereien in den siebziger Jahren, bei seiner um dieselbe Zeit erfolgten Entzweiung mit Gortschakow, bei seiner Besorgnis, daß Deutschland bei einem neuen Kriege gegen Frankreich nicht mehr auf eine gleich freundliche Haltung Rußlands wie 1870/71 rechnen dürfe, bei der russischen Balkanpolitik mit ihrer gegen Österreich gerichteten Spitze, – schließlich zum Entschlusse durchgerungen, daß Deutschland nicht Österreich den Russen preisgeben dürfe; daher hat er gegen den Wunsch und Willen Wilhelms I. das Defensiv-Bündnis mit Österreich gegen Rußland unter Dach und Fach gebracht. Aber ganz wohl ist ihm dabei nicht gewesen, und daß er doch eine versteckte Empfindung bewahrte, man könnte Preußen-Deutschland eines gewissen Mangels an Dankbarkeit für die 1866 und 1870/71 geleistete Zurückhaltung Rußlands zeihen, erhellt aus dem Umstande, daß er zu verschiedenen Malen die russische und deutsche Rechnung und Gegenrechnung seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts durchging, die Posten auf beiden Seiten genau gegeneinander abwog, um dann schließlich zum Ergebnisse zu gelangen, daß noch ein Saldo für uns herausspringe, – ein Rechnungsabschluß, der freilich den russischen Widerspruch herausfordern dürfte. Diese Aufstellungen sind so wichtig nicht nur dafür, in welchem Lichte er die Geschichte des deutsch-russischen Verhältnisses im vorigen Jahrhunderte betrachtete, sondern auch für die Kenntnis dieser Entwicklung selbst und Bismarcks russischer Politik überhaupt, daß es sich wohl lohnt, ihren Inhalt in Kürze wiederzugeben.

Zwar hat uns Rußland, so führt er aus, 1813 geholfen, aber in seinem eigenen Interesse, und auf dem Wiener Kongresse hat es uns nur lau unterstützt, für sich jedoch

größeren Gewinn eingeheimst, als wir zu ernten vermochten, die wir doch mehr als sie eingesetzt, geleistet und geopfert hatten. 1828/29 befreiten wir sie aus der heikelen militärischen Lage, in der sie sich auf der Balkanhalbinsel befanden, durch die diplomatische Sendung des General-Feldmarschalls v. Müffling und den also durch unsere Vermittlung zustande gebrachten Frieden von Adrianopel. Zum Danke dafür wollten sie uns 1830 in Gemeinschaft mit Frankreich anfallen, welches dann das linke Rheinufer haben sollte, - dazu kam es nicht lediglich wegen des Ausbruches der Julirevolution. Dies aber hinderte uns nicht, ihnen 1831 gegen die Polen zu helfen, mit denen sie damals ohne uns nicht fertig geworden wären, und von 1831 bis 1850 haben wir „nur immer russische Wechsel akzeptiert und honoriert." 1847 schlugen wir im russischen Interesse den Aufstand im Posenschen nieder; trotzdem war kurz vor der Februarrevolution ein ähnlicher Plan im Gange wie 1830; während des ersten Krieges mit Dänemark traten uns die Russen in den Weg, und die Schmach von Olmütz haben wir Nikolaus I. zu verdanken. Damit war die Dankesschuld, die wir etwa noch von 1813 hatten, vollkommen getilgt; daß wir Nikolaus I. irgendwie verpflichtet wären, ist eine „historische Legende." Wir waren seine Vasallen, die er noch dazu schlecht behandelte; die Gewohnheit der Abhängigkeit, dynastische Verwandtschaftsbeziehungen trugen dazu bei, daß wir uns solches bieten ließen; etwas mehr Selbstgefühl und Kraftbewußtsein, wozu uns unsere militärische Stärke sehr wohl berechtigt hätte, „würde uns Gegenseitigkeit und Gleichheit der Stellung in Petersburg sehr wohl verschafft haben."

Mit der Katastrophe von Olmütz schließt somit das erste Kapitel der deutsch-russischen Beziehungen im 19. Jahrhundert, und zwar mit einem völligen Ausgleich der Rechnungen. Es beginnt nun eine neue Phase in ihrer Entwickelung mit dem Krimkriege, und in ihm, sowie im polnischen Aufstande von 1863 kamen wir Rußland gegenüber „bedeutend in Vorschuß: wenn wir in dem genannten Jahre Alexanders II. eigenhändiger Aufforderung zum Kriege nicht Folge leisteten, und er darüber und in der dänischen Frage Empfindlichkeit bewies, so zeigt dies nur, wie weit der russische Anspruch schon über Gleichberechtigung hinausgediehen war und Unterordnung verlangte". Und selbst für 1866 und 1870/71 wollte Bismarck keine unbedingte Verbindlichkeit anerkannt wissen: wohl sei es richtig, daß uns Rußland damals nicht angegriffen habe, dazu hätte es aber auch gar keinen Grund gehabt. „Im Gegenteil, Preußen war 1866 der Exekutor des russischen Zornes auf Österreich, und 1870 war's auch nur gesunde Politik, wenn sie für uns waren; denn es war auch für die Russen nicht wünschenswert, daß Österreich sich am Kriege gegen uns beteiligte, und daß ein siegreiches österreichisch-französisches Heer sich den Grenzen Polens näherte, das von Paris her traditionell, von Wien aus wenigstens in den letzten Jahren auf Kosten Rußlands unterstützt worden war. Und wenn wir ihm dennoch Dank schuldeten, so haben wir ihn 1870 abgetragen in London. Wir haben ihnen die Freiheit des Schwarzen Meeres verschafft; ohne uns hätten sie das von England und Frankreich nicht erlangt."

Man kann darüber anderer Ansicht sein, ob die Aufhebung der Klausel des Pariser Friedens betreffend die Neutralisierung des Schwarzen Meeres als ein genügender Entgelt für die wohlwollende Neutralität gelten kann, die Rußland 1866 und 1870/71 - dieses Mal dank der persönlichen Initiative des Zaren im Gegensatze zur öffentlichen Meinung - innegehalten hatte, und daß durch eine andere Stellungnahme Rußlands sein polnischer Besitz gefährdet worden wäre, ist nicht sehr wahrscheinlich. Man muß die

letzten Äußerungen Bismarcks aus der politischen Situation erklären, in der er sich befand, als er sie fallen ließ, - zu Anfang des Jahres 1879, als er von Zorn über die „nicht russische, sondern persönliche" Politik Gortschakows erfüllt war, als ihn die fortwährenden russischen Vexationen zum förmlichen Anschluß an Österreich-Ungarn drängten, - da mußte er vor sich selbst erst mit der Stimmung in's Reine kommen, wie sie in den leitenden Kreisen Preußens nach dem Frankfurter Frieden geherrscht, und der Wilhelm I. durch seine Depesche an den Zaren Ausdruck gegeben hatte, „daß seine Dankbarkeit für Rußlands Haltung nur mit seinem Tode endigen würde." Als man in Berlin vor die Wahl zwischen Österreich und Rußland gestellt war, wirkte diese Stimmung nach, oder vielmehr, sie mußte von innen heraus überwunden werden, und diesem Zwecke dienten wohl die erwähnten historischen Reflexionen. Neben der Verpflichtung von 1866 und 1870/71 fiel für eine Verbindung mit Rußland auch noch das in die Wagschale, daß sie „materiell stärker" erschien, als eine solche mit Österreich.

Trotzdem hat Bismarck sich zur letzteren entschlossen, und zwar aus mannigfachen Gründen. „Alles weist", so führte er im Oktober 1879 aus, „auf Österreich hin, nationale Gründe und andere. Dort sind neun oder zehn Millionen Deutsche, und die Ungarn sind ebenfalls entschieden für uns; selbst die Tschechen wollen wenigstens nicht russisch werden, höchstens das Dutzend Intransigenten, die nichts bedeuten. Und selbst wenn Österreich ganz slawisch wäre, Rußland ist für sich stark, und wir können ihm nicht viel nützen. Österreich ist der Schwächere von beiden - obwohl immerhin ein guter Bundesgenosse -, und wir können ihm viel nützen. Es kann auch uns eine Stütze sein in meiner Friedenspolitik. Wenn wir zusammen mit unsern zwei Millionen Soldaten Rücken an Rücken stehen, wie ein Karree, dann sollen es die Russen mit ihrer nihilistischen Politik wohl bleiben lassen, den Frieden zu stören. Die deutschen Fürsten haben den Gedanken eines solchen Zusammenstehens wohl aufgenommen. In England ist man damit ganz einverstanden. Frankreich ist jetzt offenbar gleichfalls friedfertig, aber wie lange?" Den Ausschlag dürfte die Überzeugung gegeben haben, daß auf Rußland kein Verlaß gegen Frankreich mehr war, und schon darum mußte Österreich ungeschwächt erhalten bleiben. Und das letzte Ziel des Bündnisses mit Österreich war und blieb ja die Wahrung des Friedens; ein Krieg mit Rußland auch nur als das mögliche Ergebnis der neuen Allianz war von ihm keineswegs auch nur ins Auge gefaßt; er hoffte vielmehr, daß gerade eine Politik solcher Entschiedenheit Rußland im Zaume halten würde. Und auch in der Folgezeit hat er alles getan, was in seinen Kräften stand, um - nach dem Vorbilde des sogenannten „Dreikaiserbündnisses" vom Anfange der siebziger Jahre - Österreich und Rußland wieder näher zu bringen; er ist in der Balkanpolitik Rußland gegenüber bis an die äußerste Grenze der Nachgiebigkeit gegangen, und durch den russischen „Rückversicherungsvertrag" von 1887 hat er ein Spiel in Szene gesetzt, das zu leiten, wenn überhaupt ein Sterblicher, nur er der Mann war.

Denn ein Krieg mit Rußland war ihm ein Unding. Nicht daß er ihn fürchtete; er hielt die deutschen Streitkräfte in Gemeinschaft mit denen der Verbündeten, wie er 1887 Crispi auseinandersetzte, durchaus allen Eventualitäten für gewachsen. Er zählte damals allerdings noch auf die italienische Armee und rechnete mit dem alten englisch-russischen Gegensatze. Aber er fand, ein Krieg zwischen Rußland und Deutschland sei ganz gegenstandslos, da ein Interessengegensatz zwischen beiden nicht bestände. Er verhehlte sich nicht, das in der panslawistischen Bewegung eine starke antideutsche Tendenz

steckte, und das beunruhigte ihn umsomehr, als jene auch die Polen in ihre Kreise mit hineinzuziehen trachtete. Während seines Petersburger Aufenthaltes hatte er ihre ersten Anfänge miterlebt. Sie wurde getragen von der damals heranwachsenden Generation der russischen Gesellschaft, welche weder die feine klassische Bildung der aus der Zeit Alexanders I., noch auch die korrekten Formen der unter Nikolaus I. besaß, welche durch unhöfliches Benehmen, schlechte Manieren und Deutschenhaß unliebsam auffiel; hier waren auch die Anhänger des konstitutionellen Liberalismus zu finden, die eine radikale Opposition mit einer fast schon revolutionären Schärfe betrieben, und bis in die höchsten Schichten, bis in die nächste Umgebung des Zaren, hinaufreichten. Bismarck warf selbst Gortschakow vor, daß er aus Eitelkeit mit diesen Bestrebungen kokettiere; er wunderte sich über die kecke und herausfordernde Sprache, die in Petersburg geduldet wurde, und die am Hofe Napoleons III. nicht hätte angeschlagen werden dürfen.

Das Streben nach panslawistischer, antideutscher Verbrüderung zwischen Russen und Polen, das von diesen Elementen gepflegt wurde, war, wie Bismarck meinte, bei den Russen ganz ehrlich gemeint, von den Polen aber nur hinterhältig erwidert, lediglich als „eine taktische Evolution; zu dem Zwecke, gläubige Russen zu täuschen, solange es notwendig oder nützlich sein würde". Freilich auch bei den Russen fehlte es nicht an einem geheimen Hintergedanken. Da sie nach einer Verfassung für das eigene Vaterland trachteten, sprachen sie sich zunächst für eine Verfassung und Autonomie Polens aus; sie machten geltend, „daß die Polen durch Russen nicht regierbar wären und als die Zivilisierteren erhöhten Anspruch auf Beteiligung an ihrer Regierung hätten". Hatte aber erst das abgesonderte Polen seine Konstitution, konnte eine solche dann auch auf die Dauer den Russen vorenthalten bleiben? Bismarck bezeichnete es in einem Briefe an den ihm vorgesetzten Minister v. Schleinitz im April 1861 als unwahrscheinlich, daß der Kaiser auf die Länge widerstehen werde, wenn man in der Presse, im Reichsrate, in der Kaiserlichen Familie frage: „Sind wir Russen denn schlechter und verdienen wir weniger Vertrauen, als die uns unterworfenen Polen, deren Treulosigkeit eben so oft bewährt ist, als die Treue der rechtgläubigen Russen?" Sein Zweifel ging nicht in Erfüllung; der Zar widerstand, allerdings eben unter dem Einflusse, den Bismarck nach seinem Eintritte in das Preußische Kabinett von Berlin aus auf ihn ausübte. In den siebziger Jahren gewannen dann die panslawistischen Intriguen und Kriegstreibereien wieder mehr und mehr an Boden; sie fanden am Hofe einen besonders energischen Vertreter in General Skobeleff, und nach der Thronbesteigung Alexanders III. fällte Bismarcks Vertrauter, Lothar Bucher, das Urteil: zwar scheine der neue Zar uns aufrichtig zugeneigt, er sei aber vielleicht nicht imstande, der deutschfeindlichen Partei dauernd zu widerstehen. Und Anfang 1888, als die Krisis infolge der Balkanfrage zum Bruche zu führen drohte, erklärte Bismarck dem rumänischen Minister Sturcza, „daß, solange Kaiser Alexander und Herr von Giers die Situation beherrschen, wohl kein Feuer auf das Pulver geworfen werden würde; doch bestehe in jenem Lande ein dumpfes Unbehagen, eine panslawistische Bewegung, die ausbrechen und den Zaren zum Kriege zwingen könnte."

Wenngleich er also die Möglichkeit eines Krieges mit Rußland erwog, so hielt er diesen doch nicht gerade für wahrscheinlich. Denn es gab ja keine wirklichen Reibungsflächen, und er vertraute darauf, daß es glücken werde, die panslawistischen Elemente in Rußland niederzuhalten; das aber mußte um so besser gelingen, wenn auf deutscher

Seite jede Reizung und Herausforderung vermieden würde. Jedenfalls verwarf er den Standpunkt derjenigen, „die da behaupten, daß es vorzuziehen wäre, schon heute die Initiative eines Krieges zu ergreifen, falls uns ein solcher morgen erklärt werden sollte". Er brauchte weder morgen noch übermorgen, noch sonst je erklärt zu werden. Vom Kanzler war kein Angriff gegen Rußland zu erwarten; der blieb dem Worte treu, das er dereinst 1873 in Petersburg gesprochen hatte: „Ich würde mich für einen Verräter halten, wenn ich gegen Rußland und seinen Kaiser jemals etwas Feindseliges unternehmen könnte." Immer wieder betonte er, Preußen und Deutschland hätten genug und gingen am wenigsten auf Eroberungen im Osten aus. Fast ängstlich, das ist bekannt, enthielt er sich später aller Einmischungen in die russische Gewaltpolitik in den Ostsee-Provinzen; er ist darin soweit gegangen, daß ihm die baltischen Deutschen wohl zürnten. Mitleid und Rat zur Auswanderung war der einzige Trost, den er ihnen spendete: „Die armen Leute! Aber wir können ihnen nicht helfen, sie liegen zu weit weg von uns. Es kommt oft in der Geschichte vor, daß die göttliche Vorsehung solche edlere Gemeinwesen und Völkerteile in größeren, aber unedleren untergehen und aufgesogen werden läßt. Aber hier ist es doch unklug von der Regierung und mehr ein Schade für Rußland, als für uns, wenn man sich dieses Gestüt für gute Generale wie Todtleben und für tüchtige Diplomaten ruiniert, das sie am baltischen Adel haben . . . Ich habe schon oft gedacht, warum nicht mehr von ihnen verkaufen und auswandern. Aber die Unterdrückung ist mehr ein Nachteil für sie als für uns, und übrigens haben die baltischen Deutschen niemals zum Deutschen Reiche gehört, wenn sie auch immer mit dem deutschen Volksleben eng zusammenhingen."

Noch mehr, obwohl doch die Balkanfrage und die daraus entspringende Möglichkeit eines russisch-österreichischen Konfliktes den Anstoß zur Entstehung des deutsch-österreichischen Zweibundes gegeben hatte, hielt er nicht einmal das Hinübergreifen Rußlands nach Konstantinopel (geschweige denn die Versuche der Russen, Bulgarien in ihre Machtsphäre einzubeziehen) für einen casus belli für Deutschland, und es ließ ihn sogar kalt, daß der neu hinzukommende Dritte im Bunde, Italien, sich damit nicht abfinden zu können vermeinte. Mit der Eroberung von Konstantinopel, so erklärte er Crispi, würde sich Rußland nur schwächen, und die deutschen Interessen seien mehr wie die anderer Mächte mit dem Gravitieren der russischen Macht nach Süden verträglich: „man kann sogar sagen, daß sie dadurch gefördert werden." Das stimmte nun freilich nicht mit dem berühmten Ausspruch Friedrichs des Großen überein, daß die Russen an dem Tage nach der Einnahme von Konstantinopel vor den Toren von Königsberg erscheinen würden. Crispi antwortete Bismarck: „Ich glaube nicht, daß es Rußland schwächen würde, Konstantinopel zu nehmen. Seiner erweiterten Macht in Europa würde es durch den Besitz von Konstantinopel eine Basis schaffen, welche dem großen Reiche die Herrschaft über Orient und Europa sichern würde." Er fügte hinzu: „Wir (d. h. Italien) können nicht behaupten, in der orientalischen Frage uninteressiert zu sein. Wir dürfen nicht zugeben, daß Rußland nach Konstantinopel geht. Rußland wäre dort Herr des Mittelmeeres und könnte leicht die Seetüchtigkeit des griechischen Volkes, mit dem es sich durch religiöse Bande verknüpft fühlt, ausnützen. Um dies zu verhindern, verfolgt Italien seine traditionelle Politik. 1854 beteiligte sich Cavour darum an dem Krimkriege, indem er sich Frankreich und England anschloß. Auch heute könnte Italien nicht anders handeln."

Auch jetzt noch, da England den Russen den Zugang zum Mittelmeere gestattet?

Ebensowenig, wie Deutschland den Krieg will, will und kann ihn Rußland haben. Es wird daran gehindert durch seine schlechten inneren Verhältnisse, vor allem die im Heereswesen. Denn es ist, so führte er Crispi zu Gemüte, seiner Truppen nicht sicher; sie sind, Offiziere und Soldaten, von revolutionären Elementen durchsetzt. „Das große Reich scheint unverwundbar, ist es aber nicht. Polen ist ein schwacher Punkt Rußlands, und Österreich ist in Polen beliebt". Wie abgeneigt er auch sonst der Wiederherstellung Polens ist, so ist sie doch vielleicht im Falle eines deutsch-russischen Krieges als Waffe zu gebrauchen: „Wenn man den Polen nur ein wenig hülfe, sich zu erheben, könnten sie ihr Joch abschütteln und unter einem österreichischen Erzherzoge einen selbständigen Staat bilden". Schon die Rücksicht auf Polen muß daher, so sagte er 1878 zu Bluntschli, die Russen zurückhalten, und bei dem traditionellen engen Verhältnisse zwischen Polen und Franzosen kommt sogar Frankreich nicht als Bundesgenosse für Rußland in Betracht. Ein französisches Bataillon würde Polen zum Aufstande bringen; die Russen könnten die Franzosen gar nicht als Alliierte gebrauchen, ohne daß diese sie in ihren wichtigsten Interessen bedrohen würden. Die Rücksicht auf Polen hat nun freilich die französisch-russische Koalition gegen uns nicht verhindert; richtiger war sein Urteil, daß ein russischer Angriff wohl auch Frankreich auf den Plan gegen uns rufen würde, nicht aber auch umgekehrt.

Wenngleich er so die Möglichkeit eines russischen Angriffes mit französischer Hilfe in Rechnung zog, so hielt er sie doch nicht für groß. Denn ein solcher verspricht keine erstrebenswerten unmittelbaren Vorteile. Im siebenjährigen Kriege wollten die Russen Ostpreußen nehmen, jetzt jedoch schwerlich mehr: können sie doch nicht einmal mit den wenigen baltischen Deutschen fertig werden, - umsovielweniger mit einem so kräftigen Zuwachs an deutschen Elementen, wie ihn Ostpreußen bringen würde. Auch eine Vermehrung der polnischen Untertanen durch die Einverleibung von Posen und Westpreußen kann dem russischen Staatsmann nicht ratsam erscheinen, und so kommt Bismarck zum Schlusse: „Wenn man Deutschland und Rußland isoliert betrachtet, so ist es schwer, auf einer von beiden Seiten einen zwingenden, oder auch nur berechtigten Kriegsgrund zu finden. Direkte Bedrohung des Friedens zwischen Deutschland und Rußland ist kaum auf anderem Wege möglich, als durch künstliche Verhetzung oder durch den Ehrgeiz russischer oder deutscher Militärs von der Art Skobelews, die den Krieg wünschen, bevor sie zu alt werden, sich darin auszuzeichnen". Und Österreich ist vor russischen Eroberungsgelüsten fast ebenso sicher, wie Deutschland, nämlich aus demselben Grunde, weil Rußland neue polnische Untertanen nur zur Last fallen würden. Demgemäß hat er in seiner großen Reichstagsrede vom 6. Februar 1888 erklärt: „Rußland kann keine Absicht haben, preußische Landesteile zu erobern. Ich glaube auch nicht, österreichische. Ich glaube, daß Rußland reichlich so viel polnische Untertanen besitzt, wie es zu haben wünscht, und daß es keine Neigung hat, dieselben zu vermehren. Etwas anderes von Österreich annektieren, wäre noch viel schwieriger". Das ist nun anders gekommen. In Ostgalizien schicken sich die Russen an, sich dauernd und häuslich niederzulassen und einzurichten, und wären sie nicht durch Hindenburg um ein beträchtliches zurückgedrängt worden, so sähen wir dasselbe Schauspiel in Ostpreußen. Will auch Rußland nicht selbst nach den von den Südslawen bewohnten Gegenden der Donaumonarchie greifen, so haben doch die großserbischen Agitationen, die von ihr die

südslawischen Untertanen losreißen und an sich selbst ziehen wollen, bereitwillige und bis zum äußersten entschlossene Aufreizung und Förderung erfahren.

Noch ein Jahr vor des Altreichskanzlers Tode ist an einer durch ihn inspirierten Stelle ausgeführt worden: „Die notwendigen Ziele der unverfälschten russischen Politik haben nichts, was mit dem deutschen Interesse nicht verträglich wäre. Daß die russische Politik auch antideutsch werden kann, ist natürlich nicht ausgeschlossen; aber wir glauben, daß unsere friedlichen Beziehungen zu Rußland ganz und gar von unserer eigenen Politik abhängig sind und daß wir einen mutwilligen Angriff russischerseits auf uns weder jetzt noch künftig zu gewärtigen haben. Es fehlen dazu die kollidierenden Interessen beider Nationen." Und ebenso hat er in seinen Erinnerungen erklärt: „Mit Frankreich werden wir nie Frieden haben, mit Rußland nie die Notwendigkeit des Krieges, wenn nicht liberale Dummheiten oder dynastische Mißgriffe die Situation fälschen."

Tatsächlich ist der Krieg, den wir jetzt gegen Rußland führen, aus anderen Triebfedern entsprungen, als Bismarck damals für wahrscheinlich hielt, und es ist doch ein Krieg ganz in seinem Geiste, nämlich in dem, aus welchem das deutsch-österreichische Bündnis von 1879 hervorging. So groß wurde der russische Machthunger, so stark die panslawistische Bewegung, die ihre Propaganda auf die Balkanhalbinsel und die Slawen Österreich-Ungarns zu erstrecken trachtete, daß auch der Zar ihr nachzugeben gezwungen ward. Die Russen gaben die Parole aus, der Weg nach Konstantinopel gehe über Wien; unser treues und sinnentsprechendes Festhalten an jenem Bunde stachelte sie nun auf, einen noch weiteren Umweg, nämlich über Berlin, zu versuchen, - so wurde der deutsch-russische Krieg durch die Russen zur Notwendigkeit.

Seine eigenen wahren Interessen hat Rußland verletzt, indem es sich auf den Krieg in Europa einließ. „Ich glaube nicht", so sagte Bismarck einmal zum Abgeordneten Braun-Wiesbaden, „daß das Testament Peters des Großen apokryph ist. Jedenfalls gibt es in Rußland noch Leute, welche demselben anhängen, und welche Rußland immermehr nach Westeuropa wollen vordringen lassen, wo es sich nichts holen kann, als Nihilismus und ähnliche Krankheiten, welche auch mit einer „heiligen Allianz" nicht zu kurieren wären. Seine Aufgabe ist in Asien. Dort repräsentiert es den Kulturfortschritt." Es hat sich durch den jetzigen Krieg wieder in eine Lage gebracht, die Bismarck einmal sehr treffend dahin gekennzeichnet hat: „Rußland ist wie ein starker, gesunder Mensch, der krank wird. Nimmt er guten Rat an und bleibt zwei, drei Tage zu Hause, dann wird er wieder gesund und ist so stark wie zuvor. Besteht er aber darauf, auszugehen und seine Geschäfte zu erledigen, so wird seine Krankheit schlimmer, und er muß vielleicht sterben. Zwei, drei Tage im Leben eines Mannes bedeuten zwanzig, dreißig Jahre im Leben einer Nation. Rußland muß zu Hause bleiben: es hat eine große Zukunft, seine Bauern sind gute Kerle, sein Beamtenadel aber ist ein Krebs, der an seinen Eingeweiden nagt!"

Anstatt zu Hause zu bleiben, seinen Krebsschaden zu heilen und seine Aufgabe im Osten zu erfüllen, ist der kranke Mann an der Newa ausgezogen, um über seine Nachbarn im Westen herzufallen. Das bekommt ihm vielleicht so schlecht, daß er daran stirbt. Schicken wir ihn jedenfalls mit blutigem Kopfe wieder nach Hause, sodaß bald von „Petrograd" der klägliche Ruf ertönt:

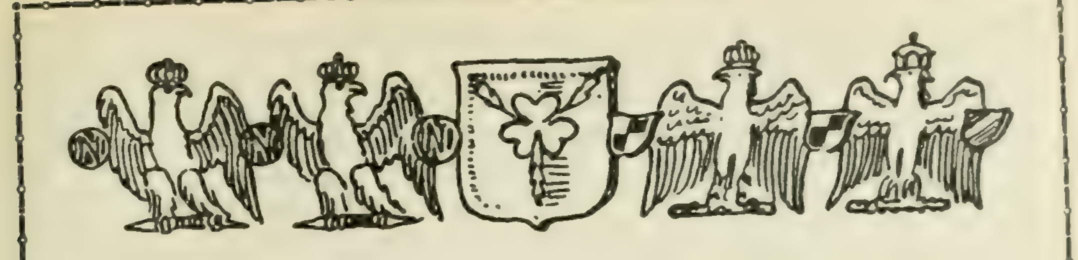
„Iswinite Gossudar!"



Kupfertiefdruck von Broschek & Co., Hamburg

Bismarck im Herbst 1866
Nach einer Photographie von G. Linde, Putbus





Bismarck und Napoleon III.

Von Max Lenz.

Ce n'est pas un homme sérieux – in diesen Worten hat Kaiser Napoleon III., wenn Bismarck recht unterrichtet war (denn er selbst hat es in der Zeit nach Sedan, an der Tafelrunde in Versailles erzählt), den Eindruck zusammengefaßt, den er im Spätherbst 1862 aus einer Unterredung mit dem Mann gewann, der ihn acht Jahre später vom Thron gestoßen hat. Bismarck war damals, kurz nachdem er das Ministerium übernommen, noch einmal nach Paris hinübergefahren, um sich von dem Kaiser förmlich zu verabschieden, woran ihn bisher seine plötzliche Abberufung von der Gesandtschaft am Hofe der Tuilerien verhindert hatte. Wenigstens wird dies der offizielle Grund gewesen sein; daß er auch sonst allerhand Beweggründe hatte, um sich noch einmal an der Seine zu zeigen, braucht darum nicht geleugnet zu werden. Den Anlaß zu diesem Urteil hatte dem Kaiser nach Bismarcks Erzählung die Zuversichtlichkeit gegeben, mit der sich der neue preußische Minister über die innere Lage der Monarchie, zu deren Schutz er sich soeben aufgestellt, den Bedenklichkeiten des Kaisers gegenüber ausgesprochen hatte. Daß dies in der Tat zum Inhalt jenes Gespräches gehörte, bestätigt uns ein Schreiben, das Bismarck nach der Rückkehr von seiner Reise an Graf Bernstorff, seinen Vorgänger im Amt, der jetzt Preußen in London vertrat, gerichtet hat; und wenn die Worte da und dort verschieden lauten, so ist doch der Ton beidemal der gleiche; es ist derselbe, dem Bismarck damals bei jeder Gelegenheit Ausdruck gab: des unerschütterlichen Vertrauens auf die Kraft der Krone, die er gegen die parlamentarische Opposition, wie lärmend sie auftreten mochte, verteidigte, und eines nie wankenden persönlichen Mutes. Es ist daher wohl möglich, daß Napoleon, der selbst, so sehr er Autokrat war, sich sehr viel unsicherer auf dem erschlichenen Thron fühlte, sich derart ausgesprochen hat, zumal da er damit ja nur die Stimmung wiedergab, auf die das kühne und trotzige Auftreten des neuen Leiters der preußischen Politik daheim wie im Auslande überall stieß.

Freilich, mit der Haltung, die Napoleon in den kurzen Monaten der Gesandtschaft Bismarcks an seinem Hof, und schon früher bei zwei Besuchsreisen, die dieser von Frankfurt aus im Sommer 1855 und im April 1857 nach Paris gemacht, gegen ihn beobachtet hatte, stimmt jenes Urteil wenig zusammen; sowie auch Bismarck dem Kaiser sonst kaum Gelegenheit dazu gegeben hatte. Während seiner Gesandtschaft hatten sie – denn von der

Antrittsaudienz dürfen wir absehen - sich nur zweimal näher gesprochen, am intimsten Ende Juni in Fontainebleau, wohin Bismarck einer persönlichen Einladung des Kaisers gefolgt war. Aber gerade da hatte dieser keineswegs Ursache gehabt, sich über Unüberlegtheiten des preußischen Gesandten aufzuhalten; er hätte sich eher über die Reserviertheit seines Gastes beklagen dürfen, der sich seiner Zärtlichkeiten kaum hatte erwehren können. Bismarck selbst schreibt darüber, er sei dabei etwas in die Lage Josephs bei der Frau von Potiphar gekommen; der Kaiser habe die unzüchtigsten Bündnisvorschläge auf der Zunge gehabt, und nur sein geringes Entgegenkommen habe denselben von noch intimeren Annäherungsversuchen abgehalten. Verwandte Gedanken hatte Napoleon schon bei jenen früheren Besuchen vorgebracht; und wenn Bismarck auch niemals rückhaltlos eingestimmt hatte, so war er doch einer Diskussion auch nicht ausgewichen; ja er war bis dahin der einzige preußische Diplomat gewesen, der sich dieser Lieblingsidee Napoleons nicht ganz verschlossen hatte. Erklärlich daher, daß diese Vorurteilslosigkeit ihm das Herz des Kaisers gewonnen hatte und daß er schon in früheren Jahren mit ungewöhnlicher Zuvorkommenheit in den Tuilerien aufgenommen war.

Auch von seiner Seite besitzen wir Aussprüche über Napoleon von wenig schmeichelhaftem Charakter. Sie stammen allerdings fast durchweg aus der Zeit, wo das Spiel, das beide jahrelang miteinander getrieben, aus und von Bismarck gewonnen war. Einige davon hat uns Moritz Busch, dem wir auch jene Äußerung Napoleons verdanken, eben von der Tafelrunde zu Versailles aufbewahrt. Der erste, vom 5. November 1870, bezog sich auf die Haltung des Kaisers im Kampfe Preußens gegen Österreich, auf den alle seine mit Bismarck getriebenen Praktiken eingestellt gewesen waren. Napoleon habe, so äußerte der Kanzler, im Sommer 1866 seinen Vorteil nicht verstanden, er habe die Courage nicht gehabt zu tun, was er von seinem Standpunkt aus tun mußte. Er hätte Belgien besetzen und als Pfand für das, was kommen konnte, vorläufig behalten sollen. „Wir konnten ihn damals nicht hindern, und daß England ihn angriff, war nicht wahrscheinlich, jedenfalls konnte er's abwarten. Wenn es uns glückte, mußte er versuchen, sich Rücken an Rücken mit uns zu stellen und uns zu weiterm Zugreifen zu ermutigen". „Aber", fuhr er zu Delbrück gewandt fort, „er ist und bleibt ein Tiefenbacher". Sehr viel kräftiger drückte sich Bismarck ein paar Wochen später aus, im Hinblick auf die Weigerung Napoleons bei den Kapitulationsverhandlungen von Sedan, als Gefangener den Frieden zu schließen: „Ich glaube", sagte er, „wenn er damals Frieden gemacht hätte, wäre er jetzt noch ein achtbarer Regent. Er ist aber ein dummer Mensch. Ich habe das schon vor sechzehn Jahren gesagt, wo mirs niemand glauben wollte. Dumm und sentimental!" Etwas gemildert, aber immer noch deutlich genug, klingt diese Tonart an der dritten Stelle (zum 23. Dezember). „Er ist", lesen wir hier, „viel gutmütiger, als man gewöhnlich glaubt, und viel weniger der kluge Kopf, für den man ihn gehalten hat." Das sei ja, warf Graf Lehndorff ein, wie mit dem, was einer vom ersten Napoleon geurteilt habe: „eine gute Haut, aber ein Dummkopf." „Nein" - erwiderte der Kanzler - „im Ernst, er ist trotz dem, was man über den Staatsstreich denken mag, wirklich gutmütig, gefühlvoll, ja sentimental, und mit seiner Intelligenz ist es nicht weit her, auch mit seinem Wissen nicht. Besonders schlecht ists mit ihm in der Geographie, obwohl er in Deutschland erzogen worden und auf die Schule gegangen ist; und er lebt in allerhand phantastischen Vorstellungen. - Im Juli ist er drei Tage umhergetaumelt, ohne zu einem Entschlusse zu kommen, und noch jetzt weiß ich nicht,

was er will. Seine Kenntnisse sind der Art, daß er bei uns nicht einmal das Referendarexamen machen könnte. – Man hat mir das nicht glauben wollen, aber ich habe dasselbe schon vor langer Zeit ausgesprochen. 1854 und 1855 sagte ich es schon dem Könige. Er hat gar keinen Begriff davon, wie es bei uns steht." Hier folgt dann die Erzählung von der Unterredung im Herbst 1862, die uns vorhin beschäftigte. Ähnlich, nur in abermals stark abgemilderter Form, hat der Fürst in den „Gedanken und Erinnerungen" des Kaisers gedacht. Ausführlich berichtet er da über das Gespräch, das er im Winter 1855/6 mit Friedrich Wilhelm IV. über Napoleon gehabt hatte; und es ist besonders interessant zu sehen, wie die alte, oft erzählte Anekdote über den großen Onkel des Kaisers, auf die Graf Lehndorff in Versailles hingewiesen hatte, in seine Erzählung verwebt ist.

Hier aber möchte man fragen, ob nicht die Erfahrungen, welche Bismarck mit seinem kaiserlichen Gegenspieler seit dem Juli 1866 gemacht hatte, seine Erinnerungsbilder getrübt haben. Denn in seinen Briefen und in seinen diplomatischen Schriftsätzen nehmen wir bis dahin eine solche Geringschätzung des Kaisers nicht wahr. Von seiner zweiten Pariser Reise schreibt er seiner Schwester: „Von Personen und Zuständen hier bin ich sehr erbaut, besonders vom Kaiser". Er fasse, heißt es in einem gleichzeitigen Brief an General Gerlach, sehr schnell auf und habe eine sehr gefällige, leichte Konversation. Und noch im Februar 1865 wollte Bismarck in einem Schreiben an den Pariser Botschafter, Graf Robert von der Goltz, dessen Anschauung, daß der Kaiser sich von seinen Ministern die Leitung der Politik aus den Händen nehmen lasse, nicht teilen. Die Absicht, das Bündnis zwischen Preußen und Österreich zu sprengen, nannte er darin eine in der Natur der Dinge begründete Tendenz der französischen Politik; und ihre Zweideutigkeit, in der Goltz zwei sich bekämpfende Strömungen sehen wollte, führte er auf den Kaiser selbst zurück. Dieser sei viel zu umsichtig, zu sehr durch die Erfahrung der jüngsten Zeit gewarnt, um in einer Frage, welche, wie die polnische, ihm die Summe des bei uns erworbenen Vertrauens kosten könne, einen Minister seinen eignen Impulsen zu überlassen. Wie er in Polen seine eigenste Politik getrieben habe, wie er gelegentlich die abweichende Haltung des Prinzen Napoleon benutzt habe, um sie nach Bedürfnis fallen zu lassen oder zu adoptieren, so werde auch die Doppelzüngigkeit Frankreichs in der vorliegenden Frage ein Ausdruck seines Willens sein, um die Möglichkeit zu wahren, im rechten Augenblick auf die eine oder die andere Seite treten zu können. Bismarck will diese Politik nicht gerade für die richtige halten, aber sie auch nicht tadeln; vielleicht sei sie auf dem Standpunkt des Kaisers die richtige; denn wenn uns unser Bewußtsein sage, daß weder Frankreich für Preußen noch wir für Frankreich ein Bundesgenosse à toute épreuve sein können, so werde auch ihm diese Wahrheit nicht verborgen sein. Seine eigene Politik hatte Bismarck ganz auf diese Doppeldeutigkeit der französischen Politik eingestellt. Deshalb verwarf er den Vorschlag des Botschafters, dem Kaiser schon jetzt ein Bündnis anzubieten, da man ihm so nur die Gelegenheit biete, auf Österreich zu drücken; es erschien ihm zweckmäßiger, Wien zwischen der Hoffnung auf Preußens Beistand und der Furcht vor dem Übertritt auf die Seite der Gegner zu erhalten und die einmal bestehende Ehe trotz kleiner Hauskriege einstweilen fortzusetzen.

* * *

Dennoch ist es richtig, daß Bismarcks durchdringender Blick die Grenzen von Napoleons Macht, die Schwächen seiner Stellung bereits zu einer Zeit wahrgenommen hat, als der neue Bonaparte bei uns noch allgemein, im liberalen wie im reaktionären Lager, als ein wahrer Dämon galt und seine Macht einer Wetterwolke gleich über dem ungeschützten Vaterlande zu liegen schien. Gerade die Gerlachs, Bismarcks nächste Freunde, und König Friedrich Wilhelm IV. selbst fürchteten von der Erneuerung des französischen Kaisertums die Wiederkehr der Katastrophen, die sie in ihrer Jugend erlebt hatten; ihnen war der Mann des 2. Dezember die „incarnierte Revolution"; für sie war das Wort, mit dem er sich eingeführt, daß das Kaiserreich der Friede sein werde, nichts als eine Maske, hinter der sich die von dem Oheim ererbte Eroberungsgier des ganzen Geschlechts verberge.

Bismarcks erste Äußerung über den Gefürchteten, von der wir wissen, steht in einem Brief an den General von Gerlach vom 28. Dezember 1851, ist also nur vier Wochen nach der Pariser Krisis geschrieben; sie war schon die Antwort auf einen Brief Gerlachs, worin der General seine Furcht und seinen Abscheu vor dem neuen Bonaparte ausgesprochen hatte. „Der erste Eindruck, den mir der 2. Dezember brachte", so lautete Bismarcks Entgegnung, „war ein gemischter, ähnlich dem, als das Gehöft eines mir benachbarten Demokraten und Leuteschinders brannte; der Anteil des Ormuzd in mir fand das Schauspiel peinlich, während Ariman in den dunkeln Winkeln meines Herzens ein uneingestandenes Behagen verbreitete, gemischt aus der befriedigten avidité d'émotions und dem Gedanken, daß es nicht mich, und daß es gerade diesen traf. So dachte ich mir Frankreich unter dem Gesichtspunkte fiat experimentum in corpore vili; Gott zeigt uns, wohin das führt, wenn ein Volk das Festland der Legitimität steuerlos verläßt, um sich dem Malstrom der Revolution anzuvertrauen". Das ist noch der Ton, der in den Kreisen der Gerlachs der übliche war, und den wir auch sonst in den Äußerungen Bismarcks aus dem ersten Frankfurter Jahr wiederfinden; als „Ew. Exzellenz diplomatischer Säugling" unterschreibt er sich in diesem Briefe. Es fehlt aber darin schon das Moment der Besorgnis, das sich für seine Partei daran knüpfte; die Worte verraten keine Spur von Furcht. Als Preuße kann er sich nicht über den 2. Dezember freuen, weil er nun einen Feind, der krank war, momentan erstarken sieht; aber an Kriegsgelüste Bonapartes glaubt er nicht, ist sogar überzeugt, daß dieser alles aufwenden wird, den Frieden zu erhalten, weil Krieg die Armee von ihm lösen würde; und kann sich nicht einmal denken, daß er sich der Armee gegenüber auf die Dauer halten wird, weil das Element, welches ihn bei der nichtmilitärischen Bevölkerung trage, Ermattung und Zerfahrenheit, im Heere fehle.

Hierin hatte Bismarck sich nun freilich getäuscht. Die Armee blieb für Napoleon die stärkste Basis seiner Macht; erst ihre Niederschmetterung auf den Schlachtfeldern von 1870 hat ihm, dann aber sofort, den Boden entzogen: unmittelbar nach Sedan tat sich der Abgrund unter ihm und seinem Kaisertum auf; und so hat Bismarck selbst erst den Stoß führen müssen, der ihn herunterwarf. Auch darin hatten die Gerlachs Recht, daß sie eine Ära von europäischen Kriegen voraussagten. Bei allen Krisen und Katastrophen, die den Erdteil bis 1870 heimsuchten, hat der alte Verschwörer seine Hand im Spiel gehabt. Nur so konnte er sich behaupten: die Armee verlangte, mochte sie auch zuzeiten den Frieden wünschen, nach Beschäftigung, Avancement, Ruhm und Beute; die Nation selbst konnte er nur so mit ihrem Geschick, das sie ihm unter die Füße geworfen,

aussöhnen; die Glorie seines Hauses, die Erinnerung an die Großtaten des Oheims, an der die Nation seit 1815 sich wieder aufgerichtet hatte, war in seinem Kampf um die Herrschaft von einem Gewicht gewesen, gegen das die Mitbewerber nichts hatten einsetzen können: wie für den Gründer seiner Dynastie, so war auch für ihn Erhaltung und Erhöhung der Machtstellung Frankreichs die Bedingung der eigenen Herrschaft.

Übrigens gewann auch Bismarck bald besseres Zuvertrauen zu der Kraft der neuen Krone. Denn so schmal ihm ihre dynastische Grundlage erschien, verkannte er doch nicht die Gunst der Lage, die ihr aus der europäischen Konstellation erwuchs. Der Krimkrieg brachte Frankreich eine Stellung im europäischen Konzert, wie es seit dem Sturze des großen Kaisers nicht mehr gehabt hatte; und wenn es im Orient zwar Lorbeeren, aber keinen eigentlichen Gewinn erwarb (denn hier hatte es England zur Seite, das es nicht allein bei der Schüssel bleiben ließ) und der Lieblingstraum des Kaisers, aus dem Mittelmeer einen französischen See zu machen, in weitem Felde lag, so stand er nach dem Kriege am Rhein und an den Alpen um so respektgebietender da.

Bismarck hat damals so wenig wie später daran gedacht, in ein festes Bundesverhältnis zu dem französischen Kaiser zu treten, oder wohl gar die deutsche Frage mit seiner Hilfe zu lösen. Denn er wußte, daß dies nur auf Kosten deutscher Provinzen geschehen konnte. Eine solche Politik konnte wohl ein Cavour machen, der Minister eines Kleinstaates, welcher sein Selbst auslöschen, die Heimatsstätten seines Königs und des gefeiertsten Helden der Nation opfern mußte, um den nationalen Staat zu erreichen – aber kein preußischer Staatsmann. Die stolze Losung der italienischen Einheitspartei, Italia farà da sè, ist nicht zur Wahrheit geworden; nur fremder und bezahlter Hilfe oder Konnivenz verdankte Sardiniens König die nationale Krone; und so hat Italiens Stolz heute jenen Raub vergessen können, während es noch immer den begehrlichen Blick auf Territorien gerichtet hält, die Jahrhunderte hindurch altes Reichsland waren und zu Italien nur wenige Jahre, in der Zeit da es Frankreichs Vasallenstaat war, gehört haben. Hätte Bismarck solche Wege zu gehen auch nur versucht, er würde den Abscheu seiner Nation erregt haben; ja sie wären für ihn niemals gangbar gewesen. Seine Bahn war aber die umgekehrte: er wollte Preußens Kraft zum Siege in Deutschland führen und dadurch erst die Grundlagen schaffen, auf denen die deutsche Nation den ihr nach Größe, Geschichte und Kultur gebührenden Rang unter den Völkern der Erde einnehmen würde. Er stellte sich damit in Gegensatz ebenso zu seiner eigenen Partei wie zu den liberalen Strömungen, wie vor allem zu Österreichs Machtinteresse und zu allen Anhängern Habsburgs in Deutschland.

Seine Freunde zu sich herüberzuziehen hat er sich schon in Frankfurt, seit dem Krimkriege, bemüht. Aber völlig vergebens. Nicht einmal Unhöflichkeiten des Organs seiner Partei, der Kreuzzeitung, gegen den Kaiser konnte er verhüten; selbst die Annäherungsversuche Napoleons begegneten in Berlin kalten Mienen oder brüsker Abfertigung. So trieb Bismarck fast Politik auf eigene Hand, als er im Sommer 1855, ohne erst in Berlin Rücksprache zu nehmen, seinen Urlaub zu einer Reise nach Paris benutzte, um das dortige Terrain zu sondieren; und es ist eigentlich zu verstehen, daß ihm der König und General Gerlach den Besuch „Babylons" sehr übel nahmen. Bismarck fürchtete damals, nach dem Tode des Zaren Nicolaus, ernstlich, daß Rußland und Frankreich (wie es wirklich den Anschein hatte) sich verständigen könnten – ein Fall, der es ihm für Preußen unerläßlich zu machen schien, als Dritter in den „scheußlichen" Bund zu treten. Zurzeit

seiner zweiten Pariser Reise war diese Kombination zurückgetreten, obschon die Sympathien zwischen Paris und Petersburg geblieben waren: die italienische Frage begann jetzt den Horizont der europäischen Politik zu beherrschen. Aber sie steigerte noch die Furcht Bismarcks vor falschen Schritten der preußischen Diplomatie; denn sie trieb abermals die öffentliche Meinung in Deutschland, Liberale und Konservative, und die Kabinette selbst Österreich zu, nur daß diesmal die Front gegen Frankreich gerichtet war. Wäre er im Frühjahr 1859 am Ruder gewesen – er hätte vielleicht die Entscheidung gesucht, nicht im Bunde mit Napoleon, aber doch in der Nähe Frankreichs, in voller Selbständigkeit und mit der Wendung gegen Habsburg; denn der Moment schien ihm unmittelbar bevorzustehen, wo Preußen Hammer oder Amboß werden müsse. Er war darum in Petersburg außer sich, als die Mobilisierung Preußens erfolgte, und vielleicht der einzige, der den Frieden von Villafranca, in dem sonst alle Welt eine Niederlage Preußens erblickte, von Herzen begrüßt hat. In der Öffentlichkeit waren seine französischen Sympathien schon kein Geheimnis mehr; man sprach allgemein davon, daß er sich dem Bösen an der Seine verschrieben habe. Er aber hat daraufhin einem Freund das Wort geschrieben, das einen Lichtschein in das Dunkel seiner Pläne warf: daß, wenn er von einem Teufel besessen sei, es kein gallischer, sondern ein teutonischer wäre.

* * *

Es war aber wirklich ein gewagtes Spiel, das er trieb. Hart am Abgrunde hin hat es ihn geführt; und es gehörte dazu ein Wagemut, eine Kunst der Berechnung aller Möglichkeiten, Vorsicht ebensosehr wie Vertrauen auf die Kraft seines Staates und – scheuen wir das Wort nicht – eine Verschlagenheit, wie nur Bismarck sie besaß, um es zum guten Ende zu bringen.

Zu Hilfe kam ihm dabei Napoleon selbst, mit der Stellung, die er in Frankreich und Frankreich in Europa einnahm, den Bedingungen, unter denen er seine Regierung führen mußte, den Hoffnungen, die er daran knüpfte, und den Hemmungen, die er auf seinen Wegen fand. Der Scharfblick Bismarcks bewährte sich besonders darin, daß er diese Widerstände sah und in seine Rechnung einstellte. Gerlach und seine Leute gingen von der Ansicht aus, daß der Parvenu unter den europäischen Monarchen der Revolution auf Gedeih und Verderb ergeben sei, und daß sie unter seiner Führung, wie zu den Zeiten Dantons und Robespierres, alle Grenzen zu überschreiten versuchen werde. Bismarck bemerkte dagegen, daß schon der alte Napoleon nichts weniger als die Fortentwickelung der Revolution erstrebt habe, daß der Bonapartismus vielmehr ihren Abschluß bedeute, oder daß doch der neue Napoleon ebensosehr wie der alte wünschen müsse, die Geister der Demagogie in Ruhe zu halten – eine Erkenntnis, die sogar manchem Historiker noch heute abgeht.

Nun war freilich, was Bismarck keineswegs entging, in der auswärtigen Politik des französischen Kaisers ein Moment der Unruhe, eben weil er Armee und Volk beschäftigen und dem nationalen Ehrgeiz Genugtuung verschaffen mußte. Als ein spezifisch bonapartistisches Element brauchte jedoch Bismarck mit Recht die kriegerische Tendenz der kaiserlichen Politik nicht anzuerkennen; mit einer Sicherheit des historischen Blickes, die jedem Historiker vom Fach Ehre machen würde, nahm er ebenso für die Politik der Bourbonen und überhaupt der legitimsten Monarchien, wie der freisten Republiken denselben Trieb zur Eroberung in Anspruch, in dem Gerlach ein besonderes Moment der Bonapartes und ihres revolutionären Ursprungs sehen wollte: als das Gesetz, dem jede Macht folgt und in Ewigkeit folgen wird.

Zur Zeit des Krimkrieges hat Bismarck sogar die Möglichkeit für den Kaiser geleugnet, die Revolution in Deutschland und Italien nach Belieben loszulassen oder zu halten. Und für Deutschland hatte er damit unbedingt Recht. Denn die radikale Partei, welche hier 1848 wirklich den Bund mit der Pariser Revolution gewünscht hatte, war längst zur Bedeutungslosigkeit verurteilt, und die Liberalen sahen ebenso wie die Reaktionäre in dem französischen Kaiser den Feind der deutschen Freiheit. Auch war hieran soviel richtig, daß es ein Lebensinteresse nicht bloß für Napoleon, sondern für sein Volk war, die Einheit unserer Nation zu verhindern, die deutschen Staaten und Parteien auseinander zu halten; es war altfranzösische Politik gewesen, die Oppositionsparteien im Reiche gegen Habsburg zu unterstützen; ihren Traditionen folgte darum der Kaiser, als er diesen Staatsmann von friderizianischem Gepräge in seine Netze zu ziehen versuchte; dahin zielten alle Gespräche, die beide seit Bismarcks Pariser Reisen miteinander hatten, alle Verhandlungen, die dann Kaiser und Minister bis in den August 1866 geführt haben, und in denen Bismarcks unvergleichliche diplomatische Kunst zuletzt siegreich geblieben ist.

Aber auch für Italien wird jenes Wort Bismarcks (es stammt aus dem April 1854) wohl Geltung behalten dürfen. Freilich war die Stellung der Italiener zu Frankreich und den Bonapartes eine andere als zu den Deutschen. Schon unter dem ersten Napoleon hatten sie ihre Hoffnungen auf Frankreich gesetzt, und sie durften wohl den großen Kaiser als den Begründer ihrer Nationalität ansehen; seine Siege hatten ihr die Bahn bereitet; er selbst hatte dem Reiche, das er ihnen schuf, den Namen Italien gegeben und damit das Ziel bezeichnet, dem die Nation seitdem zustrebte. Auf Italiens Boden hatte auch der neue Bonaparte seine Laufbahn, er als Verschwörer, begonnen. Wie hätte er die Nation jetzt, nachdem er den Kaiserthron gewonnen, im Stich lassen können! Er mußte also, mochte er wollen oder nicht, die italienische Revolution entfesseln: in sein Belieben war es keineswegs gelegt; das lehrte ihn die Bombe Orsinis. Auch daheim aber vertrat er das Prinzip, auf das die italienischen Rebellen gegen Österreich sich stellten, das der nationalen Selbstbestimmung. Seine ganze Vergangenheit war dadurch bestimmt gewesen. Als der Erwählte der Nation war er Präsident der Republik geworden, und dem Plebiszit unterwarf er nach dem Staatsstreich seine Ansprüche auf die Krone selbst. So hatte es auch der Oheim gemacht: es war das Grundprinzip der Dynastie; die Zukunft seines Hauses hing daran.

Aber weniger noch als sein Vorgänger war er imstande, in dem Lande jenseits der Alpen bis ans Ende zu gehen. Es wäre der Weg Garibaldis geworden; er hätte ihn, wie diesen, gegen Rom geführt. Hiergegen aber stemmte sich eine Gewalt, die in noch viel höherem Grade als die Armee eine der Grundlagen seines Thrones war, und die ihm die Ordnung und den Gehorsam, in dem er seine Untertanen hielt, erst garantierte – das war die an Rom gefesselte, dem Papsttum in willigem Gehorsam ergebene, ja durch die Revolution selbst dorthin gedrängte französische Kirche. Es war die einzige Macht in Frankreich, die seit der großen Revolution unbesiegt geblieben war. Alle Parteien hatten sich an ihr müde gerungen; alle Regierungen hatten, so oder so, Freundschaft mit ihr geschlossen – aber noch keiner hatte sie selbst in der Zeit der Not Treue gehalten; sie hatte den großen Napoleon, der ihr nach Jahren des Elends und der Verbannung wieder ihr Haus bereitet, ebenso wie den letzten der Bourbonen, und wie in der Februar-Revolution den Bürgerkönig im Stich gelassen. Sie hatte auch dem neuen Bonaparte, wie den Gründern alter Dynastien, die sich seit Chlodwig

auf dem gallisch-französischen Boden erhoben, den revolutionären Ursprung seiner Macht verdeckt und geheiligt; und sie bot ihm noch zuletzt ihre Hilfe an – in dem Kampf gegen den norddeutschen Ketzerstaat, dessen Besiegung die Dauer seiner Herrschaft verbürgt haben würde: aber sie forderte dafür auch unablässig ihren Lohn: niemals durfte der Kaiser in Wege einlenken, die mit ihren eigentümlichen Interessen nicht mehr harmonierten.

Zwei Strömungen, zwei Seelen gleichsam lebten in der Politik Napoleons und ließen ihn nicht zu einem gleichmäßigen, selbstgewissen Gange kommen. In den fünfziger Jahren, damals als der Krimkrieg den Kaiser auf die Höhe seines europäischen Einflusses führte, und solange der Geist der europäischen Reaktion der in der Revolution gescheiterten nationalen Bewegung gegenüber mächtig war, blieb dieser Zwiespalt noch im Hintergrund. Mit der italienischen Erhebung trat er sofort hervor: es war das Geschick Napoleons, daß er selbst die Geister lösen mußte, um danach von ihnen wider Willen weiter und weiter getrieben zu werden.

Je mehr aber die Bewegung sich vertiefte, die nun auch nördlich der Alpen aufs neue und stärker als je einsetzte, umsomehr wurde der Kaiser von den einander feindlichen Strömungen hin und her gerissen. Gewiß, er war, wie Bismarck an der Tafelrunde von Versailles erzählte, im Juli 1870 ebenso wie vier Jahre vorher, als ihm Königgrätz zum erstenmal den Abgrund, vor dem er stand, erschlossen hatte, zwischen seinen Entschlüssen hin und her getaumelt; und er war im Grunde eine weiche Natur, ein Grübler, ein Träumer fast zu nennen, ein Tiefenbacher, wie Bismarck von ihm sagte. Aber wir dürfen darum doch nicht verkennen, daß er unter Umständen handeln mußte, denen auch ein Stärkerer nicht gewachsen gewesen wäre. Und insoweit sind die scharfen Urteile, die Bismarck über den Gestürzten äußerte, doch wohl zu korrigieren, wie sie ja auch nicht mit seinen eigenen Ansichten aus der früheren Zeit harmonierten. Auch in Napoleons Leben hat es Momente gegeben, wo sein Wille eisern und jede Rücksicht ihm fremd wurde: wenn ihm jemand den Weg vertrat, den er von Jugend auf verfolgte, den Weg zu der Macht, auf die ihn die Erinnerung an den großen Träger seines Namens hinwies, dann ward er, wie eine Frau, die ihn von Kindheit auf kannte, gesagt hat, ein Tiger. Jedoch galt in solchen Fällen sein Ansprung immer nur inneren Gegnern, denjenigen, die er auf den Schleichwegen, die ihn in die Höhe brachten, antraf.

Der Wille, sich in der Gewalt zu behaupten, eine neue französische Dynastie in Frankreich zu gründen, war auch auf dem Kaiserthron sein Leitstern geblieben; alle seine Handlungen, die innere wie die auswärtige Politik, alles was er bis dahin gesucht und erreicht hatte, war von diesem Gedanken getragen und beherrscht worden. Nun aber war ihm ein Gegner erstanden, gegen den seine Künste und alle seine Macht versagten, der seine Schwächen bis auf den Grund durchschaute und sein Spiel mit ihm trieb, ohne ihm erreichbar zu werden: der Dienstmann einer Krone, die selbst ihren Staat von Grund auf geschaffen hatte, und deren Macht darum in seinen Fundamenten verankert war. Wenn auch sie Schwierigkeiten zu überwinden hatte, so waren ihre Pfeiler, vor allem die Armee, aber auch die Bureaukratie, mochte diese immerhin durch die Stürme der Zeit ein wenig ins Schwanken geraten sein, unerschüttert geblieben; und es gab keine Kreise in ihrem Bereich, welche ihrem Lebensinteresse ernstlich hätten widerstehen oder sie gar nach ihrem Willen zwingen können. So stark war diese Krone, daß jener Staatsmann der nationalen Woge, wie gewaltig sie heranbrausen mochte,

eine Zeitlang widerstehen und, als er, gezwungen und doch freiwillig, in die hoch und höher steigende Flut hineinsteuerte, Preußens Macht zum Grundpfeiler des neuen Deutschlands umschaffen konnte.

Die Größe Bismarcks aber wird um nichts geringer, wenn wir zugeben, daß die Einheitlichkeit seiner Politik, die Geschlossenheit seiner Gedankenwelt, die Kraft seines Angriffes und der Wille selbst, den er an seine Ziele wenden konnte, durch die Einheitlichkeit, den Aufbau und die Gedankenwelt seines Staates mit bedingt waren. Sie beruht eben darauf, daß er die Natur desselben besser als jeder andere durchschaute, daß er allein die Macht und darum das Recht Preußens, den Staat, nach dem die Nation verlangte, zu schaffen und zu leiten, voll erkannte, und daß er daraus den Glauben, den Willen und die Kraft gewann, das Gewaltige zu vollenden.

◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆◆

Worte Bismarcks.

Der Einfluß einer Macht im Frieden hängt in letzter Instanz von der Kraft ab, welche sie im Kriege entwickeln, und von den Bündnissen, mit welchen sie in den Krieg eintreten kann. – Poschinger, Preußen im Bundestag IV, S. 269. 1857, Mai 18.

*

Wir stehen auf der eignen Kraft und fallen mit ihr. – An Schleinitz, 1860, Dez. 10.

*

Wenn auf irgendeinem Gebiet, so ist es auf dem der Politik, daß der Glaube handgreiflich Berge versetzt, daß Mut und Sieg nicht im Causalzusammenhange, sondern identisch sind; wenigstens für einen König von Preußen, Gott sei Dank, ist es noch so. – Poschinger, Preußen im Bundestag IV, S. 38. 1851, Sept. 29.

*

Ein Prinzip kann man aber nur insoweit als ein allgemein durchgreifendes anerkennen, wenn es sich unter allen Umständen und zu allen Zeiten bewahrheitete, und der Grundsatz: quod ab initio vitiosum, Capsu temporis convalescene nequit, bleibt der Doktrin gegenüber richtig, wird aber durch die Bedürfnisse der Praxis unaufhörlich widerlegt. – Ebd. S. 369. 1857, Mai 18.

*

Ein Feind, den man nicht durch rücksichtsvolle Behandlung, nachdem er unterlegen ist, zum Freunde gewinnen kann, muß unschädlich gemacht werden, und zwar auf gründliche, dauernde Weise. – Busch, Tagebuchblätter I, S. 96.

* * *

Cromwell wurde von den europäischen Potentaten „Herr Bruder" genannt und seine Freundschaft gesucht, wenn sie nützlich erschien. Mit den Generalstaaten waren die ehrbarsten Fürsten im Bündnis, bevor sie von Spanien anerkannt wurden; Wilhelm von Oranien und seine Nachfolger in England hatten, auch während die Stuarts noch

prätendierten, nichts an sich, was unsere Vorfahren von den intimsten Beziehungen mit ihnen abgehalten hätte; den Vereinigten Staaten haben wir schon in dem Haager Vertrage von 1785 ihren revolutionären Ursprung verziehen.

*

Es scheint nicht, daß vor der Französischen Revolution ein Staatsmann auf den Gedanken gekommen ist, die Beziehungen seines Landes zu anderen Staaten lediglich dem Bedürfnis unterzuordnen, von Berührungen mit revolutionären Erscheinungen frei zu bleiben, und doch waren die Grundsätze der Amerikanischen und Englischen Revolution, abgesehen von dem Maße des Blutvergießens und von dem nach dem National-Charakter verschiedenen Unfug, der mit der Revolution getrieben wurde, ziemlich dieselben wie diejenigen, welche die Unterbrechung der Kontinuität des Rechtes in Frankreich herbeiführten.

*

Der Bonapartismus ist eine Folge, aber nicht der Schöpfer der Revolution. Auch die ungerechten Eroberungskriege sind kein eigentümliches Attribut der Familie Bonaparte und des nach ihr benannten Regierungssystems. Legitime Erben alter Throne führen dergleichen auch.

*

Der Trieb zum Erobern ist England, Nordamerika, Rußland und anderen nicht minder eigen als dem napoleonischen Frankreich. Sobald sich Macht und Gelegenheit, ihn zu befriedigen, zusammenfanden, ist es auch bei den legitimsten Monarchien schwerlich die Bescheidenheit oder Gerechtigkeitsliebe, welche ihm Schranken setzt. Bei Napoleon III. scheint er als Instinkt nicht zu dominieren. Er ist kein Feldherr, und im großen Kriege mit großen Erfolgen oder Gefahren könnte es kaum fehlen, daß die Blicke der Armee, der Stütze seiner Herrschaft, sich mehr auf einen glücklichen General, als auf den Kaiser richteten. Er wird daher den Krieg nur suchen, wenn er sich durch innere Gefahren dazu genötigt glaubt.

*

Der Bonapartismus unterscheidet sich dadurch von der Republik, daß er nicht das Bedürfnis hat, seine Regierungsgrundsätze zu propagandieren.

*

Fremde Staaten mit Hilfe der Revolution zu bedrohen, ist jetzt seit einer ziemlichen Reihe von Jahren das Gewerbe Englands, und wenn Louis Napoleon ebenso gewollt hätte, wie Palmerston, so würden wir auch in Neapel schon einen neuen Ausbruch erlebt haben. – Poschinger, Preußen im Bundestag IV, 275 ff. 1857, Juni 2.

* * *

Sie schelten mich, daß ich in Babylon gewesen bin, aber sie können von einem lernbegierigen Diplomaten diese politische Keuschheit nicht verlangen, die einem Soldaten, wie Lützow, oder einem unabhängigen Landjunker so wohlansteht; ich muß m. E. die Elemente, in denen ich mich zu bewegen habe, aus eigener Anschauung kennen lernen, soviel sich mir dazu Gelegenheit bietet. Fürchten Sie dabei nicht für meine politische Gesundheit; ich habe viel von der Natur der Ente, der das Wasser von den Federn abläuft, und es ist bei mir ein ziemlich weiter Weg von der äußern Haut bis zum Herzen. Ich habe an Vorliebe für den Bonapartismus nichts gewonnen; im

Gegenteil, mir fiel es wie eine Last von der Brust, als ich die Grenze wieder hinter mir hatte; ich hätte den ersten schwarz-weißen Pfahl umarmen können, und sogar für zwei pfälzische Fabrikanten, die mit mir im Wagen saßen, hatte ich eine Anwandlung landsmannschaftlicher Gefühle. – An Leopold von Gerlach, 1855, Sept. 15.

*

Ein Bündnis mit Frankreich können wir nicht ohne einen gewissen Grad von Gemeinheit eingehen. Bringen wir aber Rußland dahin, es zu tun, so kann uns die verkehrte Wiener Politik doch nötigen, in diesem scheußlichen Bunde der Dritte zu sein, ehe es Österreich wird. Sehr achtbare Leute, sogar mittelalterliche Fürsten, haben sich schon lieber durch eine Kloake gerettet, als daß sie sich prügeln oder abwürgen ließen.

*

Wir haben keine Bündnisse und treiben keine auswärtige Politik, d. h. keine aktive, sondern wir beschränken uns darauf, die Steine, die in unsern Garten fallen, aufzusammeln und den Schmutz, der uns anfliegt, abzubürsten wie wir können.

*

Sympathien und Antipathien in betreff auswärtiger Mächte und Personen vermag ich vor meinem Pflichtgefühl im auswärtigen Dienste meines Landes nicht zu rechtfertigen, weder an mir noch andern; es ist daran der Embryo der Untreue gegen den Herrn oder das Land, dem man dient.

*

Wir müssen mit Realitäten wirtschaften, und nicht mit Fiktionen. –
An Leopold von Gerlach, 1857, Mai 2.

*

Mit Phrasen kann man nicht Politik machen. –
Poschinger, a. a. O., S. 263, 1857, Mai 18.

* * *

Schlagen Sie mir eine andere Politik vor, und ich will sie ehrlich und vorurteilsfrei mit Ihnen diskutieren; aber eine passive Planlosigkeit, die froh ist, wenn sie in Ruhe gelassen wird, können wir in der Mitte von Europa nicht durchführen, sie kann uns heut ebenso gefährlich werden, wie sie 1805 war, und wir werden Amboß, wenn wir nichts tun, um Hammer zu werden. – An Gerlach, 1857, Mai 30.



Bismarck und die Musik.

Von Richard Sternfeld.

War Bismarck musikalisch? Diese Frage dürfte ebenso müßig sein, wie die oft aufgeworfene, ob Goethe oder Schiller musikalisch waren. Sie kann ebensogut mit ja wie mit nein beantwortet werden, weil über die Vorfrage: wer ist musikalisch? niemals Übereinstimmung unter den Musikern zu erzielen ist. Für den Laien wird eine andere Frage entscheidend sein: hat jenen großen Männern die Musik das gewährt, was nur sie gewähren kann: eine Erhebung über das Alltägliche, ein Vergessen seiner selbst, eine starke Gemütsbewegung, die sie erkennen ließ, daß diese geheimnisvolle Kunst über Fähigkeiten, Reize, Zauber gebiete, die nur ihr und keiner anderen Kunst zu eigen?

Stellen wir die Frage so, dann ist nicht zu bezweifeln, daß Bismarck musikalisch gewesen; ja, man darf sagen, daß keine andere Kunst auf ihn so stark gewirkt hat wie die Musik, es sei denn die Dichtkunst. Es scheint doch, als wenn er zu den „bildenden Künsten" kein näheres Verhältnis gehabt habe; dagegen haben wir genügende Nachrichten, die uns melden, daß Bismarck nicht nur ein Freund der Musik gewesen, sondern auch das Höchste durch sie erhalten hat, was die Kunst dem Menschen eben bieten kann: die Ahnung eines Höheren, das nicht von dieser Welt ist, seelische Eindrücke und Stärkungen, die dem religiösen Gefühle entsprechen.

Damit ist schon gesagt, daß Bismarck sich zu der großen und edlen Musik hingezogen fühlte, die auch dem gebildeten Musiker als die wahre und echte erscheint. Wollte man meinen: er hat eben das Glück gehabt, in jungen Jahren musikalische Freunde zu finden, die, selbst tüchtige Musiker, ihn mit der besten Musik bekannt machten, so ist das doch nicht nur Zufall: denn wer möchte leugnen, daß gar oft junge adlige Herren, denen jederzeit geboten wird, gute Musik zu hören, sich zu einer sehr anderen, niedrigeren hingezogen fühlen. Ohne Frage kam bei Bismarck eine innere Anlage dem äußern guten Geschick zu Hilfe: nur so konnte das Samenkorn, das seine musikalischen Jugendfreunde ihm boten, auf fruchtbaren Boden fallen.

Diese Freunde waren Keyserling und Keudell.

Der Kurländer Graf Alexander Keyserling hat dem zwanzigjährigen Studenten Bismarck in Berlin viel auf dem Flügel vorgespielt: Beethoven und Chopin voll „Stimmung und Träumerei". Der junge Bismarck hörte ihm stets aufmerksam zu; und es muß festgehalten werden, daß jene beiden großen Meister des Klaviers – völlige Gegensätze und doch wieder ähnlich durch unvergleichlichen Zauber romantischer Stimmungen – die Lieblinge Bismarcks geblieben sind.

Zehn Jahre später trat der Ostpreuße Robert v. Keudell in Bismarcks Leben, der sein musikalischer Berater geblieben ist. Bei dem Klavierbauer Kisting in Berlin fand sich im August 1846 nachmittags eine adlige Gesellschaft zusammen, der Keudell vorspielte, darunter Marie v. Blanckenburg, Johanna v. Puttkamer und Otto v. Bismarck.

Da dieser seine, einst durch Keyserling genährte Liebe zu Beethoven bekundete, spielte Keudell die F-moll-Sonate (Appassionata); und er sah, wie in dem letzten Satze in Bismarcks Auge eine Träne glänzte. „Eine besondere Erinnerung mochte ihn bewegen; denn niemals habe ich später wahrgenommen, daß Musik so stark auf ihn wirkte." Eine Erinnerung? Nicht vielmehr soeben auf einer Harzreise empfangene tiefe Eindrücke und Herzenserlebnisse mit den beiden Frauen, die neben ihm saßen, welche sein Gemüt für diese unsäglich erhabene, elegische, stürmisch schmerzliche Musik besonders empfänglich machten?

Das führt uns zu den musikalischen Einflüssen, die in der Zwischenzeit auf den jungen Bismarck eingewirkt hatten, in den Thaddenschen Kreis des pommerschen Pietismus. Er war ganz voller Musik. Aber es ist doch zu sehen, daß der weiche, sentimentale Zug der Zeit durch die jüngere Generation dieses Kreises geht: Felix Mendelssohn ist ihr Abgott. Die edle, schwärmerische Marie v. Blanckenburg wird von Beethoven gepackt, muß aber doch zugeben, daß er „ein Zerrissener" sei. Mendelssohn gilt als leidenschaftlich und tief; sein Heinesches „Entflieh' mit mir und sei mein Weib" wird auf der Harzreise immer wieder gesungen: „das hinreißendste Volkslied, das ich je gehört habe, so furchtbar traurig", wie ein Teilnehmer sagt. In Bismarck aber regt sich doch ein gesunder Spott gegen diese Sentimentalität.

Vor allem aber war es auch wieder die Musik, die das Band zwischen Bismarck und seiner künftigen Gattin Johanna zarter und inniger schlang. Über Johannas musikalische Begabung sind die Urteile einig. Nicht nur Keudell sagt, daß sie viele Klavierstücke auswendig spielte und namentlich volkstümliche Melodien mit natürlichem Ausdruck vortrug, sondern auch Antonie v. Blanckenburg schreibt: „sie spielt Klavier, nicht mühsam Erlerntes, sondern auswendig, wie und was man haben will, zwar nicht mit moderner élégance, aber mit ernsterem tieferen Sinn".

So war es gegenseitige Anregung, die den Sinn für gute Musik förderte. Die Briefe an die Braut und die Gattin sind voll musikalischer Anspielungen. „Ich dachte mir, du spieltest C-dur, wenn der hohle Tauwind durch die dürren Zweige der Linden heult, und D-moll, wenn die Schneeflocken in fantastischem Wirbel um die Ecken des alten Turmes jagen. O, wenn ich Keudell wäre, ich spielte jetzt den ganzen Tag, und Töne trügen mich über Oder, Rega, Persante, Wipper - ich weiß nicht wohin." Bei aller Schwärmerei erhält sich aber die Liebe für Beethoven. 1851 schreibt Bismarck von einer Fürstin Wittgenstein, die sehr musikalisch ist: „nur Beethoven". Im selben Jahre hört er in Frankfurt „aus irgendeinem Fenster eine Deiner lieben Beethovenschen, von unbekannter Hand gespielt, fern und bruchstückweise herübertönen, was mir schöner klang, als irgendwelches Konzert", wobei eine feine Bemerkung Bismarcks zu Keudell angefügt werden mag: „er möge nie in ein Konzert gehen; das bezahlte Billett und der eingezwängte Platz verleideten ihm den Genuß. Schon der Gedanke, für Musik Geld zu zahlen, sei ihm zuwider. Musik müsse frei geschenkt werden wie die Liebe". 1851 heißt es in einem berühmten Brief: „Mir ist als wenn man an einem schönen Septembertage das gelbwerdende Laub betrachtet; gesund und heiter, aber etwas Wehmut, etwas Heimweh, Sehnsucht nach Wald, See, Wiese, Dir und Kindern, alles mit Sonnenuntergang und Beethovenscher Symphonie vermischt." In Frankfurt wird mit der Familie des Malers Becker viel musiziert; wir hören da von Schuberts Winterreise; Frau Becker sang gern weiche Melodien ohne große Leidenschaft. Keudell spielte viel bei seinen Besuchen; auch Harry v. Arnim stellte sich ein: „er spielte hinreißend Klavier." (G. u. E. 162.)

Dann aber brachten jene halkyonischen Biarritzer Tage im August 1862 kurz vor der Sturmzeit im Zusammenleben mit Kathi Orlow noch eine Fülle von Musik.

„Nach dem Essen spielte die Fürstin mir, am offenen Fenster über der See, C-dur, As-dur, [es sind sicher die Sonaten op. 53 und 26 von Beethoven gemeint; man sieht, wie er bei der Empfängerin des Briefes, seiner Frau, voraussetzt, daß sie die kurze Angabe versteht] Winterreise und einigen Chopin." Zwei Tage darauf: „Sie spielt mir alle Tage sämtliche Mendelssöhne, die Beckers uns sangen, und Beethoven und Winterreise." Zwei Jahre später, 1864, ist er mit den Orlows noch einmal in Biarritz, und wieder „arbeitet Kahtsch in Beethoven", und „spielt zum Abschied noch B-moll" [jedenfalls Druckfehler für F-moll].

In den ersten Ministerjahren hat Keudell regelmäßig vorgespielt. Man möge in seinen „Erinnerungen" das 3. Kapitel darüber nachlesen als beste Quelle für Bismarcks musikalische Äußerungen. Was ergibt sich aus ihnen?

Zunächst könnte man einen Widerspruch darin finden, daß Keudell sagt, Bismarck pflegte nach dem Schluß eines Musikstücks zu schweigen, um die Töne innerlich nachklingen zu lassen, und dann doch eine Reihe von Bemerkungen Bismarcks über die gespielten Tonstücke anführt. Diese Bemerkungen könnte ferner mancher mißverstehen, der, nach heutigen Begriffen, die Übertragung des Gefühlsinhaltes eines Musikstückes in ein durch Worte ausdrückbares Bild nicht billigt. „Diese Musik gibt mir das Bild eines Cromwellschen Reiters, der mit verhängten Zügeln in die Schlacht sprengt und denkt: jetzt muß gestorben sein." (Ludwig Berger op. 12. n. 3.) „Dieser Mann hat anfänglich mancherlei Zweifel, ringt sich aber allmählich durch zu einem festen, frohen Bekenntnis." (Bach, Wohltemp. Clavier, Fuge II, 9.) „Dem Manne geht es aber wirklich sehr schlecht", (Mendelssohn, Praeludium in E). „Stellenweise klingt das wie eine vergnügte Rheinfahrt; dann wieder glaube ich einen im Walde vorsichtig trabenden Fuchs zu sehen." (Mendelssohn, Capriccio in E.)

Es wäre aber ganz falsch, aus solchen bildhaften Urteilen irgendeinen Zweifel an Bismarcks tieferem Verständnis herzuleiten. Auch vom Standpunkt des Musikers liegt nicht der geringste Grund vor, eine starke Phantasie, die das innere Hören in ein äußeres Schauen umsetzt, als unmusikalische Auffassung zu verurteilen. Das würde nur der Fall sein, wenn wir darin ein äußerliches Mittel gewahren könnten, um einem Mangel an Gefühl zu Hilfe zu kommen. Daß das bei Bismarck nicht zutrifft, läßt sich nachweisen. Denn andere Urteile gehen auf das rein Musikalische und zeigen ein sicheres Verständnis des Formalen. „Die Stelle nach der Fermate im 2. Teile der Melodie klingt etwas künstlich und daher nicht ganz so hübsch wie das übrige", (Schubert, A-moll-Quartett). Nach einem Chopinschen Praeludium, das oft unerwartet moduliert, die witzige Bemerkung: „Das klingt ja, als ob ich einem Raucher sage: Befehlen Sie vielleicht eine Zi . . . trone muß man zum Lachs haben." Wie immer ist er sprachschöpferisch auch für musikalische Eindrücke. Von ungarischen Musikanten sagt er: „ihre gewöhnliche Musik hat mehr Takt als Melodie, aber die ungarischen Nationalstücke, die sie spielten, waren gerade das Gegenteil; Lenau'sche Lieder ohne Worte; krank wie Wolfsgeheul in einer Herbstnacht; ich will sehen, ob sie in Noten zu haben sind, aber für Klavier werden sie nicht so hübsch sein, denn es fließt alles ineinander wie im Dudelsack." Sein Geschmack ist sehr fein: „Das Singen der protestantischen Gemeinden will mir aber noch immer nicht gefallen. Es ist mir lieber, bei g u t e r Kirchenmusik, von Leuten die es verstehen gemacht, für

mich zu beten und dazu eine Kirche zu haben, wie die Teinkirche inwendig war, und Morlachische Messen mit weißgekleideten Priestern im Dampf von Kerzen und Weihrauch. Da hatte Büchsel einen Knabenchor, der sang ohne Orgel ein eingelegtes Lied, etwas falsch und mit einer recht bürgerlich Berlinschen Aussprache. Diese Neuerung störte mich auch." Aus Berlin 1857: „Über mir komponiert Meyerbeer eben, spielt 10 oder 12 Takte kranke, wütende Musik, wiederholt sie mit Abweichungen einzelner Töne, dann Schweigen, dann wieder andere Sätze, manchen 10 mal, ehe er ihm recht ist."

Aus allem geht hervor, daß Bismarck mehr war als ein Liebhaber der Musik; er war Kenner. Und wenn er Variationen nicht liebte, oft bei Beethoven und Schubert das Thema selbst schon tiefer empfand, als alle Kunst der folgenden Umänderungen: teilt er diesen Geschmack nicht mit manchem guten Musiker?

Am besten läßt uns auf seinen Geschmack das Werk schließen, das nach Keudell wohl Bismarcks Lieblingsstück war: Beethovens Appassionata. Als der Freund dieses Stück, das er ihm einst bei der ersten Begegnung vorgetragen hatte, 1870 in Versailles wieder spielte, sagte Bismarck: „Warum das nicht öfter?" Über den 1. Satz äußerte er 1864: „Wenn ich diese Musik öfter hörte, würde ich immer sehr tapfer sein." Keudell hält das für eine „scherzhafte Wendung", weil Bismarck nicht der Musik bedurfte, um tapfer zu sein. Doch liegt ein tiefer Ernst und ein wichtiger Aufschluß über Bismarcks Musikgefühl in dem Worte. Denn dieser Satz hat gar nicht das Heldenhafte, Kühne, das in so vielen Dur-Stücken und auch in den C-moll-Sätzen des Meisters vorherrscht: Die F-moll-Sonate hat etwas Elegisches; es ist ein schmerzvoll sich aufrichtendes und aufbäumendes Herz, dem dann im Gegenthema, einem milden herrlichen Gesange, die edelste Tröstung wird. Immer geht der Kampf weiter, bis der Satz düster erstirbt. Er hat nichts Kriegerisches, sondern es sind innere Seelenkämpfe, eine tiefe mächtige Leidenschaft, die hier nach Besänftigung ringt. Es ist eine Tapferkeit gegen innere Feinde, die Bismarck aus diesem Satze zu gewinnen erklärte. Und über den letzten Satz sagte er (1868): „Das ist wie das Ringen und Schluchzen eines ganzen Menschenlebens". Der bedeutende Beethoven-Kenner Marx urteilt über denselben Satz: „Und wie sich der Mann, der rechte Mann im innern und äußern Sturm erst recht selbstgewiß faßt, so stellt Beethoven vor allem sich erst sturmfest hin, und singt sein Sturmlied hinaus in die Nachtverwilderung: Durch Sturm und Nacht empor. Der Sturm läßt nimmer ab und der Mut läßt nimmer sich beugen." Bestätigt das nicht völlig das Gefühl Bismarcks? Erscheint vielen Musikern diese Sonate als ein ragender Gipfel Beethovenschen Schaffens, so zeigt uns nichts besser Bismarcks Verhältnis zur Musik, als, daß er dies Werk höher als irgend ein anderes schätzte.

Wenn Beethoven der Tonmeister war und blieb, den Bismarck am meisten liebte („Beethoven ist mir lieber" sagte er einmal, als Keudell Mozart spielte), so war es weniger das Kriegerische, der äußere Kampf gegen die Feinde, als das innere Stürmen und Ringen, Leidenschaft und Trotz, Trost und Resignation, was ihn fesselte. „Beethoven sagt meinen Nerven am besten zu": so hat er sich oftmals geäußert. Form und Inhalt dieser Musik haben ihn, der zugleich ein dämonischer Genius und ein Künstler der Form war, mit stärkstem Reize angezogen.

Das führt uns auf eine Frage, die nie hätte gestellt werden dürfen: hat die Musik auf den Politiker Bismarck eingewirkt, in entscheidenden Augenblicken etwa seine Entschlüsse beeinflußt? Keudell hat an mehreren Stellen diese Meinung aufs entschiedenste

zurückgewiesen. Hier sei ein Brief wiedergegeben, den er darüber 1898 an mich geschrieben hat:

„Die Fabel von der Entscheidung des Osterreichischen Krieges durch den Beethoven-Trauermarsch (op. 26) stammt aus dem vor etwa 27 Jahren erschienenen Roman „Um Szepter und Kronen“ von Samarow (Meding). Der Zusatz: „So unterzugehen, wäre schön“ ist durchaus nicht in Bismarckschem Geiste erfunden. Nie hat Bismarck sich einen Untergang schön gedacht. Und 66 war er des Sieges so gewiß, wie man es auf Grund militärischer Arithmetik nur sein kann. Den Krieg hat Bismarck m. E. nicht gewünscht, aber seit 1852 für fast unvermeidlich gehalten. Zu einem welthistorischen Entschluß sich durch eine augenblickliche Stimmung, durch ein Musikstück bewegen zu lassen, wäre, wie Sie richtig vor-aussetzen, der Eigenart des großen Mannes unmöglich gewesen. Wenn ich im Frühjahr 66, wie in früheren Jahren, ihm öfters Beethovensche Sonaten abends vorspielte, wobei er oft im Nebenzimmer arbeitete, so hatte das mit Politik absolut nichts zu tun.“

Wenn trotzdem neuerdings eine „psychologische“ Bismarck-Studie wieder Anstoß zu dem alten Irrtum gegeben hat, so war wohl eine mißverstandene Notiz Keudells die Ursache: „Am Geburtstage der Gräfin (11. April) ließ ich immer im Kuppelsaal des Ministeriums Orchestermusik machen. 1866 wurde unter anderm Beethovens C-moll aufgeführt, deren heroischer letzter Satz auf den Minister großen Eindruck machte“. Trotzdem aber Keudell sofort wiederum vor Samarows „Dichtung“ warnt, hat der vorauf-gehende Satz irreführend gewirkt. Keudell selbst schreibt an anderer Stelle: „In Petersburg sagte Bismarck 1860 zu mir: Gute Musik rege ihn oft nach einer von zwei entgegengesetzten Richtungen an: zu Vorgefühlen des Krieges oder der Idylle.“ Man braucht darüber kein Wort zu verlieren, daß es zwischen solchen Stimmungen und dem Entschluß zu historischen Entscheidungen keine Brücke gibt; wie sehr verkennt derjenige sowohl das Wesen der Kunst, wie den Realpolitiker Bismarck, der hier psychologische Zusammenhänge konstruiert!

In späteren Zeiten hat Bismarck immer weniger sich mit Musik beschäftigt: die Politik verzehrte alles andere in ihm, wie er oft geklagt hat; auch meinte er, daß Musik ihn zu sehr aufrege und seinen Schlaf störe. Wohl hat er noch Gesang geschätzt: aber es waren einfache Lieder und Balladen, die er gern hörte. Keudell erzählt von einem Major v. Fabeck, dessen schöner Baßstimme Bismarck gern lauschte; 1868 sei er sogar zu allgemeinem Erstaunen in einem Berliner Wohltätigkeits-Konzert erschienen, um eine von Fabeck gesungene Löwesche Ballade zu hören. In den achtziger Jahren war der gewaltige Bassist Emil Scaria oft der Gast des Bismarckschen Hauses; aber nicht moderne Musik wollte der Fürst hören, sondern der Sänger mußte Lortzingsche Arien oder einfache, zu Herzen gehende Lieder vortragen. Eine Äußerung Bismarcks, die damals verbreitet wurde: er liebe nur Baß- oder Sopran-Stimmen, denn ein Mann, der Tenor, und eine Frau, die Alt sänge, erschienen ihm unnatürlich - mag wohl auf Wahrheit beruhen. Daß er auch dem Geigenspiel Joachims gern lauschte, läßt sich denken.

Zum Besuch der Oper kam Bismarck später kaum noch. In früheren Jahren lesen wir, daß er wohl eine italienische Truppe hörte. Der Freischütz war ihm natürlich wohl-bekannt. Daß er auch Wagnersche Musik gekannt hat, beweist ein Brief, den er 1871 an den Meister schrieb: „Ihre Werke, denen ich von jeher mein lebhaftes, wenn auch zuweilen mit Neigung zur Opposition gemischtes Interesse zugewandt, haben nach hartem Kampfe den Widerstand der Pariser überwunden.“ Ein näheres Verhältnis aber zu der Kunst Richard Wagners hat Bismarck nicht gefunden und alle Versuche, die beiden Männer zu befreunden, waren leider erfolglos. Einer späteren Studie mag es vorbehalten bleiben, diese zwei großen Deutschen, die auf Politik und Kunst ihrer Zeit den entscheidenden Einfluß ausgeübt haben, in ihrer Bedeutung zusammenzustellen und zu vergleichen.



Kupfertiefdruck von Broschek & Co., Hamburg

Bismarck im Jahre 1877[*]

Nach einer Photographie von Loescher & Petsch, Königl. Hofphotographen, Berlin





Bismarck und das Elsaß.

Von Martin Spahn.

Ganz seltsam und unerwartet ist der Zusammenhang, worin das Elsaß, genauer gesprochen Straßburg, zum ersten Male verbunden mit dem Namen und Schicksal Otto von Bismarcks auftaucht. Als Referendar bei der Aachener Regierung war er in der Bäderstadt mit ihrem Zufluß aus aller Herren Ländern in gesellschaftliche Kreise geraten, die den altmärkischen Landedelmannssohn weitab von seinem Wege zu treiben, ja aus dem Vaterlande zu verschlagen drohten. Von Leidenschaft für eine junge Britin erfaßt, reiste er hinter ihr her nach Wiesbaden. Wochen verbrachte er dort, nach seiner späteren Schilderung, mit Liebeln, Bechern und Würfeln. Dann folgte er entweder derselben Engländerin oder einer andern, die in Wiesbaden zum zweitenmal im Leben seinen Weg kreuzte, südwärts über Mainz, scheinbar auch über Heidelberg, Speier und die Pfalz, nach Straßburg. Von dort teilte er am 13. September 1837 seinem Korpsbruder Scharlach seine Verlobung mit der Dame mit, die er samt ihren Eltern bis Mailand zu begleiten gedenke. Die Hochzeit solle im nächsten Jahre auf englischem Boden ausgerichtet werden.

Nichts an dem Bilde, das der Straßburger Brief des Zweiundzwanzigjährigen vor uns erstehen läßt, erinnert an den ehernen Kanzler, den durch und durch deutschen, dem Dienste des Staates geweihten Mann, an dessen Seite wir uns kein ausländisches Weib denken können. In Bismarcks Gedächtnis verwischten sich denn auch anscheinend nicht nur die Einzelheiten jener Liebesfahrt wieder, die bald ein jähes Ende nahm; sondern selbst die Tatsache, daß er damals zuerst den Boden Straßburgs betrat, verlor er aus der Erinnerung. Ein reichliches halbes Jahrhundert später, am 21. Dezember 1890, empfing er eine Abordnung aus Straßburg. Auf ihre Huldigungsansprache erwiderte er, daß er 1842 zum ersten Male durch Straßburg gereist sei. Er habe Anstoß an dem französischen Militär und den französischen Beamten in der „ganz deutschen und damals auch noch gänzlich deutschsprechenden Stadt“ genommen. Nach einer Erinnerung, die Professor Theobald Ziegler, der Führer der Abordnung, eben erst zur Jahrhundertfeier in der „Straßburger Post“ vom 1. April d. J. veröffentlichte, soll Bismarck hinterher bei Tische noch erzählt haben, daß er die Plattform des Münsters erstieg und dort sein Herz von Zorn, Trauer und Scham darüber erfüllen ließ, daß dieses blühende deutsche Land und diese einst so mächtige deutsche Stadt vom Reiche losgerissen sei. Da schon

habe er sich gelobt, das Elsaß müsse wieder deutsch werden. Ein Aufenthalt in Straßburg ist für das Jahr 1842 sonst nicht bezeugt. Es ist zwar möglich, daß sich Bismarck im Frühherbst von Paris nach der Schweiz über Straßburg begab oder, in der Schweiz erkrankt, kurze Zeit darauf über Straßburg in die Heimat zurückreiste. Aber damit reimt sich nicht, daß Ziegler aus dem Munde Bismarcks gehört haben will, er sei als Siebenundzwanzigjähriger auf einer Reise nach Süddeutschland auch nach Straßburg gekommen. Die Reise nach Süddeutschland hatte Bismarck schon als Zweiundzwanzigjähriger gemacht. In den „Gedanken und Erinnerungen", deren Abfassung etwa in dieselbe Zeit wie der Empfang der Abordnung fiel, erwähnt er zwar aus der 1837 getätigten „Reise nach Süddeutschland" das Verweilen in Heidelberg, Speier und der Pfalz; über den „französischen Besitz von Straßburg" aber wollte er sich als Student und Regierungsreferendar nur „beim Blick auf die Landkarte" geärgert haben, war sich also auch in diesem Falle seines frühesten Aufenthalts in Straßburg nicht bewußt. Von der Durchreise durch Straßburg im Herbst 1842, falls sie stattgefunden hat, schweigen die „Gedanken und Erinnerungen" ebenfalls. Dagegen kehrt in ihnen dieselbe Anspielung auf Gefühle der Rachsucht und Kriegslust gegen Frankreich für die Zeit um 1837 wieder, die Theobald Ziegler für „die Reise nach Süddeutschland", freilich mit der Jahreszahl 1842 bezeugt. Beide Angaben gewinnen nicht an Glaubwürdigkeit dadurch, daß Bismarck sie in fast gleichzeitigen Aussagen als Greis in verschiedene Jahre verlegte und die örtlichen Umstände ganz abweichend darstellte, die Verwirrung überdies vollständig machte, indem er in der öffentlichen Antwort an die Abordnung auch noch ein Vorkommnis, das sich erst ein Vierteljahrhundert später abspielte, als ihm 1842 in Straßburg passiert, zum besten gab. Dennoch ist es nicht erlaubt, die Angaben kurzerhand abzulehnen. Soweit eine Vermutung statthaft ist, wird man sie mit der Liebesfahrt durch Südwestdeutschland in Zusammenhang bringen und also auf das Jahr 1837 festlegen dürfen. Damals war Bismarck in Straßburg, und damals mag er mit der englischen Braut und den Ihren auf der Plattform des Münsters gestanden haben. Nicht beim Blick auf die Landkarte, sondern beim Blick auf die Stadt und das Land selbst glommen die kriegslustigen Gedanken in dem Jüngling auf. Sie waren nicht der Ausfluß einer beständigen, von der Schulbank mitgebrachten deutschnationalen Gesinnung, wie sie sich der Greis so manches Mal und so auch im Gespräch mit den Teilnehmern der Straßburger Abordnung zumaß. Er hegte die Gedanken wohl auch nicht, wie seine Aufzeichnungen behaupten, „im Sinne der Freiheitskriege, vom preußischen Offiziersstandpunkt" aus. Sie überwältigten ihn ganz elementar und nur für den Augenblick im Zustande äußerster Erregung seines Nervenlebens und im schroffen, aber begreiflichen Gegensatze dazu, daß er neben Ausländern stand und im Begriffe war, an eine Ausländerin sich fürs Leben zu binden. Die Triebfeder der Rache hat in Bismarcks auf das Elsaß gerichteter Politik fernerhin keine bestimmende Rolle gespielt, so wenig wie darin Zusammenhänge von Belang mit der deutschnationalen Bewegung seines Jahrhunderts und ihrer Sehnsucht nach dem Wiedererwerb Straßburgs aus einer Art nationalen Schamgefühls wahrnehmbar sind.

Nach längerem Zwischenraum kam das Elsaß dem märkischen Junker im Revolutionsjahre 1848 plötzlich wieder einmal in den Sinn. Er war damals voller Zorn über all die Unkraft, die er um sich her zu spüren vermeinte. Sein König hätte nach seiner Überzeugung im März 1848 die Führung Deutschlands gewinnen können, wenn

er fest zugriff; stattdessen beugte sich Friedrich Wilhelm unter das Gebot der Revolution. Noch vertraute Bismarck auf das Junkertum, aber dieses erlebte (nach seinem schneidenden Urteil) Anfang April auf dem Zweiten Vereinigten Landtag sein zweites Jena. Der Liberalismus erhielt auch in Preußen wie in den Mittel- und Kleinstaaten das Oberwasser. Er sann darauf, Preußen zu zerstören, in Deutschland aufgehen zu lassen, und schwärmte unterdessen für die Auferstehung des Königreichs Polen. Die Regierung des Königs aber schien dazu helfen zu wollen. Da suchte Bismarck seinem Unmut durch eine Zuschrift an die Redaktion der „Magdeburger Zeitung" vom 20. April 1848 Luft zu machen, der diese erst am 5. Januar 1886 einen Platz in ihren Spalten vergönnte. In leidenschaftlichem Ausbruche stellte Bismarck dort den nationalen Staatsgedanken, wie seine konservativen Parteifreunde ihn faßten, als Triebfeder kraftvoller äußerer Machtentfaltung übertreibend scharf dem Tun der Liberalen gegenüber. Sie hatten sich zunächst auf die Umwälzung der inneren Zustände Deutschlands geworfen und wollten jeden Staat grundsätzlich nur aus Angehörigen einer Nation gebildet wissen. Es konnte den deutschen Staaten, wie Bismarck bitter bemerkte, auch das Letzte noch kosten, „was deutsche Waffen im Laufe der Jahrhunderte in Polen und Italien gewonnen hatten." „Ich hätte es", so setzte er solchem Treiben stolz seine konservative Meinung entgegen, „erklärlich gefunden, wenn der erste Aufschwung deutscher Kraft und Einheit sich damit Luft gemacht hätte, Frankreich das Elsaß abzufordern und die deutsche Fahne auf den Dom zu Straßburg zu pflanzen". Aber mutmaßlich verdankt die Wendung ihren Ursprung Gesprächen, die Bismarck kurz zuvor in Berlin mit den Gebrüdern Gerlach und anderen Gesinnungsverwandten hatte. Denn fast auf denselben Tag, am 24. April, trug Leopold Gerlach den gleichen Gedankengang in sein Tagebuch ein, und es ist nach der ganzen Aufmachung eher anzunehmen, daß es sich um Gedanken Gerlachs handelt als (wie Meinecke in „Weltbürgertum und Nationalstaat" vermutet) um Gedanken Bismarcks, von denen Gerlach Kenntnis erhielt. Nur ihre scharfe Zuspitzung auf das Elsaß allein und das Anklingen des Namens Straßburg statt der Aufzählung der Niederlande, Lothringens, des Elsasses und der „echt deutschen Schweiz" bei Gerlach ist sicheres Eigentum des Debatters und Polemikers Bismarck. Also als ein neues Zeugnis dafür, daß Bismarck schon 1837 oder schließlich auch 1842 „gelobt" habe, das Elsaß müsse wieder deutsch werden, und sein Gelübde 1848 noch im Gedächtnis bewahrte, ist der treffsichere Hieb gegen die Liberalen in der „Magdeburger Zeitung" nicht zu verwerten.

Eher dürfen wir, wenn es uns darum zu tun ist, Bismarcks eigene Meinung vom Elsaß zu erfahren, ein rasches Wort festhalten, das Bismarck schon ein Jahr vorher, am 15. Juni 1847, im Ersten Vereinigten Landtag hingeworfen hatte. Da stritt er mit den Liberalen über das Wesen des Staates. Im Schlußsatze nannte er sie „die Herren, die so gern ihre Ideale jenseits der Vogesen suchen". In seiner Vorstellungswelt lebte mithin das Elsaß nicht als organischer Bestandteil Frankreichs; Frankreich fing für ihn erst hinter den Vogesen an. Pressen darf man aber gewiß auch diesen Ausdruck nicht. In Wahrheit verflüchtigen sich bei gründlicher Nachprüfung alle Nachrichten unter unseren Händen, die wir über Bismarcks inneres Verhältnis zum Elsaß aus der Zeit vor seiner diplomatischen Tätigkeit besitzen. Erst mit den 50er Jahren betreten wir sicheren Boden.

* * *

1854 wurde Bismarck während des Krimkrieges mit besonderem Auftrage an die süddeutschen Höfe geschickt, um sie gegen die Wiener und Pariser Einflüsse zu stärken. In Stuttgart öffnete ihm der alte König Wilhelm die Augen für die Abhängigkeit, worin sich die Staaten Süddeutschlands von Frankreich befanden, solange als der Oberrhein französisch blieb. „Geben Sie uns Straßburg, und wir werden einig sein für alle Eventualitäten. Solange Straßburg aber ein Ausfallstor ist für eine stets bewaffnete Macht, muß ich befürchten, daß mein Land überschwemmt wird von fremden Truppen, bevor mir der Deutsche Bund zu Hilfe kommen kann. Der Knotenpunkt liegt in Straßburg, denn solange das nicht deutsch ist, wird es immer ein Hindernis für Süddeutschland bilden, sich der deutschen Einheit, einer deutsch-nationalen Politik ohne Rückhalt hinzugeben." Das war ein Gedankengang, der in Bismarck durchschlug, anders als die Klagen um verlorenes Land oder ein augenblickliches, elementares Rachegelüst. Die Anschauung, die der württembergische König ihm vermittelte, ist der Angelpunkt geworden, um den sich alle Meinungen Bismarcks über die gegen das Elsaß innezuhaltende Politik künftig drehten. Als 1866 Preußens Verhältnis zu Österreich auf des Messers Schneide stand und Bismarck zum letzten Male auf eine friedliche Lösung sann, bot er den Habsburgern einen gemeinsamen Krieg gegen Frankreich an, um ihm Straßburg zu nehmen. Straßburg sollte der Siegeslohn Österreichs werden. Dann war ihm die Vorherrschaft im Süden Deutschlands verbürgt, die ihm Bismarck als Gegenleistung für die Räumung des Nordens zu lassen bereit war. Österreich schlug in die dargebotene Hand nicht ein. Im Juli 1866 wurde es dafür ganz aus Deutschland verdrängt. Trotzdem beschied sich Bismarck, als Napoleon Einspruch erhob, einstweilen mit der Gewalt über Norddeutschland. Die Gewalt über den Süden wäre ein Danaergeschenk gewesen, wenn Straßburg nicht dazu gehörte, die Süddeutschen sich aber gegen den Anschluß an Preußen sträubten. Im nächsten Jahre ging mit knapper Not die Gefahr vorüber, daß auch noch Luxemburg französische Festung wurde. Seitdem bildete sich Bismarck eine bis ins einzelne genaue Ansicht davon, welche Gebietsverschiebungen nötig seien, um Deutschland gegen Frankreich hin zu sichern, um unsere Grenze im Westen, wie er es in einem Briefe an seinen Sohn Herbert im September 1870 ausdrückte, „dicht" zu „machen".

Der württembergische König hatte sein Augenmerk begreiflicherweise auf Straßburg gerichtet. Der Staatsmann des Norddeutschen Bundes, der 1866-1870 die Nöte aller süddeutschen Staaten beständig überwachen konnte, lernte noch mehr auf die Spitze von Weißenburg mit ihrer Richtung auf Darmstadt achten, „die tief in unser Fleisch hineinragt." „Der Keil", den sie in Deutschland hineinschob, so führte er im Reichstag am 2. Mai 1871 und ähnlich am 3. März 1874, sowie noch einmal vor der Straßburger Abordnung am 21. Dezember 1890 und in Darmstadt am 17. April 1895 aus, „trennte Süddeutschland wirksamer, als die politische Mainlinie von Norddeutschland, und es gehörte der hohe Grad von Entschlossenheit, von nationaler Begeisterung und Hingebung bei unsern süddeutschen Bundesgenossen dazu, um ungeachtet dieser naheliegenden Gefahr, der sie bei einer geschickten Führung des Feldzuges von Seiten Frankreichs ausgesetzt waren, keinen Augenblick anzustehen, in der Gefahr Norddeutschlands die ihrige zu sehen und frisch zuzugreifen, um mit uns gemeinschaftlich vorzugehen." Diese Verhältnisse konnten auf die Dauer kaum ungeändert bleiben. „Wir sind einmal Nachbarn der Franzosen. Gott hat uns als Prellstein davor gestellt, sie haben uns in dreihundert Jahren ungefähr 30 mal angegriffen." Da mußte die Grenze Frankreichs einige Tagemärsche zurückgesetzt

werden, damit die deutschen Truppen wenigstens versammelt werden konnten, ehe die Franzosen ins Innere Deutschlands einbrachen. „Das Land war unser und muß unser bleiben", sagte Bismarck 1867 zu einem französischen General. Er sprach nur von dem „Lande" Elsaß. Es sollte zum Glacis werden, auf dem künftige Kämpfe statt im Reiche selbst ausgetragen werden mochten, wenn sie nötig wurden. Noch 1895 hat Bismarck die Rückeroberung des Elsasses und der Nachbargebiete „ein rein geographisches Bedürfnis" genannt. Immer wieder, in welcher Stimmung er auch über die Sache sprach, betonte er diesen Gesichtspunkt als den, der den Ausschlag gab. Es lag viel Härte gegen die Bevölkerung darin. Er verhehlte es sich nicht. Am 16. Mai 1873 erklärte er im Reichstag geradezu, daß er sich „aus politischen Gründen der Übernahme dieser Provinzen widersetzt hätte, wenn nicht das militärische Bedürfnis absolut zwingend gewesen wäre." Deutlicher konnte Bismarck es kaum ausdrücken, daß er nicht an die verlorenen Brüder, sondern an den strategisch wichtigen Boden gedacht hatte, auch nicht einem Rachegelüst gefolgt war, sondern kühler realpolitischer Überlegung.

Schon die ersten Wochen des deutsch-französischen Krieges gaben das Elsaß mit Ausnahme der Festungen in die Hände der deutschen Truppen. Bismarck war sofort entschlossen es zu behalten. In den Tagen der Kämpfe um Metz brachte er bei dem Kronprinzen von Sachsen die Rede darauf. Dessen Bericht an König Johann am 22. August 1870 zeigt Bismarck sich völlig klar. Er wünschte die Abtretung des Elsasses und Deutsch-Lothringens. „Diese Länder sollen im Besitz von Gesamtdeutschland verbleiben; dadurch werde sich ein näheres Verhältnis von Nord und Süd am natürlichsten herstellen lassen." Die Angaben dieses Briefes hat Bismarck selbst in seiner großen Reichstagsrede vom 2. Mai 1871 über Elsaß-Lothringen ergänzt. Da gab er Rechenschaft über die Einmischungsversuche der fremden Mächte, die für Frankreich zu retten wünschten, was nach den Siegen der Deutschen noch zu retten war. Man schlug vor, die beiden elsässischen und das lothringische Departement Frankreich zu lassen, aber zu entfestigen. Bismarck lehnte ab, weil Frankreich auch im Falle der Entfestigung des Elsasses den Oberrhein als Ort der Aufstellung für seine Truppen in künftigen Kriegen gegen Deutschland benutzt hätte. Der unmittelbare Druck Frankreichs auf Süddeutschland wäre kaum vermindert worden. Aber auch ein anderes Auskunftsmittel wies Bismarck von sich, die Neutralisierung des umstrittenen Gebietes. Hätte er eingewilligt, so wäre das letzte Glied in den Frankreich gegen Deutschland schützenden Gürtel neutraler Staaten eingefügt worden; zu Belgien, Luxemburg und der Schweiz wäre noch Elsaß-Lothringen gekommen. Bismarck begründete die Ablehnung damit, daß Deutschland die Neutralität achten und Frankreich infolgedessen alle Sicherheit gegen einen deutschen Angriff haben würde. Umgekehrt aber behalte Frankreich, das nicht nur Land-, sondern auch Seemacht sei, die Möglichkeit eines Krieges gegen Deutschland. Sichtlich sagte er hiermit nicht alles, was er strategisch und diplomatisch gegen den Vorschlag einzuwenden hatte. Ganz aus sich ging er aber mit dem Hinweise heraus, daß dem neuen Staate die wichtigste Voraussetzung der Neutralität, der Wille der Bevölkerung zur Neutralität, gefehlt hätte. Annehmbar sei, so schloß er, für das Reich nur die eine Möglichkeit, daß die drei Departements in das volle Eigentum der Bundesstaaten übergingen, um daraus das Bollwerk des geeinigten Deutschlands gegen Frankreich zu machen. Bismarck war auch 1866 für ganze Arbeit gewesen. Wie er damals von der Abtretung bloß eines Teiles von Hannover und Kurhessen mit Berufung auf die üblen Erfahrungen seines

Staates mit der Zerstückelung Sachsens im Jahre 1815 nichts wissen wollte, so meinte er diesmal, daß die 1815 Frankreich auferlegte Schleifung Hüningens vielleicht öfter wirksam zur Erregung französischer Leidenschaft benutzt worden sei, als der vollständige Verlust irgendwelches Territoriums. Die Gelegenheit sei, so führte er ebenfalls am 2. Mai 1871 im Reichstag aus, gut wie noch nie gewesen, das Mögliche zu verwirklichen. Früher habe die deutsche Nation regelmäßig mit andern Staaten als Bundesgenossen zusammen wider Frankreich gekämpft. Nach erfochtenem Siege sorgten die Bundesgenossen dafür, daß der Pfahl im Fleische Deutschlands blieb. Diesmal wurden die Deutschen aus eigener Kraft der Franzosen Herr. Es glückte, die andern Mächte fernzuhalten, als sie trotzdem dreinzureden Lust zeigten. Der Augenblick durfte deshalb nicht verpaßt werden. Rechtzeitig suchte sich Bismarck dafür die Hilfe der süddeutschen Regierungen zu sichern. Sachsen sollte als Vermittler dienen. Bismarck bot den Süddeutschen den Gemeinbesitz des erbeuteten Landes an, dessen Rückfall an die deutsche Nation vornehmlich ihnen zugute kommen mußte. Freilich nötigte er sie hinwiederum, fortan ihren Rückhalt in der europäischen Politik an Preußen zu suchen und sich zu dem Zwecke auch mit ihm und den übrigen norddeutschen Staaten zum Deutschen Reiche zusammenzuschließen. Als „Reichsland" sollte das Elsaß und Deutsch-Lothringen zum Reiche gehören.

Über den langwierigen Verhandlungen erweiterte sich der Plan der Neuerwerbungen noch. Die Militärs wünschten, daß zur Deckung der Rheinlande auch Metz als natürliche Festung ersten Ranges festgehalten wurde, nachdem es sich Ende Oktober endlich den Belagerern ergeben hatte. Thiers gewann noch im November den Eindruck, daß sich Bismarck nicht auf die Forderung von Metz versteife. Im Februar 1871 aber ließ der Kanzler nicht mehr mit sich darüber reden. Die Bedenken, die er tatsächlich hatte, unterdrückte er in deutscher Umgebung freilich auch damals noch nicht. Seiner Gattin schrieb er am 27. Februar 1871 von den „sehr unverdaulichen Elementen", die mit Metz in Kauf genommen werden müßten. Im Reichstag betonte er drei Monate später ausdrücklich, daß Metz mit seiner Umgebung vielleicht eine Behandlungsweise verlange, die, auf die Gesamtheit angewendet, die Assimilierung an Deutschland erschwere. Trotzdem hatte er sich die strategischen Gründe des Generalstabs, die für den Erwerb von Metz sprachen, nunmehr angeeignet. Sie bewogen ihn, als ihn die Franzosen schließlich vor die Frage Metz oder Belfort stellten, eher Belfort vom Oberelsaß zu trennen, als wieder auf Metz zu verzichten. Er hat sich noch nach seiner Entlassung 1893 wiederholt darauf berufen, daß es im vollen Einvernehmen mit Moltke geschehen sei. Von da an bis zum Friedensschlusse am 10. Mai 1871 spielten nur noch zwei weniger bedeutende territoriale Fragen eine Rolle in den Verhandlungen, um die aber mit nicht geringerer Zähigkeit wie um Metz gerungen wurde. Die Franzosen hofften mit Belfort ein so großes Stück des Oberelsasses zurückzuerhalten, als etwa im Bereiche der Belforter Geschütze lag. Sie rechneten deshalb auf eine Grenze unweit Mülhausen. Der Kanzler bestand auf einer Grenze unweit Belfort. Er wünschte hinwiederum eine Erweiterung des ihm schon zugesagten, an Eisenerzen reichen Gebiets bei Diedenhofen zugunsten Deutschlands. Dieses Land war erst spät durch die Erwerbung von Metz in seinen Gesichtskreis gefallen. Er gestand den Franzosen im letzten Augenblick noch eine nicht wesentliche Verbesserung der Grenze bei Belfort zu, um im Erzgebiete zum Ziele zu kommen. Als sein ganz persönliches Verdienst nahm er beim Friedensschlusse in Anspruch, daß er die Absicht Frankreichs verhindert habe, den abgetretenen Gebieten die Hälfte

der auf ihnen lastenden Staatsschuld aufzubürden, und daß er den Übergang der Eisenbahnen aus dem Besitze französischer Privatgesellschaften in das Eigentum des Reiches zu dessen Verfügung durchsetzte.

* * *

Das Reichsland oder in genauer Umgrenzung das Elsaß – denn im Flusse der Rede sprach Bismarck regelmäßig nur von den Elsässern – wuchs ihm über dem Kampfe, den er darum mit den französischen Unterhändlern führen mußte, ans Herz. Wie er sich um die Schuldenfreiheit des Landes und die elsässischen Eisenbahnen bemühte, so machte er alsbald Mittel flüssig, damit Straßburg wieder aufgebaut wurde und das wirtschaftliche Leben im Elsaß sich wieder aufrichtete. Vom Reichstag verlangte er noch vor dem Friedensschlusse die Übertragung diktatorischer Befugnisse, damit er selbst und ungehemmt durch andere die Elsässer in die neuen Verhältnisse hinüberleiten könnte. Im Frühjahr 1879 hat er im Reichstage einmal von der Jugendliebe gesprochen, die er in der ersten Zeit nach dem Kriege für die Elsässer hegte. Es war zuverlässig an dieser Erinnerung etwas Wahres. Bismarck hatte in seinen parlamentarischen Anfängen 1848 bis 1850 wiederholt voll deutschen Stolzes von der österreichischen und preußischen Herrschaft im Osten über ursprünglich nicht der deutschen Nation gehörige Gebiete gesprochen. Jetzt pochte dieser selbe Stolz in seinen Adern, da er mit dem Elsaß und Lothringen zwei Landschaften zurückerobert hatte, die das ganze Mittelalter hindurch deutsch gewesen waren. Er hatte nachgeholt, was er dereinst der nationalen Bewegung von 1848 als Versäumnis vorwarf. Die deutsche Fahne wehte wieder auf dem Turme des Straßburger Münsters. Mit Betonung sprach er damals wohl von den „alten Reichslanden", die dank ihm wieder unter den Fittichen des deutschen Aars leben sollten, und nicht bloß vom Reichslande, wie die Liberalen mit einem Beigeschmacke, als handle es sich um eine Reichsprovinz, von den eroberten Gebieten schon zu reden pflegten. Die Frist, für die Bismarck die Diktatur in Anspruch nahm, bemaß er bis zum Jahre 1874, da die bloß einjährige Diktatur der preußischen Behörden in den 1866 annektierten Provinzen zu Überstürzungen genötigt habe. Die Mehrheit des Reichstages zauderte. Bismarck erregte sich, drohte, erhob Vorwürfe. Endlich erhielt er seinen Willen. Darauf entschuldigte er sich zwar wegen seiner Reizbarkeit. In der Sache aber wiederholte er noch einmal alles, was er für die Diktatur ins Feld geführt hatte. Er schrieb, ohne auf den Widerspruch und die Beteuerungen zu achten, die er hervorrief, dem Reichstag die Neigung zu, die Elsässer zu bevormunden und sich „als Elsässer Landtag zu substituieren". Die neuen Ankömmlinge, die „doch vollkommen ausgetragene Kinder" seien, müsse er gegen eine solche Neigung in Schutz nehmen. Der Reichstag dürfe sich nicht in Dinge mischen, die jeder deutsche Stamm selbst zu erledigen gewohnt sei. Den Regierungen dagegen und namentlich sich selber traute er eine wahrhaft väterliche Sorge für das jüngste Kind in der deutschen Familie zu. „Wenn ich in diesem Stadium bei abnehmender Gesundheit und abnehmender Arbeitskraft vor einer solchen Aufgabe nicht zurückschrecke, so leitet mich dabei ein gewisses Gefühl der Verantwortlichkeit für das Schicksal der Bewohner dieser Provinz, wegen des Anteils, den ich an ihrer Loslösung von Frankreich habe; ich fühle mich berufen, ihr Advokat in dem neuen Staatswesen, dem sie beitreten, so weit es mir gegeben ist, zu sein, und ich möchte sie ungern im Stiche lassen." Zusammen mit allen Begleitumständen gesehen, bedeutete

seine Beweisführung eine groteske Verzerrung der Streitfrage, die ihrer Natur nach rein verfassungsrechtlich war, in einen Wettstreit darum, wer das beste Herz für die Elsässer habe. Bismarck klopfte dabei jedem auf die Finger, der ihm beim Preise seiner guten Absichten dreinzureden oder andere Gesichtspunkte geltend zu machen wagte. In Wahrheit fochten er und der Reichstag ihren gewohnten Kampf um die Macht aus. Jedoch setzte der Kanzler darüber die sachlichen Erwägungen, was aus dem Lande werden solle, nicht hintan.

Der kräftigste Grund, den Bismarck für die Diktatur ins Feld führen konnte, war, wie er nachdrücklich hervorhob, die Unmöglichkeit, schon endgültige Anordnungen über die staatsrechtliche Zukunft Elsaß-Lothringens zu treffen. Die Verfassungsgeschichte bot keine Vergleiche für einen Gemeinbesitz mehrerer Staaten, wie er hier einstweilen aus Ursachen statthaben sollte, die sich nicht hatten ändern lassen. Eine derart besonders gelagerte Aufgabe bedurfte einer besondern Behandlung. Indem Bismarck das Vorläufige all seiner Pläne für das eroberte Gebiet unterstrich, ging er sogar so weit, zu behaupten, daß durch die Maßnahmen, welche er vorhatte, der endlichen Ordnung noch ganz und gar nicht vorgegriffen werde. Der Begriff des Reichslandes sei mit dem eines selbständigen Staatswesens nicht kongruent. „Rechtlich existierten in den neuen Landen vorerst nur die drei Departements." Man könne Metz, vielleicht auch Teile von Deutsch-Lothringen von den beiden elsässischen Departements trennen. Trotz aller Versicherungen schwebte ihm aber schon sichtlich vor, daß Elsaß-Lothringen nicht als Reichsprovinz, sondern als gleichberechtigter Bundesstaat im Organismus des Reichs fortleben werde. Möglicherweise bewog ihn gerade das Bewußtsein, darin grundsätzlich anders als die unitarisch denkende und liberale Mehrheit des Reichstags gesinnt zu sein, zu dem Streben nach der Alleinherrschaft im Lande. Mit seiner genialen Treffsicherheit beim Erfassen und Formulieren eines politischen Problems wies er am 25. Mai im Reichstage darauf hin, wie verschieden die Aufgabe des Reichs im Reichsland von der Aufgabe Preußens 1866 in seinen neuen Provinzen sei. „Dort handelte es sich darum, eine auf dynastischem Boden gewachsene Selbständigkeit einem großen Gemeinwesen, wie es Preußen war, zu assimilieren. Hier handelt es sich gerade darum, eine Selbständigkeit zu entwickeln, die bisher unter dem starken Druck einer Zentralisation gelitten hat." „Ernsthaft ist wohl nur in Frage gekommen: soll Elsaß und Lothringen zu Preußen gelegt werden, oder soll es unmittelbares Reichsland sein? Ich habe mich unbedingt für die letztere Alternative von Anfang an entschieden, einmal, um dynastische Fragen nicht ohne Not in unsere politischen zu mischen, zweitens aber auch darum, weil ich es für leichter halte, daß die Elsässer sich mit dem Namen der „Deutschen" assimilieren, als mit dem Namen der „Preußen". Die Elsässer haben sich in ihrer zweihundertjährigen Zugehörigkeit zu Frankreich ein tüchtiges Stück Partikularismus nach guter deutscher Art konserviert, und das ist der Baugrund, auf dem wir meines Erachtens mit dem Fundamente zu beginnen haben werden. Diesen Partikularismus zunächst zu stärken, ist im Widerspruch zu den Erscheinungen, die uns in analoger Weise im Norden Deutschlands vorgelegen haben, jetzt unser Beruf. Je mehr sich die Bewohner des Elsaß als Elsässer fühlen werden, um so mehr werden sie das Franzosentum abtun. Fühlen sie sich erst vollständig als Elsässer, so sind sie zu logisch, um sich nicht gleichzeitig als Deutsche zu fühlen." Demgemäß verkündete Bismarck als ersten Grundsatz, nicht ohne Fühlung mit der Bevölkerung voranzugehen. Entsprechend war der Kehrreim all seiner Ausführungen: Wir müssen, ehe wir dauernde Zustände schaffen, der Bevölkerung Zeit lassen, sich ein Urteil zu bilden und es zu äußern.

Auf höchst beachtenswerte Weise wurde der Konservative von Hause aus in Bismarck sofort wieder lebendig, als er auf die Mittel sann, seine Grundanschauung von dem zu bemeisternden Problem im einzelnen auszuführen. War es nicht urständisch gedacht, wenn er zweifelte, ob dem Lande ohne die Zustimmung seiner Einwohnerschaft vom Reiche Schulden aufgewälzt werden könnten? In demselben Geiste baute er die elsaß-lothringische Verfassung auf. Alles sollte gleichsam von unten her allmählich heraufwachsen. Darum stemmte sich Bismarck gegen die Ernennung eines Statthalters aus fürstlichem Geblüte. Ebensowenig hielt er von dem Zusammengehen der Verwaltung mit den Notabeln auf französische Art. Hingegen wollte er mit möglichster Beschleunigung Gemeinde- und Bezirkswahlen ausschreiben, um die Stimme des Volkes zu vernehmen. Noch vor Ablauf der Diktatur plante er, elsässische Abgeordnete auch in den Reichstag eintreten zu lassen. Er sah jedoch nicht vor, ihnen sogleich ein Stimmrecht zuzuerkennen. Eine Zeitlang mochten sie gleichsam mehr als Gäste im Reichstag sitzen, um Einblick in das deutsche Staatsleben und Verständnis dafür zu gewinnen. Auch am Bundesrat wünschte er Elsaß-Lothringen bald mit beratender Stimme beteiligt zu wissen. Es lag ihm (nach einer freilich um Jahre späteren Bemerkung) dabei der Gedanke nicht ferne, den oder die Bevollmächtigten des Reichslandes durch die einheimische Volksvertretung auf irgendeine Weise bezeichnen und instruieren zu lassen. Einen elsässischen Landtag sofort einzurichten, war er nicht bereit. Aber er sagte ausdrücklich, daß ein solcher Landtag sehr wohl ins Leben treten könne. Er galt ihm sichtlich als die Krönung des Gebäudes, wenn die Erziehung der Bevölkerung weit genug vorangeschritten wäre. Dieser ganzen unkonstitutionellen, aufs Raten, nicht aufs Mitregieren, aufs Mitverwalten, nicht aufs Dreinreden eingestellten Anordnung, wie die Bevölkerung zu den Staatsobliegenheiten herangezogen werden sollte, gedachte Bismarck aber dadurch ihren vollen Sinn zu sichern und den erhofften Nutzen aus ihr einzuheimsen, daß er mit ihrer Hilfe den Geist und die Gabe der Selbstverwaltung im Lande wieder weckte und ausbildete. Selbst die Eisenbahnen und die Befugnis, sie vorwiegend durch eingeborene Beamte zu verwalten, glaubte er in diesem Falle dem Lande als Mitgift in die neue Zeit seines staatlichen Daseins mitgeben zu dürfen. Das zentralisierte Frankreich hatte den Elsässern keine Selbstverwaltung bieten können. Alten deutschen Stammes, würden sie sich aber unwillkürlich ihrer freuen, wenn sie ihnen wiedergegeben werde, und durch sie und um ihretwillen sich dauernd dorthin wenden, wo sie die Bürgschaft fänden, sich selbst verwalten zu dürfen. Konservativer Freund der Selbstverwaltung, war Bismarck von je in gleichem Maße mißtrauisch gegen die Tätigkeit des staatlichen Beamtentums. Er betonte im Reichstage, wieviel auch auf dessen Auswahl und Verhalten ankäme. „Mit dem Beamtenpersonal geht es, wie mit der Marine: man kann zwar Schiffe kaufen, aber solange man keine Matrosen und keine zuverlässigen Seeleute hat, nützen die Schiffe allein nicht viel.“ In raschen Zügen schilderte er, welche üblen Folgen er von dem Unvermögen fürchte, dem Lande überall geeignete Beamte zu liefern. Irre sich aber der eingewanderte Beamte, „so liegt es der menschlichen Natur zu nahe, die Schuld in den Einwohnern zu suchen und nicht in sich selbst“.

Derart stellte sich Bismarck in großen Linien die „freiheitliche“ Entwicklung der Gesetzgebung und die milde Verwaltung vor, wovon im Verein mit einer sorgsamen „Schonung bewährter Einrichtungen“ der Kaiser in der Thronrede zum Schlusse des Reichstages am 16. Juni 1871 die baldige innerliche Verbindung Elsaß-Lothringens mit dem großen deutschen Vaterlande erhoffte. Voraussetzung für die Erfüllung dieser

Hoffnung war indessen, daß sich die Bevölkerung der deutschen Herrschaft nicht ganz und gar verschloß. „Es ist die Sorge vor Störung der kaum beginnenden Krystallisation deutscher Sympathien, die mich veranlaßt, die Geschäfte noch möglichst lange ungestört in der Hand behalten zu wollen." So hatte der Kanzler Darlegungen geschlossen, die er am 3. Juni 1871 im Reichstage machte. Er verhehlte sich nicht, wie zahlreich die französischen Elemente im Lande waren, und wie lange sie noch dort ihre Wirkung ausüben würden. Am 2. Mai 1871 stellte er im Reichstage ausdrücklich die Abneigung der Einwohner gegen die Loslösung von Frankreich fest. Aber er fuhr fort, daß er sich die Ergebenheit der „urdeutschen Bevölkerung" an das Land mit „fremder Sprache und einer nicht immer wohlwollenden und schonenden Regierung" überwiegend aus äußerlichen Gründen erkläre. Die Vorzüge, über die die Elsässer als Deutsche verfügten, hätten ihnen in Frankreich eine bevorzugte Stellung beim Militär, in der Gendarmerie und im Staatsdienst weit über ihren Kopfanteil verschafft. Auch hätten sie bei der Sucht jedes deutschen Stammes, sich mit irgendeiner Überlegenheit über den Nachbarstamm zu brüsten, aus ihrer Zugehörigkeit zu Paris mit seinem Glanze und zu Frankreich mit seiner einheitlichen Größe den Gegenstand ihres Stammesruhmes gemacht. Bismarck hielt deshalb die Abneigung, zumal nachdem nun auch Deutschland geeint war, nicht für unüberwindlich. Es sei die Pflicht der deutschen Nation, Geduld zu haben. Sie sei wohl ungeschickter als die französische im Verwalten, aber sie sei auch wohlwollender. Mit der Zeit werde sich der Elsässer durch den höheren Grad kommunaler und individueller Freiheit, die er in Deutschland finde, dort heimisch fühlen. Den Tag hoffte der Kanzler noch zu erleben, wenn er das durchschnittlich dem Menschen vergönnte Alter erreiche. War er aber wirklich so zuversichtlich, wie es nach seinen Worten und nach seinen Absichten mit dem Lande schien? Vielleicht rührte die Gelindigkeit, womit er redete, trotz allem doch auch von Rücksichten her, die er Europa zu schulden meinte. Europa sah mit äußerstem Widerstreben das Elsaß und Metz in die Hände der Deutschen zurückkehren. Bismarck war so groß als Diplomat wie als Staatsmann. Während sich sein Geist liebevoll und unter allen Zeichen innerer Teilnahme mit dem Verfassungsplan für die eroberten Gebiete beschäftigte, dachte er kaum weniger daran, die Regierungen und die öffentliche Meinung der übrigen Völker zu beruhigen und ihrem Vorurteile zuvorzukommen.

* * *

Als Bismarck 1873 zum ersten Male wieder über das Elsaß öffentlich sprach, klang der Ton schon anders. Die innere Politik des jungen Reiches hatte sich stürmischer entwickelt, als man erwarten konnte. Dadurch, daß sie wesentlich unter dem Zeichen des Kulturkampfes und des Gegensatzes zwischen Liberalen und Katholiken vor sich ging, hatte das Elsaß seinen vollen Anteil an den Kämpfen; sein inneres Leben war schon vor 1870 von jenem Gegensatze und von der kirchlichen Frage beherrscht worden. Die Abneigung gegen die deutsche Herrschaft wurde in der Mehrheit der Bevölkerung durch die konfessionellen und parteipolitischen Schwierigkeiten der Reichspolitik gestärkt, erheblich vertieft. Hinzu trat das Versagen der Verwaltung. Bismarck hat in den „Gedanken und Erinnerungen" geschildert, wie die Behörden, die einen Teil ihres Personals in das Reichsland abzugeben hatten, nicht auf das staatliche Bedürfnis hörten, für die schwierige Aufgabe der Assimilierung einer neuerworbenen Bevölkerung den besten Fuß vorzusetzen, sondern diejenigen Mitglieder wählten, deren Abgang von ihren

Vorgesetzten oder von ihnen selbst gewünscht wurde. 1873-1874 aber richtete der Kanzler nicht darauf sein Augenmerk, er streifte höchstens einmal das norddeutsche Beamtenungeschick als etwas Weltbekanntes. Seine Anklagen schleuderte er ausschließlich gegen diejenigen Elemente, von denen er voraussetzte, daß sie die Verhältnisse nicht zur vollständigen Ruhe kommen lassen wollten, und über sie hinaus doch auch gegen die Bevölkerung selbst. Es war der reizbare Kämpfer, der aus dem Bismarck jener Jahre sprach, nicht der vorsichtig aufbauende Staatsmann. Das Bild, das die neue Lage am deutlichsten ausmalte, entnahm er denn auch dem Kriege. Es waren ihm und den reichsländischen Behörden Vorwürfe darüber gemacht worden, daß die Diktatur zu scharfen Maßregeln benutzt werde. Er erwiderte, „die Klage käme ihm gerade so naiv vor, als wenn in der Schlacht der Feind sagen wollte: schießen gilt nicht". Die Hemmungen, mit denen die Elsässer innerlich zu kämpfen hatten, erkannte Bismarck auch jetzt noch an. Er räumte ebenso ein, daß jedes Losreißen von einer langjährigen Angehörigkeit, jedes Verwachsen mit neuen fremdartigen Verhältnissen nicht vorübergehen könne, ohne den davon Betroffenen wehe zu tun. Aber er stellte dem Leid der Elsässer den Zwang für das Reich entgegen, sie sich zu verbinden, und sein Urteil über sie lautete deshalb nicht minder hart: „Die Bevölkerung ist zwar unter dem langen Druck der energischen französischen Herrschaft, deren Maschine ganz anders, schärfer regiert und diszipliniert, an ein ruhiges Befolgen der Anordnungen der Obrigkeit gewöhnt, aber doch auch nur, soweit das Gesetz mit seinen Androhungen dahinter steht." „Wir können uns ja nicht verhehlen, daß die Bedingungen eines konstitutionellen Verfassungslebens, nämlich die freiwillige Mitwirkung in verfassungsmäßiger Tätigkeit des Volkes, soweit es dazu berufen ist, dort in diesem neuerworbenen Lande bisher nur in einem Maße vorhanden ist, das man überschätzen und unterschätzen kann, aber jedenfalls nicht in der freudigen Hingebung für die Gesamtzwecke." Bismarck sträubte sich daher auch gegen den Wunsch des Reichstages, schon bei den nächsten Wahlen Mitglieder mit vollem Recht aus dem Reichslande in seine Mitte entboten zu sehen. Entschiedenen Widerstand leistete er indessen nicht. Der Reichstag drang mit seinem Wunsche durch. Die Wahlen fielen nicht im Sinne des Reiches und nach dem Wunsche des Kanzlers aus. Nach dem Zusammentritt des Reichstages vereinigten sich die Gewählten zu einem Antrage, der eine nachträgliche Abstimmung der einheimischen Bevölkerung des Elsasses und Lothringens über ihre Einverleibung in das Reich zum Ziele hatte. Bismarck hat fortan mit Vorliebe behauptet, daß die Wahlen den Ausschlag für den Wandel seiner inneren Stellungnahme zum Reichslande gegeben hätten. Obwohl der Zustand der Diktatur gesetzlich mit dem 1. Januar 1874 aufgehört hatte, hielt er gewisse diktatorische Befugnisse für die elsaß-lothringische Verwaltung fest. Er widerstrebte seitdem auch der Ausbildung einer eigenen Landesvertretung für Elsaß-Lothringen. Mit ihr entfiel für ihn die Möglichkeit, den Elsässern die beratende Bundesratsstimme, die er ihnen zugedacht hatte, so zu gewähren, wie es ihm nach dem Beispiele Luxemburgs in dessen Verhältnis zu dem König von Holland oder Norwegens im Verhältnisse zu Schweden und Ungarns zum Kaiser von Österreich vorschwebte. Als es im Jahre darauf trotzdem nötig wurde, wenigstens innerhalb gewisser Schranken einen „Landesausschuß" mit parlamentarischen Rechten einzurichten, nahm Bismarck an den Erörterungen darüber nicht teil. Er zog sich vielmehr ganz aus den elsaß-lothringischen Geschäften zurück und erledigte nur noch die formalen Amtshandlungen, zu denen er in seiner Eigenschaft als Kanzler verfassungs-

rechtlich verpflichtet war. Bitterkeit erfüllte seine Worte, so oft er auf die 14 „Franzosen" im Reichstag und auf das „Parisertum" der elsässischen Bourgeoisie zu sprechen kam. Er höhnte, daß man sich über das Verhältnis der Elsässer zum Reiche erst einmal wieder sprechen wolle, wenn sie, die zweihundert Jahre französisch waren, auch zweihundert Jahre zu Deutschland gehört hätten. Die Elsässer wurden für ihn der typische deutsche Stamm, dessen Angehörige bei der unzulänglichen Ausbildung des nationalen Sinns in unserm Vaterland „lieber die Livree Frankreichs tragen mögen, als den Rock des freien deutschen Bauern." Am schlimmsten fand er die Unart in der Ecke von Weißenburg entwickelt, auf die das Reich aus strategischen Gründen am wenigsten wieder Verzicht leisten durfte. Schon im November 1874 lobte er dagegen „die schwer verdaulichen Elemente" der Metzer Bevölkerung, oder wie er sich jetzt ausdrückte, „die Leute, die französisch sprechen", auf Kosten der Elsässer. Mit ihnen sei im ganzen leichter zu leben, als mit denen, welche deutsch sprechen. Auch entwickelte Bismarck nun erst seine Theorie vom Elsaß als Glacis vor der Festung Deutschland bis zu ihrer vollen Härte für das Empfinden der Einwohner, als wollte er ihnen das Weh vergelten, das sie durch ihre Sprödigkeit Deutschland antaten. Enttäuschung trug gewiß viel zu Bismarcks Grolle bei, das meiste jedoch wiederum die Überlegung der Tragweite, die er dem Benehmen der Bevölkerung für die auswärtige Politik beimaß. Gerade 1874 war der Kanzler überaus besorgt wegen künftiger europäischer Verwicklungen und vor allem wegen eines neuen Krieges mit Frankreich. Am 30. November 1874 brachte er daraufhin im Reichstag mit aller Offenheit zum Ausdruck: Eine Landesvertretung in Elsaß-Lothringen mit Gesinnungen gegen das Reich, wie sie in Berlin durch führende Abgeordnete des Landes im geistlichen Gewande kundgegeben würden, „würde für den europäischen Frieden eine große Gefahr in sich bergen." Der Konflikt zwischen ihr und der Reichsregierung müßte beständig werden. „Ein solches Parlament würde eine erhebliche Aufregung in der französischen Stimmung, vielleicht in der ganzen europäischen hervorrufen, und ich halte es für sehr schwer, mit einer parlamentarischen Versammlung, in welcher Ansichten, wie die hier von den elsässischen Abgeordneten vertretenen die Majorität besäßen, den europäischen Frieden mit derselben Wahrscheinlichkeit auf ein Jahr und länger hinaus zu berechnen, wie es jetzt der Fall ist."

Ganz rissen die Fäden zwischen dem Kanzler und dem Reichslande indessen nicht mehr ab. Nur wurden sie persönlicher Natur. Aus Straßburger Kaufmannskreisen empfing der Kanzler 1875 die Anregung, die deutschen Eisenbahnen insgesamt in den Besitz des Reiches überzuführen, eine Anregung, der er bis 1877 lebhaft, wenn auch nicht mit Erfolg nachging. Das Beispiel und die Erfahrungen einzelner Mülhauser Industrieller wirkten stark auf ihn ein, als er sich mit den Fragen der Sozialpolitik und im besondern der Arbeiterversicherung zu beschäftigen anfing. Ebenso wurde er über den Vorbereitungen der Schutzzollpolitik für Bedürfnisse der elsässischen Industrie eingenommen. Sich auch mit den staatlichen Verhältnissen des Reichslandes wiederum schöpferisch zu befassen, erhielt er den ersten Anstoß durch eine Gelegenheit, bei der er es ursprünglich darauf absah, sich ganz und gar von den amtlichen Verrichtungen für Elsaß-Lothringen zu entbürden, auch so weit sie rein formeller Natur waren. Die Reichsverfassung kannte keine Stellvertretung des Reichskanzlers. Der wachsende Umfang der Geschäfte, wie die häufige Beurlaubung Bismarcks legten nahe, das Versäumte durch ein Gesetz nachzuholen. Das ganze Jahr 1877 hindurch spielte die Stellvertretungs-

frage eine große Rolle in der innern Politik des Reiches. Durch die Nachwirkungen der französischen Gesetzgebung in Elsaß-Lothringen wurde dort die ministerielle und königliche Gewalt weiter in das laufende Geschäftsleben hineingezogen, wie es in Deutschland üblich war, und die Zahl der Gegenzeichnungen war für den Kanzler in elsaß-lothringischen Sachen ungewöhnlich groß. Bismarcks Gedanke war daher schon seit 1875 die Bestellung eines selbständigen Ministers für Elsaß-Lothringen in Straßburg. Aber der Weg erwies sich anscheinend nur als gangbar, wenn auch ein Regent dort bestellt wurde. Bismarck hat 1894 in den „Hamburger Nachrichten" gegen anderslautende Behauptungen für sich den Vorschlag in Anspruch genommen, daß Kronprinz Friedrich Wilhelm Regent in Elsaß-Lothringen werden sollte. Der Kaiser, so erzählte er, habe gezögert; und nach seiner lebensgefährlichen Verwundung im Juni 1878 sei der Plan endgültig fallen gelassen worden. Im März 1878 kam der Entwurf des Stellvertretungsgesetzes im Reichstage zur Verhandlung. Bismarck sprach dazu zum erstenmal am 5. März. Er schilderte den Umfang der elsaß-lothringischen Geschäfte. Es müsse auf diesem Gebiete eine volle Stellvertretung für ihn angeordnet werden, „auch dann, wenn ich nicht beurlaubt bin". Drei Tage später glitten seine Gedanken in einer weiteren Rede zu demselben Ausgangspunkt zurück. Das gegenwärtige Verhältnis sei unrichtig. Der Schwerpunkt der Regierung liege nicht da, wo die Verantwortlichkeit gesucht werde. Einer Änderung stehe im Wege, daß der Kaiser, der die landesherrlichen Rechte im Namen der verbündeten Regierungen übe, seine Residenz nicht nach Straßburg verlegen könne. Sitze, wie es erwünscht wäre, der verantwortliche Minister im Lande selbst, so bereite der Vortrag beim Kaiser einstweilen noch nicht überwundene Schwierigkeiten. Sie würden geringer werden, wenn man die elsaß-lothringische Volksvertretung ausbilden und ihr Gewicht verstärken könnte. Dazu vermöge er sich nicht zu entschließen. „Aber ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß sich die dortige Bevölkerung von dem Druck der Gegenwart, die auf ihr lastet, mehr und mehr emanzipieren wird, sich als mit freudigem Sinn dem Deutschen Reich zugehörig fühlen wird." Der staatsschöpferische Genius in Bismarck regte sich eben nach längerer Frist wieder kräftig in ihm. So fing auch seine Teilnahme für Elsaß-Lothringen wieder Feuer, und mit ihr kehrte ihre Voraussetzung, das Vertrauen auf eine Abschüttelung des Franzosentums der oberen Schichten durch die Bevölkerung von unten herauf, sofort zurück, die Hoffnung auf den „deutschen Keim, der unzerstört, wenn auch überwuchert von dem glänzenden Firnis der französischen Angehörigkeit vorhanden ist." Bismarck wollte wieder glauben, und so knüpfte er demnächst auch daran an, daß unter den 1878 nach der Auflösung des Reichstags gewählten elsaß-lothringischen Abgeordneten einige zu einem Antrage bereit waren, der für das Reichsland eine Autonomie begehrte. Zwar mußte er sich, als er am 21. März 1879 nach der Begründung des Antrags selbst das Wort ergriff, zunächst dagegen verwahren, daß der Sprecher der Elsässer aus der innersten Hoffnung seiner Freunde kein Hehl gemacht und als natürliche Folge der Autonomie die Umwandlung Elsaß-Lothringens gewissermaßen in ein neutrales Land bezeichnet hatte, in dem die französischen Sympathien gleichberechtigt mit den deutschen sein würden. „Diese geteilte Liebe können wir nicht annehmen." Aber Bismarck verweilte dabei nicht. In seiner Schöpferfreude - es war die Zeit des Beginns der Weltpolitik und des österreichischen Bündnisses, des Übergangs zur Schutzzoll- und Sozialpolitik, der ersten großen Finanzreform und der Verstaatlichung der preußischen Eisenbahnen - wandte er sich sofort der

Erörterung zu, welche Fortschritte Elsaß-Lothringen auf dem Wege zur eigenen Verfassung wohl machen könnte. Die Rede bietet vielleicht die beste Gelegenheit, in die geistige Werkstatt des Staatsmannes Bismarck hineinzuschauen. Man sieht ihn in der vollen Arbeit. Es offenbart sich gleich deutlich die wunderbare Logik seines Denkens, wie er von einem einmal fest ergriffenen Ausgangspunkte aus von Gesichtspunkt zu Gesichtspunkt gelangt, und die herrliche Kraft, für Bedürfnisse, die er erkannt hat, in organisch aufbauender, zusammenhängender Weise Lösungen zu finden.

Die Entbürdung des Reichskanzlers auf dem Wege der Stellvertretung hatte im Vorjahre die Dinge in Fluß gebracht. Einmal vollzogen, ließ sie die Schwierigkeiten der Einrichtung eines besonderen Ministeriums in Elsaß-Lothringen nicht mehr so groß erscheinen, wie Bismarck vorher gemeint hatte. Daran hielt er freilich fest, daß er nicht, wie er es nannte, „die kahle Abteilung" nach Straßburg schicken könnte. Aber mittlerweile war der Plan der kronprinzlichen Regentschaft begraben worden, der dem Kaiser mißfallen hatte. Ein Statthalter anderer Art, nicht notwendig fürstlichen Geblüts, sollte ins Reichsland gehen. Er würde dort vor allem den Kanzler, den der Staatssekretär gesetzlich vertrat, gleichsam an Ort und Stelle körperhaft repräsentieren, außerdem jedoch der Träger eines großen Teiles der landesherrlichen Rechte werden, die der Kaiser bisher übte. Als Amt mußte die Statthalterschaft, auf diese Art gebildet, nicht minder neu und einzigartig ausfallen, wie 1867 das Amt des Kanzlers selbst gestaltet worden war. Durch Statthalter und Ministerium erhielt das Land, wie Bismarck hoffte, „einen bestimmten, festen sozialen und politischen Mittelpunkt". Er hatte mit scharfem Blicke erkannt, welche Tragweite dem bisherigen Mangel eines solchen Mittelpunkts beizumessen war. Als ebenso wichtig, wenn das Land ein lebendiges staatliches Gebilde werden sollte, bejahte er nun aber trotz aller unerfreulichen Erfahrungen aufs neue die Notwendigkeit, die Volksvertretung auszubilden und ihr Rechte zu geben, die sie den Kammern der Bundesstaaten etwa gleichstellten. Am ausführlichsten umspann seine Rede den Punkt der Beteiligung des Landes am Bundesrate. Das Zugeständnis stimmberechtigter Vertreter schloß er aus, wegen der Rückwirkung auf das gesamte Stimmenverhältnis der Bundesstaaten zueinander und wegen der Natur des Bundesrates als des Organs der deutschen Souveräne. Dagegen verteidigte er gegen Windthorst eifrig die Möglichkeit einiger durch die Landesvertretung zu bezeichnender beratender Stimmen Elsaß-Lothringens im Bundesrat, wie er sie schon 1871 beabsichtigt hatte. Durch sie würde dem Bundesrate nicht, wie der Zentrumsführer behaupte, ein republikanisches Element eingefügt, wohl aber einem sachlichen Bedürfnisse nach Aufklärung der Bundesregierungen über die reichsländischen Angelegenheiten und einer question de dignité für die Elsaß-Lothringer selbst Rechnung getragen. Außerdem würde der föderative Charakter des Reiches gestärkt, da fortan die Bundesstaaten im Wettbewerb mit dem Kaiser als dem Träger der landesherrlichen Rechte schon in den vorberatenden Studien der Gesetzgebung und in der Verwaltung zum Einfluß zugelassen würden. Offen ließ Bismarck auch jetzt noch die Frage, ob Lothringen und das Elsaß für alle Zeiten zusammenbleiben sollten. Vor allem aber gedachte er, was er gab, nur so zu gewähren, daß es jederzeit zurückgenommen werden könnte. Bundesrat und Reichstag bildeten nach seiner Meinung eine Art beständiger Berufungsinstanz für das Land. Das letzte Urteil vollends müsse denjenigen vorbehalten bleiben, die über die militärische Sicherheit des Reichslandes und des Reichs zu wachen hätten. „Ich bin ganz bereit, bei den verbündeten Regierungen zu befürworten, daß sie den

Reichslanden das höchste Maß von Selbständigkeit gewähren, was mit der militärischen Sicherheit des Reiches auf dieser Seite verträglich ist. Das ist ein orakelhaftes Wort, was in sich selbst seine Grenzen verändern kann, was aber doch das Prinzip ausdrückt, nach dem wir allein handeln können und handeln müssen." Dieselbe Richtlinie hatte Bismarck gewiß auch schon 1871 gezogen. Aber damals lag der Ton nicht entfernt so schwer auf dem Vorbehalt. „Wie weit man außerdem," hatte er 1871 gesagt, „in der Selbstregierung des Landes wird gehen können, darüber getraue ich mich kaum schon ein Urteil auszusprechen. Jedenfalls halte ich es ratsam, hier wie überall so weit zu gehen, wie irgend mit der allgemeinen Sicherheit des Reiches und des Landes verträglich sein wird."

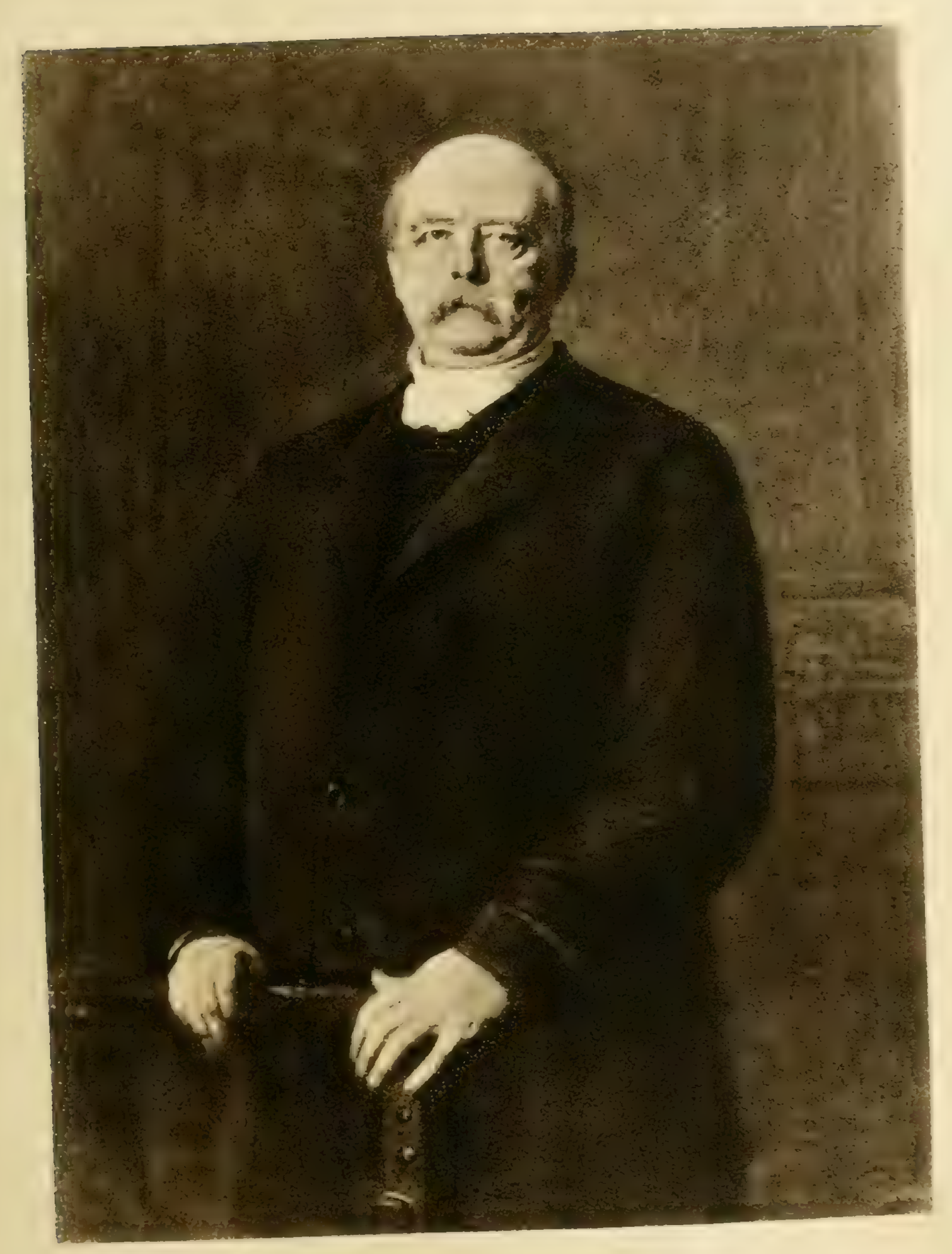
* * *

Nicht vollständig sind die Grundzüge, die der Kanzler am 21. März 1879 vorzeichnete, in dem Gesetz vom 4. Juli 1879 zur Durchführung gelangt. Im wesentlichen ruhte das Gesetz doch auf ihnen. Bis zum Verfassungsgesetz von 1911 blieb es die Grundlage der elsaß-lothringischen Staatsordnung. Das nach Bismarcks Zeiten erlassene Gesetz von 1911 fiel nicht nur im einzelnen viel zaghafter, in den großen Zügen viel weniger zusammenhängend aus. Vor allem die zeitlichen Umstände waren ganz andere. Als Bismarck den entscheidenden Versuch, Elsaß-Lothringen selbständig zu gestalten, machte, schwand soeben die Unruhe, die in der auswärtigen Politik das Reich seit 1871 umgeben hatte, und Deutschland trat in einen Abschnitt verhältnismäßig gefestigten Friedens ein. Frankreich wandte sich von Mitteleuropa ab und bedingt der Kolonialpolitik zu. 1911 dagegen war in der auswärtigen Politik das Jahr der Marokko-Krise und die ganze europäische Atmosphäre in bedrohlichster Weise mit Elektrizität geladen.

Für Bismarck persönlich bildete das Verweilen bei den Anliegen Elsaß-Lothringens wiederum nur eine Episode. Nicht hatte seine Jugendliebe neue Triebe geschlagen. Er hatte nur in dem allgemeinen Schöpfungsdrange der Jahre 1878/79, durch einen Zufall wieder auf das Reichsland hingelenkt, auch dessen verfassungsrechtlicher Entwicklung seine Gunst noch einmal widerfahren lassen. Nachher rückte ihm Elsaß-Lothringen wieder ferner. Zum Statthalter ernannte der Kaiser Edwin von Manteuffel, der durch das neue Amt von Berlin entfernt werden sollte, aber gewiß nicht der Mann war, nach den Anschauungen des Kanzlers im Reichsland tätig zu sein. Gegen die Schwächen der Regierung Manteuffels war Bismarck nicht blind, wie er zum Beispiel in seiner Ansprache an die Straßburger Abordnung im Dezember 1890 durch die vielseitige Kritik der Manteuffelschen Schulpolitik bewiesen hat. Für andere Vorschläge Manteuffels übernahm er aber auch gelegentlich, wenn es ihm in seine allgemeine Politik paßte, die Mitverantwortung, so für die Ernennung des Elsässers Korum zum Bischof von Trier. 1885 starb Manteuffel und wurde durch den Fürsten Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst ersetzt, der Bismarck innerlich nicht näher als Manteuffel stand, aber schmiegsamer war. Die Verhältnisse spitzten sich in Elsaß-Lothringen unter Hohenlohe 1887 und 1888 noch einmal derart zu, daß der Kanzler wiederum näheren Anteil daran nehmen mußte. Im Januar 1887 löste Bismarck unter Ausnutzung einer gefährlichen Spannung, die zwischen Frankreich und dem Deutschen Reiche sich bemerkbar machte, den Reichstag auf, weil dessen Mehrheit die Bewilligung der angeforderten Heeresausgaben für eine längere Reihe von Jahren von sich gewiesen

hatte. Während die Sorge vor einem Kriege im Reiche die Wahlen nach Bismarcks Berechnung beeinflußte, trat in Elsaß-Lothringen die umgekehrte Wirkung ein. Eine große Aufregung entstand darüber. Pläne einer Aufteilung des Landes unter Preußen, Bayern und Baden oder doch einer völligen Zurücknahme seiner Verfassung wurden erwogen. Bismarck bewahrte die Ruhe. Ohne sich dem Strome entgegenzuwerfen, neigte er doch dazu, nur die Gesetzgebung und die Verwaltung des Reichslandes wieder etwas näher an das Reich zurückzuziehen. Nicht aber war er zu Schritten bereit, die kaum wieder rückwärts getan werden konnten. Er gab dem Statthalter sogar die Freiheit, in der Besetzung der hohen Ämter nach Belieben die Änderungen vorzunehmen, die durch den Ausfall der Wahlen unvermeidlich geworden waren. Im ganzen und großen wollte er, wie der Großherzog von Baden Hohenlohe schon bald mitzuteilen imstande war, die Sache im Sande verlaufen lassen. Dagegen drängte er, wie es seine Art auch bei früheren Fällen verwandter Art in der Politik des Reiches und Preußens gewesen war, zu Maßregeln, die den Charakter von Repressalien trugen. Größere Bedeutung erlangte davon die Einführung eines Paßzwanges für den Verkehr zwischen Frankreich und Elsaß-Lothringen. Er plante sie schon vor den Wahlen, bestand aber erst 1888 auf ihr. Der Paßzwang sollte wohl dazu beitragen, den endlichen wirtschaftlichen Anschluß des Reichslandes an Deutschland, der zu wünschen übrig ließ, zu befördern. In der Hauptsache aber war er weniger auf die Elsässer und Lothringer gemünzt, sei es zur Strafe oder zum Antrieb, wie als Mittel der auswärtigen Politik geplant, um Frankreich zu reizen und einzuschüchtern.

Nach seiner Entlassung hat der Kanzler nur selten ein Wort über Elsaß-Lothringen gesagt und geschrieben. Fast immer klang es unfreundlich. Das Doppelgesicht, das seiner elsaß-lothringischen Politik schier von Anfang an in gewissem Sinne anhaftete, wurde dadurch noch deutlicher erkennbar. Bismarck hatte nach 1890 keine Möglichkeit mehr, sich staatsbildend mit dem Reichslande zu beschäftigen. Nur Stellung zu dem, was er von dort erfuhr, konnte er nehmen. Solange als er noch der gewaltige Baumeister des Reiches war, suchte er von Zeit zu Zeit immer wieder einmal mit der Kunst und dem Wohlwollen des Genius das zwei Jahrhunderte lang von dem staatlichen Organismus der Nation gelöste Stück Landes nach dem Bilde des Reiches zu einem selbständigen Staatswesen dualistischen Gepräges, voll Eigenlebens und zugleich in fester Einordnung in das Ganze, zu formen. Er widmete sich aber nie, von den flüchtigen Wochen der ersten Neigung abgesehen, dem Lande um des Landes willen, in Vertiefung in dessen besondere Verhältnisse, um sie in geduldiger Arbeit nach und nach zu beeinflussen oder sich davon zu überzeugen, daß die Stimmung des Landes zu unfreundlich war und das Land schon zu lange zu dem Einheitsstaat Frankreich gehört hatte, als daß sein Plan noch Aussicht auf Erfolg bot. War eine Schöpfungsperiode jeweils vorüber, so empfand er in der Regel nur all das Widerstreben und Sichsträuben, das die Bevölkerung dem Einleben in das Reich noch entgegensetzte, und er wurde sogleich zum schroffen Kritiker daran. Vielleicht übersah er dabei doch allzusehr, daß unter allen, die das Land zu seiner Zeit verwalteten, keiner war, der mit wirklicher Einsicht in seine Gedanken und mit freudiger Unterordnung unter sie dem Lande die Dienste leistete, welche der Fürst selbst in seinem Amte als Kanzler unmöglich ihm leisten konnte. Es ist auch sonst das Schicksal dieses königlichen Geistes unter Europas Staatsmännern gewesen, daß es an den Kärrnern fehlte, die Land und Reich, nach seinen Weisungen, in seinem Geist bestellten.

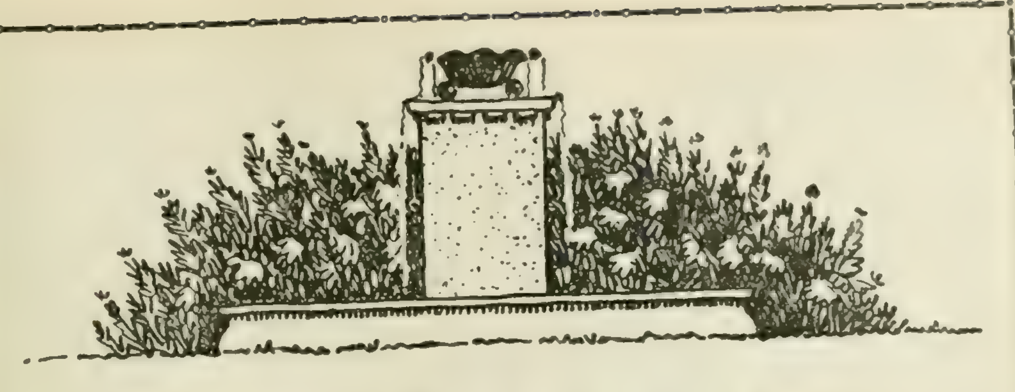


Kupfertiefdruck von Broschek & Co., Hamburg

Bismarck im Jahre 1880

Nach einem Gemälde von Franz von Lenbach





Bismarck als Künstler.*)

Von Erich Marcks.

Von dem Künstler in Bismarck hat man gewußt, seit, kurz vor 1870, die ersten seiner vertrauten Briefe an die Offentlichkeit gekommen waren. Doch hallten diese leiseren und feineren Klänge im Ohre der Zeitgenossen die ersten Jahrzehnte hindurch nur eben mit; die brausende Fanfare seiner Taten und Kämpfe übertönte sie lange. Man hat sie dann immer deutlicher gehört, je tiefer die zunehmende Kenntnis und die Verfeinerung des eigenen Gefühles in die Persönlichkeit des großen Kämpfers hinabführten, je näher man späterhin den aus dem Amte Geschiedenen menschlich betrachten und begreifen durfte, je weiter zuletzt seine Gestalt und seine Zeit in die Geschichte hinübergeglitten sind. Vielleicht neigt die Auffassung des nachgewachsenen Geschlechtes bereits zu einer Ubertreibung, einer Uberspitzung des Zarten und des Erregten, des Nervenlebens in Bismarck. Das ist in jedem Falle gewiß: das Führende in ihm war und bleibt immer die starke Einseitigkeit und die einseitige Stärke eines großen, in sich gesammelten politischen Zeitalters. So hat ihn die charakteristische Kunst seiner eigenen Tage aufgefaßt und dargestellt. Und wie hat er selber zur Kunst gestanden? Er war - das wird ihm mancher danken - weder Dilettant noch Mäzen. Er war Genießer der Kunst: d. h. der Musik und der Dichtung. Eine liebevolle Uberlieferung und eine feinsinnige Analyse hat uns das innere Verhältnis, das ihn mit der Musik verband, anschaulich gemacht. Ihr vor allem neigte er sich zu, wie sein Zeitalter in Deutschland überhaupt, mit starker Anteilnahme seines gesamten Empfindungslebens. Sein eigener musikalischer Sinn war sicherlich durchgebildet; ob man von eigentlicher Kennerschaft sprechen darf, darüber mag man streiten; die Hauptsache war ihm ohne Zweifel die Befriedigung seines Gemütsbedürfnisses: er sog aus der Musik Weichheit, Frieden, vor allem aber Bewegung und Kraft, sie wirkte am stärksten, und zwar bestärkend, auf den Helden in ihm. Von frühe auf ist auch die Dichtung in vielerlei Zuflüssen in sein Innenleben eingeströmt. Da standen die Weimarer Klassiker und Shakespeare von jeher voran - von der Bibel, die ihm frühe nahetrat und etwa von 1846 an in neuem Sinne lebenslang in ihm mächtig wurde, ist hier nicht zu sprechen. Noch vorher war die Romantik ihm nahegerückt, die heroisch-schmerzliche und skeptische Lord Byrons und seiner Nachfolger, und die lyrisch-schwärmerische der

*) Nach einem Vortrage von 1907.

Deutschen: auch aus ihr hat, in den Jahren seiner innerlichen Gährung, Bismarck mancherlei herausgenommen, dessen er bedurfte, vornehmlich doch, hier wie in der Musik, das Tiefe und das Starke; und schließlich überwand er sie fast ganz. Seine Begleiter blieben Goethe - aber doch nur, wie er gesagt hat, sieben bis acht Bände von den vierzig der Werke, und unmittelbarer Schiller und Shakespeare. Seine Empfindung war auch durch das Zartere hindurchgegangen und von ihm befriedigt und bereichert worden. Aber dann wählte er aus, stets nach den Geboten seiner Entwickelung, weit mehr nach praktischen als nach künstlerischen Geboten, und schob auch die Weisheit und Beschaulichkeit Goethes, dessen Wirklichkeitssinn ihm so verwandt war, hinter die beiden Dramatiker zurück, deren Temperamente er sich näher fühlte, und die ihm von der Menschheit großen Gegenständen, von den Gegenständen seines eigenen politischen Lebens erzählten. Noch auf dem letzten Blatt der „Gedanken und Erinnerungen" steht ein Zorneswort des Shakespearischen Coriolan wider den Parteigeist. Bismarck suchte in der Dichtung wie in aller Kunst (ich könnte hinzusetzen: wie im wesentlichen auch in seiner Religion) Ausdruck und Nährstoff für sein Ich und seinen Kampf. Das alles mußte ihm dienen, es war ihm Mittel und nicht Zweck. Er zog das heraus und an sich, was er verwenden konnte. Zu einem nachgiebig einlebenden, beschaulichen Genusse war er, auf die Dauer, zu stark.

Aber diese Haltung des Gewaltigen zur Kunst sollte hier nur angedeutet werden. Sie bildet nur den Hintergrund für das Größere, worauf ich hier ausgehe. Es handelt sich nicht um den Genießer der Kunst und den Einfluß, den sie auf ihn geübt haben kann; sondern - in vorläufiger, Vielfältiges kurz zusammenfassender Betrachtung - um den Künstler, der in ihm selber war. Ich sprach davon, daß man diesem längst nachgespürt hat. Und Eines drängt sich ja bereits ganz äußerlich auf: in langer, unablässig wachsender Bändereihe stehen die Erzeugnisse seines Wortes und seiner Feder da. Bismarck ist Schriftsteller und Redner gewesen: man hat es oft gesagt, daß er zu den Klassikern deutschen Schrifttums gehört. Aber war er, wenn er sprach und schrieb, wirklich auch Künstler?

Am wenigsten ist er es, im unmittelbaren Sinne, als Redner gewesen. Seine Reden waren unvergleichlich eindrucksvoll: aber nicht als Erzeugnisse bewußter Kunst. Die hat am ehesten in seinen Anfängen an ihnen mitgearbeitet. Der Abgeordnete von Bismarck, in den Jahren 1847-52, hat den Blick am meisten durch die furchtlose und verblüffende Energie auf sich gezogen, mit der er allen herrschenden Urteilen und Neigungen der Zeit entgegentrat; er tat es mit blitzenden und geistreichen Worten, und seine Epigramme waren schon damals meisterhaft geformt. Er bereitete diese früheren Reden sorgfältig vor; seine Entwürfe gingen bis in das einzelne des Ausdrucks hinein und der Aufbau war sicher und überlegt. Später ist er im Sachlichen unablässig aufgestiegen, höher und höher, bis zu den Bergen großen Herrschertums, aber den künstlerischen Bau hat er immer stärker vernachlässigt. Den Stoff ließ er sich von seinen Beamten genau durcharbeiten und zurechtlegen; was er sagen wollte, erwog er tagelang zuvor in angespannter seelischer Sammlung. Zumal die großen Auslandsreden, bei denen sich an das entscheidende Wort eine weite Verantwortung heften konnte, waren alles andere eher als Kinder des Augenblicks; auch die innerpolitischen Reden waren im Sachlichen genau vorbereitet. Auch die Schlagworte, die dann die Welt durchhallten, waren es wohl oft; die eigentliche Form war es nicht. Dazu fehlte dem Minister, dem Kanzler nicht nur die Zeit; er wollte grundsätzlich nichts von der „Beredsamkeit" wissen, der er ja vorwarf, sie sei nutzlos und lediglich schädlich. Die Hauptsachen baute er auch jetzt

noch in vollkommener Klarheit auf: wie wundervoll luftig und weit, wie wohlgegliedert und wie mächtig im Ausdruck ist noch die letzte und bedeutendste seiner europäischen Reden, die große Rede vom 6. Februar 1888 mit ihrem majestätischen Überblick über die Weltlage und über die diplomatische Geschichte seiner ganzen Epoche. Aber die Form ließ er sich bilden, wie sie eben mochte. Man weiß, wie er sprach, mit ringendem Körper, mühselig, nervös, schleppend, herausstoßend; dazwischen dann wieder, wie der Augenblick es ihm brachte, prachtvolle Sätze, die von selber hervorschossen; sie schlugen durch, und die Polemik seiner Antworten war von blitzender Kraft. Aber dazwischen Abschweifungen und Ausbrüche, Ausbrüche des Zornes und der Persönlichkeit. Seine Persönlichkeit war von der Sache unabtrennbar geworden, für Freund und Feind, auch für ihn selbst; so sprach der alte Reichskanzler so manchmal von sich selbst, von seinem Leben, seinen Erfahrungen, seinen Gefühlen, seinen Feinden. Es waren Monologe von ganz außerordentlicher Art, ein packendes Schauspiel, ein lebendes Drama, ein gewolltes Kunstwerk war es nicht. Die Sätze kamen zerhackt heraus, nicht selten als Anakoluthe: daran lag ihm gar nichts. Die Wirkung war und bleibt, auch im Sprachlichen, groß. Die gelesene Rede ist immer Bismarckisch: d. h. kraftvoll, mitreißend, im Einzelnen Ausdruck und Wortklang von ganz persönlicher und starker Form, schlagend und schöpferisch, klassisch die lange Reihe der geprägten, gemeißelten Sätze, die volkstümlich wurden und bis heute weiterhallten und weiterkämpften. Das Ganze wird stets zusammengehalten durch die Wucht des politischen Willens, die Sicherheit und Fülle der politischen Gedanken: diese Reden wollten nichts sein als Mittel, nichts als der Ausdruck jenes Willens, ihre Sprache nur der zwanglose Ausdruck der Persönlichkeit, die durch sie wirkte. Gerade dadurch haben sie eine eigene Art moderner, realistischer, sachlicher Beredsamkeit vertreten und fast geschaffen, die dem Zeitalter Bismarcks und ihm selber entspricht: alles nur auf das Ziel gerichtet, die Hauptsache der Mann, dem dieses rednerische Gewand das natürliche war, und der gewaltige Ernst der Taten, die diese Worte bedeuteten. Bismarck stand in ihnen vor seinen Zeitgenossen und steht in ihnen vor der Nachwelt: großartig und immer neu; es sind Handlungen und es sind absichtslose Selbstbildnisse zugleich; das macht sie unvergeßlich und unvergleichlich. Aber alle Kunst wich hier wirklich weit hinter den praktischen Zweck zurück; das Gegenteil wäre ihm Unwahrhaftigkeit und Eitelkeit gewesen. Literarisch angesehen, sind alle diese seine Reden Improvisationen.

Ebenso mag man die „Gedanken und Erinnerungen" nennen, Bismarcks einziges, im eigentlichen Sinne literarisches Werk. Man weiß, wie sie entstanden sind, als ein Erzeugnis der kummerschweren Jahre nach 1890, dem einsam und tatenlos Gewordenen durch die Seinen abgerungen, in Vorbereitung und Disposition von seiner Umgebung, von Lothar Bucher mitbestimmt. Bucher sammelt und fragt, Bismarck antwortet und erzählt, der andere stellt die Äußerungen zusammen, und mancher Abschnitt zeigt alle Spuren dieser zufälligen und schrittweisen, stückweisen Entstehung. Der Fürst hat dann das Aufgeschriebene durchgearbeitet und weitergestaltet, und schließlich entstand das Werk, dessen Hauptteile wir besitzen. Der Inhalt ist durchaus mächtig: ihn zu entwickeln ist hier nicht der Ort. Die gewaltige Persönlichkeit, wie sie lebenslang war, wie sie dachte und wie sie lehrt, und daneben die Tragik ihres Alters erfüllen ihn mit stärkster Eindruckskraft; es ist eines der großen Bücher unserer Literatur. Aber ein Kunstwerk ist es nicht. Mindestens nicht als Ganzes. Es denkt gar nicht daran, ein Ganzes sein zu wollen; es setzt sich gar nicht das Ziel, Persönlichkeit und Zeit entwickelnd auf-

zubauen; es verfolgt keine wissenschaftlich einheitliche, keine ästhetisch einheitliche Absicht, es erstrebt als Ganzes keine feste Form, seine Absicht ist politische Wirkung, die Art seiner Entstehung macht es zersplittert und ungleichmäßig. Im einzelnen freilich schafft eine künstlerische Hand. Eine Anzahl von Kapiteln ist in sich wohlaufgebaut, eine Anzahl von Darstellungen ist meisterhaft. Da sind die Einzelauftritte, wie das Gespräch zu Babelsberg, der Weinkrampf zu Nikolsburg, die Entstehung der Emser Depesche und manche sonst. Da ist das wundervolle Bildnis Kaiser Wilhelms I.: die Eigenart seines „alten Herrn" aus lauter Einzelzügen, ohne jede Glättung, wahrhaftig und herbe, zusammengesetzt, ganz realistisch und doch ganz ohne Kleinlichkeit, vielfältig und doch einheitlich, bei rückhaltlos kritischem Urteil von lebensvollem und im Grunde liebevollem Verständnis, anschaulich und tief, ein Meisterstück moderner Porträtkunst. Da ist eine Fülle einzelner Skizzen, geistreich, knapp, schlagend wie Lenbachsche Kohlenzeichnungen. Da sind Einzelhergänge, Einzelbilder, rasch und scharf und unvergeßbar eingerissen: wie er es wagt, die Kaiserin in den achtziger Jahren um eine bessere politische Schonung ihres Gemahls und seiner Gesundheit zu ersuchen, und wie diese Inkorrektheit wirkt. „Ich habe die Kaiserin Augusta in dem letzten Jahrzehnt ihres Lebens nie so schön gesehn wie in diesem Augenblicke; ihre Haltung richtete sich auf, ihr Auge belebte sich zu einem Feuer, wie ich es weder vorher noch nachher erlebt habe. Sie brach ab, ließ mich stehn und hat, wie ich von einem befreundeten Hofmanne erfuhr, gesagt: unser allergnädigster Reichskanzler ist heut sehr ungnädig. Hier reicht, in der Freude dieser Beobachtung wie in der Virtuosität der Darstellung, der Künstler dem Kämpfer die Hand; hier lebt alles, und die Form ist unübertrefflich: ganz knapp, schlagkräftig, greifbar; die Sprache schmiegt sich der Sache wundervoll an. So charakterisiert er seinen Feind Harry Arnim: alles sarkastisch, hart, trocken, kurz wie ein Degenstoß. Er meißelt Epigramme, boshafte und großartige. Er sieht alle Dinge und macht sie anschaulich: wie lebt das Mahl der Paladine vom 13. Juli 1870, die schwüle Spannung der Stunde, jedes Wort der beiden Generäle! Er drängt die großen Entscheidungen gern in einen dramatisch geschauten und geschilderten Augenblick zusammen, er stellt alles Persönliche in voller Körperlichkeit hin, er sieht die Dinge, das Allgemeine, am liebsten in der Gestalt von Personen, nie abstrakt, nie theoretisch, stets individuell, in menschlichen Beweggründen, am liebsten eben im einzelnen Menschen. In alledem decken sich Form und Inhalt wundervoll; der Erzähler Bismarck handelt ohne Zweifel als Künstler.

Doch die eigentlich bedeutenden Stücke in den „Gedanken und Erinnerungen" sind die Gedanken: die großen politischen Abhandlungen und die reichlich, für die Einheitlichkeit des Ganzen ohne Zweifel allzureichlich eingestreuten, politischen Briefe. Es sind die Briefe an den Kaiser, an Leopold Gerlach, an Roon, Briefe aus vier Jahrzehnten seines staatsmännischen Lebens. Es sind die Abhandlungen aus den neunziger Jahren zur inneren Politik, über Absolutismus, Wahlrecht, Parteien, Beamtentum, das Sonderkapitel über Dynastien und Stämme als die Grundkraft des inneren deutschen Staatslebens, die Kapitel über die auswärtige preußische Politik in den Menschenaltern vor 1862, über das Verhältnis zu Rußland, zu Österreich, und so fort: beides zusammen, und diese letzten zumal, Stücke einer großen und einheitlichen Staatsmannslehre. Manches ist eingesprengt hier und da, das Wertvollste steht in starker, auch formaler Selbständigkeit für sich, alles ist in sich klar und durchsichtig, auch hier alles greifbar und anschaulich, aber hier zugleich alles völlig geschlossen auch in der Form, in der An-

ordnung. Darin verdrängt den Plauderer, den Erzähler, den Virtuosen der Staatsmann, der bei seiner Arbeit ist. Und da erst wird er, auch literarisch, in hohem Sinne Künstler.

Staatsschriften aber von Bismarcks Hand, politische Denkschriften, besitzen wir von den fünfziger Jahren ab, bis in jene Abhandlungen der „Gedanken und Erinnerungen“ hinein, in gewaltiger Reihe. Auch die Zeitungstätigkeit des großen Journalisten gehört hierzu, als der er früh, noch vor 1848, begonnen hat, als der er in den Revolutionsjahren, in den Spalten der Kreuzzeitung, zur Macht aufstieg, als der er zuletzt, in den Hamburger Nachrichten, endete. Tagesaufsätze, politische Briefe, große Denkschriften: sie alle bilden eine literarische Einheit; und sie alle besitzen literarische Form. Wir wissen einigermaßen, wie diese Denkschriften entstanden: in mühselig bessernder Arbeit. In früheren Tagen hat er wohl selber Entwürfe gemacht und durchgeackert; in späteren mußten, nach seinen Weisungen, seine Mitarbeiter sie aufsetzen, die Geheimen Räte, die Sekretäre, die Söhne, und er selber prüfte sie wieder und wieder, strich und veränderte, faßte zusammen und feilte bis ins kleinste hinein, so daß das Endergebnis doch Bismarckischer Inhalt in Bismarckischer Form war. Wenn er in den späteren Jahrzehnten, zu Friedrichsruh oder Varzin, seinen getreuen Mitarbeitern diktierte, so war der Hergang von anderer Art: dann quollen ihm Gedanken und Form, in stundenlanger unabgebrochener Arbeit, im Wechsel von stockendem Suchen und blitzschnellem Ausströmen, im ganzen völlig sicher, völlig einheitlich aus der Seele hervor, ganz ohne Nachbesserung, alles von klarstem Zusammenhange, das ausgereifte Ergebnis langer innerlicher Vorbereitung und unbedingter, schlagfertiger Beherrschung des Augenblicks. Wo er in den Jahren der Meisterschaft selber Denkschriften aufsetzte, ist es wohl auch nicht ohne Entwürfe oder Besserungen abgegangen; die wichtigsten seiner politischen Briefe aber, wie wir sie aus den Zeiten seiner Frankfurter, Petersburger, Pariser Gesandtschaften vor uns haben, kann er, auch wenn sie sich zu Abhandlungen auswuchsen, der Hauptsache nach wenigstens, schwerlich erst in Konzepten entworfen und durchgearbeitet haben. Er hat damals unendlich viel geschrieben; wie dicht ist die Reihe seiner politischen Briefe insbesondere aus Frankfurt am Main! Der Landedelmann Bismarck hat sich da, in ergreifendem Fleiße, dazu bequemt, stunden- und tagelang, den „meilenlangen Tintenfaden in Gestalt dieser Schnörkel“ geduldig über das Papier zu ziehen, den man Handschrift nennt. Und welche Handschrift! Die Zeilen hoch, steil, enggedrängt, gewaltig, von einer Wucht, die eine ungeduldig vorwärtsdrängende, mächtig zusammengehaltene Kraft zu spiegeln scheint, alles gebändigt, aber wie aufgereiht zum Sturme, in den dichten tiefen Kolonnen der alten Taktik, das merkwürdig genaue Bild des Schreibenden selbst. Manche, die seinesgleichen sind, Friedrich II., Cavour, Napoleon, selbst Martin Luther, enttäuschen durch den Mangel an Monumentalität in ihrer Schrift: bei Bismarck ist sie völlig lapidar. Und literarisch sind sie wundervoll, diese Staatsbriefe, diese Staatsschriften. Wie werden da Menschen und Verhältnisse geschildert, gewürdigt, in ihren Voraussetzungen, ihren Notwendigkeiten mit politischem Verständnisse begriffen, geradezu aufgebaut und oft genug dann wieder, durch politische Gegnerschaft, in Scherben geschlagen; wie werden Ereignisse und werden Pläne begründet und dargelegt, klar und fest, Gedanke und Ausdruck ganz ausgereift, ganz vollendet, kein Wort zuviel oder zuwenig, alles beseelt von einer starken und geschmeidigen, unwiderstehlich zur Tat hindrängenden Persönlichkeit. Über allem Spiele von Geist, Witz und Bosheit, die sich ihrer selber zwanglos freuen, über einer biegsam souveränen Dialektik waltet in eherner

Sicherheit die Einheitlichkeit des Zwecks: alles führt auf die Folgerungen hin, mit innerlicher Entschlossenheit; da ist alles Logik, Tatsächlichkeit, zwingender Wille. Es sind Meisterwerke darunter, die zu den vornehmsten der politischen Literatur aller Zeiten gehören; man denke der Briefe an den General von Gerlach, in denen die Pflichtlehre des fertiggewordenen jungen Meisters der Staatsmannschaft sich zum ersten Male so großartig allen Launen, allen Stimmungen, allen Doktrinen entgegenstellt; oder der Zusammenfassungen am Ende der Frankfurter Zeit, den großen Denkschriften, die das Programm seiner deutschen Politik aufrollen, einheitlich nach Sinn und Form, in Macht und Stolz und siegreicher Sicherheit des Willens von so erhabener Schwungkraft, wie nur ein Akt Shakespeares zu sein vermag. Man liest diese großen Berichte, deren einer durch die Empfänger in Berlin den Namen des Prachtberichtes, ein anderer den des kleinen Buches des Herrn von Bismarck erhielt, über den Eindruck der Lehre und der werdenden Taten hinaus, mit höchstem, ästhetischem Genuß. Und da ist es nicht nur die Geschlossenheit des Ganzen, die so wirkt, auch die Einzelform ist von spezifisch Bismarckischer Art. Man getraut sich den Verfasser fast überall herauszukennen, herauszuhören, er hat seine Sprache ganz für sich. Man müßte ihren Aufstieg mit genauer und eindringlicher Analyse verfolgen, von den Briefen und Aufsätzen seiner Jünglingsjahre an bis zu der sachlichen Höhe dieser Denkschriften. Die Klaue des Löwen zeigt sie von Anfang an, und manche seiner früheren Äußerungen enthalten schon den ganzen Bismarck auch in der Form. Die volle Reife, die alles Nebenwerk abstreift und das vollendete Erzbild in klassischer Strenge herausarbeitet, wird man doch wohl erst in diesen Frankfurter Jahren finden. Die allgemeinen Züge des reifen Bismarckstiles hat man oft herausgehoben. Er ist rein sachlich und nüchtern, ohne die Fähigkeit zur Phrase, mit einer Abneigung gegen Allgemeinheiten, gegen Blüten, gegen Superlative: nicht nur aus politischen oder sittlichen Gründen hat Bismarck aus den Druckfahnen von Sybels Reichsgründung jedes emphatischere Lob, das der auch schon keineswegs pathetische Historiker ihm gespendet hatte, unbarmherzig herausgestrichen, sondern zugleich aus Gründen des Geschmacks. Bei ihm selber gibt es nur Muskeln und kein Fett; jeder Ausdruck ist plastisch, angeschaut, durchgefühlt, die Bilder sind erlebt, zum guten Teile neu erschaffen; es ist zusammengestellt worden, ein wie großer Teil davon aus seinem eigensten Lebensgebiete, aus der Landwirtschaft, aus der Naturbeobachtung stammt. Sein Stil ist einfach, natürlich, absichtslos; er geht vom Geschäftsstile aus. In den ersten Zeiten des jungen Gesandten – A. v. Brauer hat lehrreich darauf hingewiesen – begegnet noch einiges, das unmittelbar aus dem Aktendeutsch herkam; das verschwand später ganz, es ist auch keine Spur von Staub an Bismarcks Ausdrucksweise haften geblieben. Aber den Geschäftsmann hört man durch; ich habe das Wort Goethes auf ihn anwenden zu dürfen gemeint: diejenigen Deutschen, die als Geschäfts- und Lebemenschen bloß aufs Praktische gehen, schreiben am besten. Der Praktiker, nicht der Schriftsteller beherrscht Bismarcks Deutsch: aber ein Praktiker, dessen Ursprünglichkeit und Größe auch den Ausdruck schöpferisch gestaltet. Es ist ein eigener Rhythmus in Bismarckischen Sätzen, ein Klang von Männlichkeit und Mächtigkeit, eine merkwürdige Wucht insbesondere der Relativsätze, wie nur er sie hat: der philologisch-ästhetischen Bestimmung scheinen mir diese Dinge noch zu harren, das Ohr des mit Bismarckischen Schriftstücken Vertrauten glaubt sie mit Sicherheit aufzufassen. Daß Bismarck selber für den Sprachklang das feinste Ohr hatte, daß er seine Sätze innerlich hörte und jede „Kakophonie" ihn stieß, ist

durch den vertrauten Mitarbeiter, dessen Urteil ich soeben schon heranzog, beobachtet und bezeugt. Ein Sprachhistoriker hat Luther, Goethe und Bismarck als die drei deutschen Prosaiker bezeichnet; ein Stil für sich, und ein klassischer, ist Bismarcks Stil gewiß. Absichtlich kann man daran nur eines nennen: die Ablehnung aller Absichtlichkeit, die unbedingte Sachlichkeit des Ausdrucks. Alles Übrige war wohl unwillkürlich, aber es war ihm nicht unbewußt; ohne Zweifel: hinter dem schreibenden Staatsmanne zum mindesten stand in Bismarck ein Schriftsteller, man muß doch sagen, mochte er es wollen oder nicht: ein Künstler.

Ganz spürbar ist dieser längst in dem Briefschreiber Bismarck gewesen. Er hat in einer bekannten Äußerung von 1845 davor gewarnt, zum Briefeschreiben einen „geistigen Sonntagsrock" anzuziehen; in ihrer „ungenierten" Unmittelbarkeit ruht der Zauber seiner eigentlich persönlichen Briefe. Auch seine großen politischen Briefwechsel haben, wo es irgend anging, ein gut Stück plaudernder Unmittelbarkeit bewahrt, aber sie gehören doch zu den Staatsschriften hinüber. Die ganz persönlichen, in denen er seine Seele zwanglos ausströmen läßt, stehen für sich. Daß sie zu den ersten Meisterwerken ihrer Art in unserer Literatur gehören, weiß alle Welt; und hier ist, in aller ihrer Absichtslosigkeit, das Kunstwerk ganz greifbar: es sind Kunstwerke der Stimmung, der Empfindung, des Ausdrucks. Auch hier beginnt die Reihe früh und steigt sie auf: zu immer größerer Freiheit und Reinheit und Tiefe des Tons. Auffallend frisch und plastisch sind schon die Briefe des Schülers; in ihnen, in den Studentenbriefen, kann man von einem Zuge von Absicht sprechen, von burschikoser Renommisterei; ganz monumental ist der Brief von 1838, der den Übergang aus dem Staatsdienste in das Landleben begründet; dann folgten die Jahre der seelischen Vertiefung, der literarischen Einflüsse; seit 1844 aber sprach er zu seiner Schwester Malwine, seiner „geliebten Malle". Diese Jugendbriefe des Bruders behalten ihren unsterblichen Reiz; der Briefschreiber Bismarck ist in ihnen ganz fertig und ganz frei. Ich darf die Karikaturen seiner Norderneyer Schilderungen von 1844 hier nicht abdrucken; nur an den Ton erinnere die eine vom alten Grafen Beust: „ein dicker Frosch ohne Beine, der vor jedem Bissen den Mund wie ein Nachtsack bis an die Schultern aufreißt, so daß ich mich schwindelnd am Rand des Tisches halte." Es ist der Ton des Kavaliers, den auch der Redner, den vornehmlich der Journalist der nachfolgenden Jahre immer von neuem mit sprühend geistreicher Bosheit gehandhabt hat. Es ist wohl etwas von literarischem Einschlage darin, man denkt hier und da an die englischen Humoristen, an Shakespeare, vielleicht auch einmal an Heine: wenn dergleichen vorliegt, so ist es doch ganz persönlich verarbeitet worden. Und die Hauptsache war wohl immer das Angeborene: aus Bismarcks Witz, aus seinen drastischen Bildern spricht doch wohl vor allem der märkische Edelmann, der norddeutsche Offizier, ganz naturwüchsig, weit mehr Überlieferung als Buch. Eine jugendliche Freude am eigenen geschliffenen Witz, an der Virtuosität dieser hechelnden Plauderei, ein Hauch von Koketterie ist unverkennbar: etwas davon kehrte in Bismarcks Briefen an die Schwester, an die Standesgenossen noch eine Weile lang wieder. Später ist es verblaßt; am Ende des Briefwechsels mit Malwine stand eine erschütternde Klage von 1894, die Klage des Entlassenen und Vereinsamten, der über sein beraubtes Dasein und über die Zukunft seines Werkes trauert: auch da wieder in Bildern von erlebter Greifbarkeit, aber großartig und ohne jeden Rest von Absicht, das Schicksalslied des greisen Titanen, tragisch, wenn je ein Wort aus Menschenmund, und unsagbar packend auch in der sprachlichen Form. Längst vorher aber hatte er die gleichen Töne seiner

gewaltigsten Innerlichkeit angeschlagen in seinen Briefen an die Braut und Frau, die tiefste Vertraute seines Lebens, vor der allein er den ganzen Reichtum seiner Seele enthüllte. Hier ist es mir nicht erlaubt – ich habe es für die Brautzeit in meiner „Jugend Bismarcks" versucht –, dem seelischen Inhalte dieser wunderbaren Briefe nachzugehen, mit ihrem Wechsel von Nächstem und Höchstem, von Scherz und Ernst, von spielender Plauderei und leise umbildender Erziehung, die doch ganz Liebe ist, von feinster Zartheit des starken Mannes und von überlegener Ergreifung aller sachlichen, politischen, historischen Aufgaben, die sein Leben nun an ihn heranbrachte, von religiöser Vertiefung und weltlicher Energie: das alles quillt ja in diesen Briefen mit sichtbarer Einheitlichkeit aus dem innersten Bronne seines Wesens hervor. Hier handelt es sich nur um die Form und um die Empfindung. Beides ist künstlerhaft vom ersten Briefe an; ein reicher Strom von dichterischem Gefühle und dichterischer Bildnerkraft flutet durch diese Briefe hin. Er spricht von seiner Flucht zur Landwirtschaft: „Auf diesem Beruf lag damals für mich noch der schöne blaue Dunst ferner Berge." Ist das nicht wundervoll gesagt? Der Deichhauptmann von Schönhausen erzählt der Braut vom Kampf gegen die vereiste Elbe: wie „die großen Eisfelder sich erst mit kanonenschußartigem Krachen schwerfällig in Bewegung setzen, sich aneinander zersplittern, bäumen, unter-, übereinander schieben, sich haushoch auftürmen und mitunter Wälle quer durch die Elbe bilden, vor denen der Strom sich aufstaut, bis er sie mit Toben durchbricht. Jetzt sind sie alle im Kampf zerbrochen, die Riesen, und das Wasser ganz dicht bedeckt mit Schollen, deren größte einige Quadratruten halten, und die es eilig mit mürrischem Klirren, wie gebrochene Ketten der freien See zuträgt." Hat je ein Dichter unvergeßlicher gemalt? Oder die Elegie seines Abschiedes von dem Landgute seiner Jugendtage, Kniephof: „Auf der ganzen Gegend von Wiesengrün, Wasser und entlaubten Eichen lag eine weiche, traurige Stimmung, als ich nach vielem Geschäftsverdruß gegen Sonnenuntergang meinen Abschiedsbesuch auf den Plätzen machte, die mir lieb und auf denen ich oft träumerisch und schwermütig gewesen war .... Mein Leben rollte sich rückwärts vor mir auf, bis in die Tage zurück, wo ich als Kind auf dieser Stelle gespielt hatte; der Regen rieselte leise durch die Büsche und ich starrte lange in das matte Abendrot, bis zum Überlaufen voll Wehmut und Reue ...." Das ist der 32jährige Bräutigam; vier Jahre später hat der Ehemann seiner Frau den schönsten seiner Briefe geschrieben, einen der schönsten, die Menschenhand jemals schrieb, jenen Brief vom Rhein, vom 3. Juli 1851, in dem der Bekehrte auf seine glaubenslose Jugend zurück- und in die Zukunft hinausblickt: „Wie manches Laub mag noch an unserm innern Menschen ausgrünen, schatten und wertlos welken, bis wieder 14 Jahre vorüber sind, bis 1865, wenn wirs erleben ..." Und wieder acht Jahre später der ringende Staatsmann, der 1859 sein preußisches Schiff in den Strudel der feindseligen österreichischen Politik sklavisch hineingerissen zu sehen fürchtet und dessen Ehrgeiz und Patriotismus sich an der Schmach dieser Vorstellung wundreibt. Da bemüht er sich, Trost zu schöpfen aus der Betrachtung, daß aller irdische Kampf ja doch nur endlich und deshalb gleichgültig sei, und er redet wie Hamlet – nur doch immer mit einem verborgenen Grundklange wie von Stahl: „Wie Gott will, es ist ja alles doch nur eine Zeitfrage, Völker und Menschen, Torheit und Weisheit, Krieg und Frieden, sie kommen und gehn wie Wasserwogen und das Meer bleibt..... Es ist ja nichts auf dieser Erde als Heuchelei und Gaukelspiel, und ob uns das Fieber oder die Kartätsche diese Maske von Fleisch abreißt, fallen muß sie doch über kurz

oder lang, und dann wird zwischen einem Preußen und einem Östreicher, wenn sie gleich groß sind, doch eine Ähnlichkeit eintreten, die das Unterscheiden schwierig macht.... Den spezifischen Patriotismus wird man allerdings mit dieser Betrachtung los...." Er wurde ihn nicht los; er blieb an den Kampf geschmiedet. Und auf der Höhe seiner Siege, im Herbst und Winter 1870, was schrieb der 55jährige aus Frankreich nach Hause? Briefe voll großer Bilder und voll tiefer Leidenschaftlichkeit auch damals, voll Zorn und voll Gläubigkeit, voll Sorge und voll scherzender Freude über die Söhne, und neben der Derbheit des Lagerlebens, deren derbste Züge er in groteskem Humore rückhaltlos bloßlegt, die alte lyrische Wehmut des Poeten, die Tragik des großen Dramas, die Menschenschilderung des Epigrammatikers. Wie lebt der Dargestellte, der alte Thiers, und der trinkfeste Versailler Bismarck zugleich in den zwei Strichen des einen Bildchens: „Der Gedankenschaum quillt aus ihm unaufhaltsam wie aus einer geöffneten Flasche und ermüdet die Geduld weil er hindert zu dem trinkbaren Stoffe zu gelangen auf den es ankommt." Wie hallt die Elegie von 1847 nach: „Ich entfloh heut der Plage um in der weichen, stillen Herbstluft durch Louis XIV. lange, grade Parkgänge, durch rauschendes Laub und geschnittene Hecken, an stillen Teichflächen und Marmorgöttern vorbei, Röschen eine Stunde zu galoppieren... und dem Heimweh nachzuhängen, wie es der Blätterfall und die Einsamkeit in der Fremde mit sich bringen, mit Kindererinnerungen an geschorne Hecken die nicht mehr sind." Wie klingt die Anklage des Enttäuschten und des großen Kämpfers in scharfem Shakespearischen Dröhnen aus: „Wenn man zu lange Minister ist, und dabei nach Gottes Fügung Erfolge hat, so fühlt man deutlich wie der kalte Sumpf von Mißgunst und Haß einem allmählich höher und höher bis ans Herz steigt...." Und noch ein letztes, fast das schönste von allen: 1881, als der greise Kaiser, angesichts oppositioneller Reichstagswahlen, seinem Kanzler besorgt von einem düstern Traume innerer Kämpfe geschrieben hat, die Gegenerzählung Bismarcks: sein Bericht von einem tröstlichen Traume, den er selber in der wirklichen Gefahr des 1863er Konflikts geträumt habe. Die Absicht ist kluge Berufung auf Wilhelms I. Mut, auf Bismarcks erprobte Leistung. So aber ist die Form: „Mir träumte...., daß ich auf einem schmalen Alpenpfad ritt, rechts Abgrund, links Felsen; der Pfad wurde schmaler, so daß das Pferd sich weigerte, und Umkehr und Absitzen wegen Mangel an Platz unmöglich; da schlug ich mit meiner Gerte in der linken Hand gegen die glatte Felswand und rief Gott an; die Gerte wurde unendlich lang, die Felswand stürzte wie eine Coulisse und eröffnete einen breiten Weg mit dem Blicke auf Hügel und Waldland wie in Böhmen, Preußische Truppen mit Fahnen, und in mir noch im Traume der Gedanke, wie ich das schleunig Eurer Majestät melden könnte. Dieser Traum erfüllte sich, und ich erwachte froh und gestärkt aus ihm."

Das schrieb der Sechsundsechzigjährige. Genug der Erinnerungen! Sie sollten, bekannt wie sie sind, das Bild dieser Briefe und ihres Verfassers, das Bild seines Wesens und seiner Sprache, an dieser Stelle greifbar emporrufen. Welch inneres Leben! Zugleich welche Abstimmung des Wortes, je nach dem Ohre des jeweiligen Unterredners! Der Politiker wie der Plauderer Bismarck hat sich stets dem aufs feinste angepaßt, zu dem er sprach. Aber vor allem: welch ein Dichter! Bilder, großartig und zart, die feinsten Töne, die feinsten Schattierungen, alles in unerschöpflichem Reichtum; stets, für jegliches Ding, für jegliche Stimmung, der eigentlichste Ausdruck – er suchte ihn, so haben die Ausländer bezeugt, sogar im Französischen und Englischen und fand

ihn auch dort. Ein Ausdruck von sicherster Abstufung; dabei in allem Reichtum ganz einfach. Niemand hat den Eindruck von Literatur; wohl ruht die Feinheit einer vollkommenen literarischen Bildung in Ohr und Hand dieses Briefschreibers: aber sein Empfinden und dessen Ausdruck sind nicht literarisch, und nirgends begegnet eine Spur von ästhetischer Absichtlichkeit. Wie er es früh gefordert hatte: er schreibt Briefe, ganz briefliche Briefe, und strömt in der Form, die ihm von selber kommt, die Seele der Stunde aus: er dichtet. Die Bilder gestalten sich ihm, die Worte prägen sich ihm, mühelos, ungesucht, mit unübertrefflicher Klarheit und Sicherheit, tief und klangvoll wie auf den Höhen seiner Reden. Der zarten wie der starken Stimmung, beiden gibt er sich zwanglos hin, jede gewinnt ihr eigenes Kleid, und seine schöpferische Kraft quillt immer neu. Ich habe ihn 1893 plaudern hören: klassische Sätze, wie in Erz gegossen, wie in Stein zu graben, Epigramme und Weisheiten, von knappster und stärkster Form. Aber auch sie waren ganz aus dem Augenblick geboren: er brachte sie achtlos, fast wegwerfend heraus, er sprach sie lässig, ohne eine Spur von Effekt, körperlich fast mühsam, ganz ohne Glanz, so geschliffen sie selber waren. Geist und Form gestalteten sich ihm im Gespräche aus dem ungewollten Triebe seiner Künstlerschaft heraus: so, offenbar, geschah es ihm auch im Briefe.

Auch seine Gespräche – sie reihen sich als letztes seinen übrigen Äußerungen an – besitzen wir ja in fast unübersehbarer Fülle, und Bismarck ist uns seit langem auch hierin neben die drei anderen Größten unserer neueren Geschichte getreten: Goethe, Friedrich und Luther. Auch er umfaßte plaudernd Nahes und Fernes, Alltägliches und Erhabenes, in unablässiger Produktivität, mit hinreißender Anmut und packender Größe. Gelegentlich auch da welche Worte! Er erzählte einem Geistlichen von dem einen großen Entschlusse seines Lebens, dem Friedensentschlusse mitten auf der Höhe des 66er Sieges. Er habe den Bericht von Obersten, die ihm begegneten, wonach die Cholera sich bei ihren Truppen ausbreite, als Wink genommen. Und was kann der Mensch mehr tun, als solchen Winken der Lage gehorchen? Machen lassen sich die Dinge nicht; abwarten, bis der Schritt Gottes durch die Ereignisse hallt, dann vorspringen und den Zipfel seines Mantels fassen, das ist alles, was einer vermag. Wieder ein heroisches Bild; man denkt an Dante und Michelangelo. Ich habe vorher auf Shakespeare gewiesen. Aber es ist überall Bismarck. Er stand auf den Höhen dieser Gewaltigsten. Er tat es in seinem ganzen großen Menschentume, in der Macht seiner Taten, seines Willens, seiner seelischen Gegensätze und Kräfte. Er tat es auch in der Art seiner Äußerung. Er wollte damit nichts: diese Gedichte waren ihm aus der Stimmung aufgestiegen, in Stimmung getaucht, und sie mochten Stimmung erzeugen, bei den Unterrednern, deren Wirt er war, bei den Korrespondenten, mit denen er lebte, vor allem bei ihm selbst. Aber es war die Formung eines großen Künstlers. In diesen Dingen war er es wiederum; und sie kam heraus aus einer fein, zart, empfindlich fühlenden Seele, der jeder Hauch die Wasserfläche kräuselte – einer Seele, die, bei aller festen großen Einfachheit und Männlichkeit seines Wesens, bei aller Zielbewußtheit seines praktischen Wollens, dennoch zu gleicher Zeit, an Eindrucks- und an Ausdrucksfähigkeit, die Seele eines Künstlers war. Deshalb war er ja auch so verwundbar. Wie blickt aus den Anklagen der „Gedanken und Erinnerungen" die Fülle der Narben heraus, die seine Brust trug, voll unvergessener Schmerzen, in denen er grollend, fast möchte man sagen, schwelgte. Wie hat er mit seinem Leben, seiner Aufgabe, seinen Erfolgen, seinem Herrscher, seiner Welt gehadert. Als ihm in dem erregten Winter von 1881

aus der Linken des Reichstags eine Beleidigung entgegenflog, sprang er körperlich drohend auf die Gegner los; auch im politischen Kampfe zuckte und kochte es in ihm, ein Beobachter im Parlamente nannte ihn ein Nervenbündel. Wiewohl fast alle die ganz großen schaffenden Menschen aller Zeiten, hat er, bei aller zerschmetternden Kraft, unter seiner eigenen Erregbarkeit schmerzhaft gelitten. Ich habe ihren Ursprüngen, ihrer Ausbildung an dieser Stelle nicht biographisch nachzuforschen; genug, sie war in ihm, und sie war die eine Seite seines innersten persönlichen Wesens. Die Briefe spiegeln das überall. Und doch - das muß sofort hinzugefügt werden! - war es in ihm eine Mischung von besonderer Art, und von den Künstlern, an denen wir sie besonders kennen, wich diese Künstlererregbarkeit der Bismarckischen Seele zugleich erheblich ab. Wir denken an Torquato Tasso, als das Urbild des Künstlernaturells, in des Künstlers Goethe eigenstem Künstlerdrama; oder an Anselm Feuerbachs unendlich charakteristische Briefe, in denen so viel Tasso steckt; oder an Richard Wagners schönste Briefe, die Briefe an Mathilde Wesendonck. Bei Bismarck ist die Reizbarkeit so künstlerhaft wie nur möglich; und doch ist Alles anders. Es ist mächtiger und schlichter zugleich; immer dröhnt eben doch durch alle Feinheit der Empfindung und der Nuance der eherne Schritt des Gewaltigen hindurch, der die Taten sucht. Vor allem - das behaupte und betone ich angesichts eines unlängst unternommenen, feinen und überfeinen Versuches, Bismarck novellistisch-psychologisch zu zeranalysieren, wobei das Elementare, die große Einheitlichkeit und Einfachheit der Kraft schließlich dem Nervösen, dem ruhelos Unbefriedigten gegenüber allzukurz kommt und die Beleuchtung des Ganzen sich ungewollt verrückt: vor allem, es gibt bei Bismarck keine Selbstzergliederung und keine Selbstbespiegelung, wie sie dem Künstler, wie sie Richard Wagner so naheliegt; es ist nicht derselbe Regenbogen zuckender Stimmungen, sie sind bei Bismarck menschlich einfacher, ursprünglicher; bei aller Weichheit kein Hauch von Sentimentalität und insbesondere kein Hauch empfindlicher Eitelkeit. Er ist doch noch ungleich monumentaler als selbst der größte Zeitgenosse und historische Begleiter den er besessen hat, der einzige auf geistigem Gebiete, der mit ihm - ich denke: nach ihm - für die deutsche Epoche des Menschenalters nach 1845 bezeichnend ist, als Wagner. Er will auch nichts von der Form, soviel sie ihm darreicht: er sucht sie nicht. Nur einer hält immer wieder den Vergleich mit ihm völlig aus und ruft den Vergleich immer wieder empor *): Goethe; das sind ja die zwei höchsten Gipfel, die zwei vollendetsten Gestaltungen zweier Zeitalter deutschen Menschentums, die beiden höchsten Namen für die Gesamtheit unserer neueren deutschen Welt. Auch Goethe, man weiß es, hat bis in das hohe Alter hinein mit verwundbarer Künstlerseele über den Widerstand der stumpfen Welt und die Schmerzen des Genius geklagt. Aber natürlich, er war der Humanist; er wollte Gleichgewicht und Abrundung - so oft auch der Feuerstrom auch seines Inneren die Ruhe durchbrach und zerriß. Er war in beiderlei Sinne der ganze Künstler: in der höchstgesteigerten Erregbarkeit zuerst, in dem höchstentwickelten Streben sodann, alle widerspenstigen Gefühle letzlich doch zu ordnen, auszugleichen, zu bezwingen. Bismarck hat nach dieser Harmonie niemals auch nur gestrebt. Beides war anders in ihm: jene

*) Ich darf für diese Dinge, die ich hier nur zusammenfassend anrühre, auf meine Weimarer Rede über Goethe und Bismarck (Männer und Zeiten, Bd. 2), daneben auf den Schluß meines Lebensbildes „Otto von Bismarck" (1915) und für Bismarcks Leben als Kunstwerk auf meinen Aufsatz in der Neuen Freien Presse vom 31. März 1915 verweisen.

Erregbarkeit nie so das Herrschende, wie sie es bei dem aufsteigenden Künstler sein darf und muß; aber auch der Ausgleich niemals eigentliches Bedürfnis. Er wußte instinktiv, daß die Harmonie der Seelenkräfte diejenigen Kräfte in ihm gelähmt haben würde, die er für seinen Beruf, für seinen Kampf ungehemmt und ungebrochen brauchte. Ihm blieb, über alle Empfindlichkeit der Organe hinweg, und im Gegensatze zu dem Ideale der Persönlichkeit als Kunstwerk, das Handeln, das Wollen, die Tat immer Kern und Ziel; über aller Zartheit und aller Zusammengesetztheit war er von elementarer Einheit der wollenden Kraft. Und deshalb war das Künstlerische in ihm doch immer nur etwas Mitwirkendes und niemals ein Herrschendes.

Man kann die Frage stellen – der Vergleich mit Goethe legt sie nahe – wieweit dennoch auch Bismarcks Leben zum Kunstwerke geworden sei. Ich streife die Antwort hier nur: der künstlerisch betrachtende Sinn wird in diesem Lebensgange eine starke Gliederung, einen Aufstieg, eine wundervolle doppelte Gipfelung in den sechziger und achtziger Jahren, ein Gleichmaß von empor und nieder, einen starken, dramatischen Rhythmus beobachten; Bismarcks Leben und vollends seine Persönlichkeit wird die künstlerische Anschauung auf sich ziehen und sie belohnen wie selten ein großes Menschenwesen. Bismarck gemahnt in seiner germanisch-regellosen Lebensfülle, trotz aller Vertiefung, die ihm die Jahrhunderte seit Shakespeare und der deutsche Mutterboden verliehen haben, den feineren Betrachter an Handlungen und Menschen des Shakespearischen Dramas. Aber das Werk eines Künstlers ist bei ihm weder Lebensgang noch Person: die Grundvoraussetzung, die bewußte Formung, wie sie Goethe für sich in beiden anerkannte und übte, fällt bei Bismarck aus. In diesem innersten Sinne war er kein Künstler.

Freilich, künstlerhaft war er schließlich auch in dem einen, weiteren Sinne, in dem am Ende jede große Menschenkraft künstlerisch ist, in dem, auf allen Lebensgebieten, sicherlich dem geschäftlichen, sicherlich dem militärischen, jede schöpferische Begabung mit einem starken Tropfen künstlerischen Öles gesalbt sein muß. Die Züge, die hierfür bezeichnend sind, wären der Drang zum unablässigen, unablässig neubildenden Schaffen, Hervorbringen, Gestalten; die Sicherheit, die sich das Maß für ihr Schaffen nur aus sich selber, nicht aus der überlieferten Vorschrift, nicht aus irgendeiner Regel holt, die Macht der Intuition, des Unbewußten, die Selbstverständlichkeit des eigenen Bildens; die siegreiche Souveränität also des Schaffenden gegenüber der schwerfälligen Welt, in Freiheit, Unbesorgtheit, Lässigkeit, die mutig nur sich selber anerkennt; es wäre der Drang zur organischen Lebendigkeit des Gestaltens. Und diese Schöpfereigenschaften, diese Künstlereigenschaften hatte auch er. Das Künstlerische dieser freien Kraft, die die Regeln der Konvention sprengt, als müsse es so sein, die ihre eigenen Regeln lediglich, aber nun auch tatsächlich, aus dem Wesen der Dinge, der Aufgabe und der eigenen Art, ableitet: wie gut ist dies an Bismarcks Schaffen, an dessen Ergebnissen, an seinen größten Werken nachzuweisen, an der Gestaltung der norddeutschen Bundesverfassung und der deutschen Reichsverfassung, mit ihrer Regellosigkeit, die sich doch eng und fein an die vorhandenen Kräfte anschmiegt, mit ihrem staunenswerten innerlichen Gleichmaß und Gleichgewicht, mit der Feinheit des Ineinandergreifens aller Glieder. Seine Verfassung ist gar nicht künstlerisch nach der Regel, die er vorfand, gar nicht regelrecht-symmetrisch im Sinne der romanisch-normativen Vorschrift; sie ist unter Verachtung aller Vorbilder und Vorschriften, wenn man will, naturalistisch, zuwegegebracht, in jener Art germanischen Schaffens, wie es Shakespeare und der lebendigste

Goethe geübt haben, in freischaltender Überlegenheit, begrifflich schwer erfaßbar (wenigstens mit den Begriffen, die vor Bismarck da waren), aber selbst ein Quell neuer Begriffsbildung, weil sie selber aus dem Leben des Stoffes geschöpft war, und eben deshalb das Werk eines lebenschaffenden Künstlers. Politik, so hat ja Bismarck selber gesagt, ist keine Wissenschaft, sondern eine Kunst. Das alles ist gewiß, und man kann Wort und Begriff des Künstlertums auch auf diese Arbeit zu ihrem Teile anwenden wollen. Ja, auch von Künstlerschaft der Menschenergründung und Menschenbehandlung, von Künstlerschaft der diplomatischen Strategie und Taktik hat man wohl geredet, von der Staatskunst am Ende gar im ganzen. Indessen, von den Pfaden, die ich in diesem Aufsatz zu gehen wünschte, führt das alles hinweg; es vermag allzuleicht zu bloßen Spielereien mit Worten zu führen. Ich möchte bei dem Künstlertum im eigentlichen Sinne bleiben, dem Wesen und dem Schaffen, das zur Gestaltung des, wie auch immer verstandenen, Schönen hinstrebt oder hingelangt. Der Kern dieses eigentlichen Künstlertums ist die neuschaffende, gestaltende, auch die Form gestaltende Phantasie. Von dieser Phantasie ist auch Bismarcks Werk und Arbeit, Wesen und Ausdruck durchdrungen: von einer erhabenen Phantasie, die alles Weite und Große groß sieht und eine Welt überschaut, so wie sie ist, noch mehr, so wie er sie will, mit schöpferischer Kraft; von einer plastischen Phantasie, die alle Dinge greifbar und einzeln sieht und sie doch nie vereinzelt und nie entlebendigt; von einer freien Phantasie, die stets der Korrektheit spottete, die alles neu und eigen sah und ihm selber das Recht zusprach, zu sein wie er war. Das alles war in ihm und näherte ihn der Künstlerart. Ein Zug des Impulsiven, des Triebhaften, des unbewußten Gefühles für das Richtige, der weibliche Zug von Intuition und Instinkt war in ihm, der in dem rechten Manne ist; und Anmut war in ihm, die sich im täglichen Leben vornehm und leicht darstellte, bestrickend selbstverständlich und liebenswürdig, wo er der Wirt, der Mensch sein durfte. Das alles ist aus Bismarcks Bilde, wenn man es lebendig erfassen will, unstreichbar und unwegdenkbar.

Aber – das bleibt die Summe – gebieterisch über allem blieben stets Wille und Verstand. Er war doch Staatsmann und nicht Künstler. Die Phantasie durchdrang sein Wollen, sie bildete es und diente ihm: aber seine Zwecke, natürlich, waren Willenszwecke überall, überall Kampf und Tat. Das Künstlerische war in ihm; es war in dem scharf Bewußten unbewußt, es war in dem scharf Absichtsvollen, in dem Meister des politischen Ringens, mit seiner Gewalt, seiner List und seiner furchtbaren Klugheit, absichtslos. Er wollte es nicht besitzen; er zuckte über Friedrichs des Großen absichtsvoll ästhetische Bemühung, über seinen Stolz auf seine Dichtung, der ihm nach Eitelkeit schmeckte, ein wenig die Achseln. Dennoch durchzog es auch ihn, und es gießt den Hauch seines beseelten Lichtes und seiner eingeborenen Poesie über die schwere Arbeit, über die bittere Prosa von Bismarcks immer kämpfendem Dasein aus. Zu seinem Gesamtwesen gehört auch dies: es hängt mit den staatsmännischen Fähigkeiten im Wurzelboden seiner Persönlichkeit durch feine, feste Fäden zusammen; es macht mit ihnen zusammen erst den ganzen Reichtum seines Wesens aus. Und dieser Reichtum eines großen Menschen, der das Widersprechende lebendig in sich umspannt und vereint, bedeutet in sich selber für die geschichtliche Betrachtung, für die geschichtliche Erkenntnis und den geschichtlichen Genuß, und zugleich für die Wirkung solchen Menschenbildes auf Volk und Nachwelt, auch neben der sachlichen Lehre der Taten und der sachlichen Erbschaft der Leistung und des Werkes, einen eigenen, unmeßbaren und unausschöpfbaren Wert.

Bismarck und die deutsche Idee.*)

Von Max Lenz.

"Wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts in der Welt" – so lautet ein tausenfach wiederholtes Wort in der gewaltigen Rede, worin der Schöpfer von Kaiser und Reich vor seinem letzten Reichstage wie in einem Testament die Summe seiner Politik zusammengefaßt, die Weltstellung unseres Volkes umschrieben und ihm seine Ziele gewiesen hat, und die uns heute wie ein Präludium zu dem Schlachtendonner der Gegenwart anmutet, dessen Nachhall noch die fernsten Jahrhunderte vernehmen werden. Jedoch enthält jener Satz nur die Hälfte des Gedankens, dem Bismarck vor den Vertretern der Nation Ausdruck geben wollte, und wir müssen die Worte hinzunehmen, die er unmittelbar daran knüpfte, um seinen vollen Sinn zu verstehen: "Und die Gottesfurcht" so fuhr er fort, "ist es schon, die uns den Frieden lieben und pflegen läßt."

In diesem Dreiklang, Furchtlosigkeit und Friedensliebe mit der Gottesfurcht als Grundton, aus dem es uns entgegenhallt wie aus dem Glaubensliede Martin Luthers, das heute zum Schlachtgesang der Deutschen geworden ist, liegt der Sinn und das Ziel der Macht, die Bismarck gründete. Dies ist das Recht, für das wir heute kämpfen, der Wille, den wir in diesem Kriege bewähren, und die Kraft, durch die wir uns gegen eine Welt von Feinden behaupten werden: es ist der Geist, der dem Genius unseres Volkes gemäß ist, das Band, das uns mit unsern Vätern und mit den Tiefen des deutschen Lebens verbindet: mit Ideen, welche fernab von der Welt der Waffen und der Politik, von allem, was Erwerb und Eroberung heißt, auf den reinen Höhen humaner Ideale lagen und dennoch zum Inhalt des nationalen Willens geworden sind, der in dem neuen Reiche deutscher Nation Form gewonnen hat.

Denn von dort her kamen die Männer, welche vor hundert Jahren unser Volk auf das Schlachtfeld hinausriefen, und von diesem Geist getragen erhoben zum erstenmal in unserer Geschichte Tausende von Jünglingen und Männern das Schwert für des Vaterlandes Freiheit – in jener Zeit, auf die wir heute zurückblicken wie auf das Morgenrot des Tages, unter dessen Mittagssonne wir unsere heiße Arbeit verrichten müssen. Als Fichte seine Schüler in den heiligen Krieg entließ, als er sie aufforderte, auszuziehen, um für die Freiheit zu streiten, dachte auch er noch an keine andere Freiheit als an die, deren Siege sein Zeitalter bereits geschaut, die er unter Preußens absoluter Krone, unter dem Drucke der Fremdherrschaft selbst verwirklicht sah: an die über Zeiten und Völker hinwegreichende Geistesbildung, die er lehrte; nicht zur Errettung, sondern zur Eroberung dieser Freiheit sandte er seine Jünger hinaus; ihr sollten sie Eingang in den Ländern verschaffen, die der fremde Despot in die Bahn eines öden Ehrgeizes

*) Säkularrede, gehalten in Hamburg am 1. April.

und Machtdünkels hineingezwungen hatte, damit die Segensströme echtester, allgemein menschlicher Bildung sich über die Welt ergössen und sie mit neuer Lebenskraft erfüllten.

Fichte ward selbst ein Opfer dieses Krieges; und so bleibt für uns seine heroische Gestalt auf der Scheide beider Zeitalter: als Prophet hinüberschauend nach dem festen Erdreich, auf dem wir stehen, und doch wie auf Wolken wandelnd, in die Abgrundtiefe des Gedankens den Blick gesenkt und mit der Selbstgewißheit des Willens an die Sterne rührend. Aber auch die andern, die den Wechsel der Zeiten an sich selbst erfuhren, Schleiermacher und Wilhelm von Humboldt, Schelling und Hegel, Görres und Arndt, und wer immer zu den Bildnern unserer Nation gehörte, nahmen die Ideale ihrer Jugend mit hinüber und suchten das Einst und das Jetzt in ihren Vorstellungen vom Vaterlande, von deutscher Macht und Freiheit, im Staat der Deutschen miteinander zu versöhnen. Und ihnen nach nun die Generation der Freiheitskriege selbst, deren Lehrer und Führer sie blieben, in deren Kämpfe sie verstrickt waren, mit denen sie am Aufbau der neuen Nation arbeiteten. Von den Höhen des deutschen Geistes stieg der deutsche Gedanke zu Tal, tausend Widerständen begegnend, siegreich und gehemmt, weckend und werbend, unklar zuweilen und verflachend, reinigend, befruchtend und zerstörend; fremde, radikale Ideen drängten sich hinzu, während aus dem eigenen Boden Quellen hervorbrachen, die unter dem Schutt der Zeiten lange begraben lagen, nun aber eine Lebenskraft entwickelten, stärker als alle Ideen des Jahrhunderts; Parteien und Kampf, wohin wir schauen: aber auf dem Grunde der Strömung, wie trübe sie zuweilen fließen mochten, bleiben dem tiefer dringenden Blick immer Ideale des deutschen Geistes sichtbar, welche in Gottesfurcht und Friedensliebe ihre Heimat haben.

Ein langer Weg, und ein schwerer fürwahr von jenen Zeiten der Unruhe und Verwirrung bis dahin, wo wir stehen: dem Manne aber, der unser Volk auf ihm geführt, der uns das Haus gebaut hat, für das wir heute kämpfen, die Schranken niederbrach, die uns trennten, den Willen und die Kraft in uns legte, die uns zum Schrecken unsrer Feinde machen – ihm gilt diese Feier: zu ihm wendet heute, umringt von der Lohe des Weltbrandes, unser Volk seinen Blick, vor ihm senken sich alle Fahnen, welche in Ost und West siegreich gegen die Bedränger unserer Freiheit wehen.

* * *

Zwei Generationen sind vergangen, seitdem unser Volk nach langer Irrfahrt zum erstenmal sich am Ziel wähnte; als der Sturmwind der Pariser Februarrevolution in die Stickluft des deutschen Lebens hineinfuhr und im Wirbel weniger Tage alle Regierungen dem Drucke des nationalen Willens unterwarf. Es waren aber nicht die Schlechtesten, welchen die Nation damals den Aufbau ihres neuen Reiches anvertraute. Niemals wieder hat ein deutsches Parlament eine solche Fülle von Geist und Wissen, von sittlicher Energie und rückhaltloser Hingebung an den nationalen Gedanken in sich vereinigt, wie die Reichsversammlung, die am 18. Mai 1848 in der alten Krönungsstadt am Main zusammentrat. Viele darunter noch die Schüler und Freunde jener Großen, die wir nannten, in ihren Gedanken erzogen, Mitkämpfer von 1813, und alle durchglüht von der Idee, die das Jahr der deutschen Revolution der nationalen Erinnerung auf immer unvergeßlich machen wird: dem heißen Willen, der Nation endlich den Staat zu bauen, welcher der Größe und Herrlichkeit deutscher Kultur würdig wäre.

Es war das Ziel, welches die großen Nationen im Westen und Osten längst erreicht hatten, die nun drohend die deutschen Grenzen umlagerten: dieselben, welche heute ihre

Millionen zur Vernichtung unseres Reiches vereinigt haben. Keine stärkere historische Rechtfertigung kann die deutsche Revolution haben als diese Tatsache. War es auch nicht die zwölfte, so doch sicherlich die elfte Stunde, die der Einigung der Nation gesetzt war. Daß Deutschlands Schicksalsstunde vor der Tür sei, hat auch Bismarck niemals geleugnet: den Willen in unserm Volk zur Einheit und zur Macht hat er immer anerkannt; es war die Voraussetzung, unter der er sein Werk begonnen wie vollbracht hat. Gewiß, jene Männer waren Doktrinäre, und so mag man von dem Professorenparlament und dem Debattierklub in Frankfurt reden. Aber ihren Zielen hat die Zukunft gehört, und Bismarck selbst ist der Vollstrecker ihrer Gedanken geworden; sie sind eingefügt in den Bau, den er errichtet hat. Von den ärgsten der Frankfurter Doktrinäre stammt das Wahlrecht, das er zur Grundlage seines deutschen Parlamentes gemacht hat; er war wie sie ein Verächter der Legitimität, und er hat die sozialen Gedanken, die sie mit ihrer nationalen Demokratie verknüpfen wollten, auf das neue Reich übertragen und damit ein Werk vollbracht, das heute eine der Grundlagen der ungeheuren Kraft geworden ist, die wir einer Welt von Feinden gegenüberstellen. Er war ihnen allen hierdurch verwandter als seinen eigenen reaktionären Freunden, und so ist es denn kein Wunder, daß er aus ihren Kreisen die ersten und die unbedingten Diener gewonnen hat, und daß die Verbannten jenseits des Weltmeers die Verkünder seines Ruhmes geworden sind; steht doch der Nachkomme eines dieser Demagogen an der Spitze des deutschen Nationalbundes, der dort für uns den Kampf gegen die Yankees führt.

Nicht an diesem Ort haben wir die Irrealität der Frankfurter Pläne zu suchen, sondern in der Nichtachtung des historischen Rechtes, welches ihre Anhänger den in dem deutschen Boden festgewurzelten Gewalten gegenüber bewiesen. Sie wähnten, daß die deutschen Kronen, daß alle territorialen Gewalten, welche das alte Reich überdauert hatten, der nationalen Idee sich rückhaltlos unterwerfen würden und müßten, sowie sie selbst sich von den Schranken, die sie daheim umgaben, gelöst und der Idee von dem neuen Reiche ergeben hatten. Aber sie vergaßen, daß sie damit an Lebenskreise rührten, die viel tiefer reichten als ihre Gedanken von nationaler Einheit und parlamentarischen Rechten. Denn Deutschland war kein Italien. Hier gab es keine auf der Nation lastende Fremdherrschaft, keine Bourbonenhöfe und keinen römischen Priesterstaat: bis auf die Höhe mittelalterlicher Kaiserherrlichkeit, ja bis in die Anfänge des deutschen Staates zurück reichten die Wurzeln der deutschen Fürstenhäuser, und gemeinsam erlebte Geschicke hatten zwischen ihnen und ihren Landschaften die Gefühle enger Zusammengehörigkeit entwickelt. Seit drei Jahrhunderten hatte sich, wie das politische, so auch das geistige Leben der Nation in den Territorien gesammelt und geschieden; und wenn seit zwei Generationen diese Fluten begonnen hatten, sich zu vermischen, so waren dennoch die trennenden Linien überall sichtbar geblieben. In ihrer jetzigen Gestalt waren diese Staaten durchweg junge Schöpfungen; ihre Regenten hatten ihre Kronen und Herzogshüte zumeist von Napoleons Gnaden: aber jener Prozeß des Zusammenwachsens war dadurch nirgends aufgehalten worden, viel eher beschleunigt, sowie er auch heute noch unablässig sich fortsetzt.

Hier ist der Platz, auf dem wir Bismarck suchen müssen. Dies ist der Boden, auf dem er im Sturmjahr der Revolution stand, und von dem aus er in jugendlichem Trotz sich der andrängenden Woge in den Weg warf. Sein Vaterland, das „Vaterhaus", zu dem er sich bekannte, war Preußen, er hat es niemals verlassen. Noch stand er auf der Zinne der Partei, die keinen größeren Heißsporn besaß als ihn: aber doch nur

darum, weil er der Mann des Staates war, der Erbe eines Hauses, dessen Söhne in allen Kriegen dieser Krone geblutet, ihren Trägern gedient, wohl auch getrotzt hatten, aber im Glück und Unglück mit ihrem Lande verwachsen gewesen waren: der Genius Friedrichs des Großen war in dem jugendlichen Helden lebendig geworden.

Daß Deutschland einig werden müsse, war ihm das Selbstverständliche. Wie er es von der Tribüne der preußischen Nationalversammlung in die Debatte über die Reichsverfassung hineinwarf: „Die deutsche Einheit will jedermann, den man danach fragt" – „aber," so rief er aus, „mit dieser Verfassung will ich sie nicht!" In seinen Reden und Briefen blitzten bereits Gedanken auf, welche die Wege seiner Zukunft beleuchteten. Aber als das Nächste galt ihm, die Stellung der preußischen Krone in der Brandung zu behaupten. Preußens Ehre, Preußens Kraft, Preußens Großmachtsstellung war seine Losung, Preußen und immer Preußen das Wort, in dem sich die Summe seiner Politik zusammenfaßte. So war das Programm beschaffen, mit dem der Sechsunddreißigjährige am 10. Mai 1851 als Gesandter seines Königs seinen Einzug in die Stadt des Deutschen Bundes hält.

Während er aber in Frankfurt den Boden studierte, auf den ihn das „Rad des Lebens", das ihn so plötzlich erfaßt, hinausgeworfen hatte, Rivalen und Gegner und die wenigen Freunde mit souveränem Blick umfaßte, in dem Wirrwarr der Intrigen jeder Lage gewachsen und sie bis auf den Grund durchschauend und benutzend, rauschte die nationale Woge, kaum zurückgeschlagen, schon wieder mit neuer Kraft daher. Denn immer drohender hingen die Wolken über dem deutschen Horizonte: der Bund der drei Ostmächte seit der Revolution vermorscht und durch den Krimkrieg vollends zersprengt; Frankreichs Kraft unter dem neuen Bonaparte gegen den Rhein und die Alpen gewandt; Rußland, soeben von Frankreich geschlagen, dennoch bereit, ihm über Preußen hinweg die Hand zu reichen; und England als Asyl für alle Verbannten seinem „Gewerbe" ergeben, Revolutionen auf dem Festlande anzuzetteln. Ein paar Jahre noch, und das Ungewitter der Tiefe brach los; von Napoleon geschürt und geleitet, Krieg und Revolution zugleich, überglühte es ganz Italien von den Alpen bis zu der Südküste Siziliens. Und während diese Nation ihren Staat im Sturm gewann, fiel in Deutschland die gleiche Bewegung, kaum entfacht, abermals in sich zusammen und verstrickte sich der Herrscher, auf den die Patrioten alle ihre Hoffnungen gesetzt, mit seinem Landtag im Kampf um die Macht in einen Hader, aus dem schließlich weder er noch eine der Parteien einen Ausweg fanden.

In diesem Moment hat Bismarck das Steuer seines Staates ergriffen. Sein König hatte ihn gerufen, damit er ihm gegen die inneren Feinde helfe. Er aber lenkte, kaum daß er im Amte war, den Kurs gerade auf den Feind zu, gegen den er schon in Frankfurt auf der Wacht gestanden.

In vier Jahren war er am Ziel. Der Kampf um die Macht, um die Macht über Deutschland war entschieden. Der Scheitelpunkt seiner Bahn war erreicht. Augenblicks wandte er jetzt sein Antlitz dem Pol zu, von dem er sich immer noch abgekehrt hatte, der Idee, als deren Verächter er bisher gegolten hatte: dem Aufbau des deutschen Staates.

Und alsobald veränderten sich alle Linien seiner Politik. Sieben Jahre zuvor, damals als er bei den Parteien als der Verräter, als Dienstknecht des Höllensohnes Bonaparte verschrien war, hatte er zu einem Freunde gemeint, daß, wenn er von einem Teufel besessen sei, es kein gallischer, sondern ein teutonischer sein müsse. Jetzt sollte er dessen Kraft an sich erfahren. Aus der Tiefe her hielt derselbe ihn fest. Seine innere wie seine äußere Politik erhielt von diesem Geist fortan die Richtung. Er gewann durch ihn un-

erhörte Kräfte, so oft er ihn anrief, und mußte sich fast hüten, den überstarken zu zitieren; nur mit Mühe konnte er, schon ein halbes Jahr nach der Niederwerfung Österreichs, in der Luxemburger Frage den Strom dieser Kräfte abdämmen; aber er benutzte alsbald die Glut, die sie entfacht, um mit den letzten Hammerschlägen die Verfassung des Norddeutschen Bundes fertig zu schmieden, die dann die Grundlage des neuen Reiches geworden ist. Er selbst entzündete dies Feuer, als er im Juli 1870 die Nation gegen Frankreich entflammen wollte, und es ist nicht auszudenken, welche Kräfte dadurch gelöst wurden; nur so konnten damals, wie wiederum heute, unsere Feinde zu Boden gestreckt werden.

Aber die nationale Idee hat den Starken auch in Wege hineingezwungen, die er lieber vermieden hätte. Sie nötigte ihn im Juli 1866 dazu, der Opposition die Hand zu reichen und brachte ihn, von dem Gesuch um Indemnität an bis hin zum Frieden von Wien, in immer neue aufreibende Kämpfe mit seinem königlichen Herrn. Sie führte den Bruch mit seiner eigenen Partei herbei und unterwarf ihn Forderungen der Liberalen, die er sonst nie bewilligt hätte. Und vor allem, sie übte von seiten der auswärtigen Politik einen Druck auf ihn aus, den er in den alten Zeiten niemals gefühlt hatte. Nun zeigte es sich, daß die Angst, welche die Patrioten immer vor dem Zaren und dem französischen Caesar gehabt hatten, nicht grundlos gewesen war. Waren die europäischen Krisen vordem das rechte Wetter für Bismarcks Politik gewesen, so mußte er, nachdem es ihm noch einmal gelungen war, den ältesten und gefährlichsten aller Gegner Deutschlands, Frankreich, zu isolieren und niederzuwerfen, fortan alles daran setzen, um solche Stürme zu vermeiden. Bis ans Ende seiner Herrschaft hat nun dieser Gedanke seine Politik beherrscht; alle Bündnisse, die er schloß, alle Verhandlungen, die er führte, dienten dem Zweck, den Frieden, den er der Nation erobert, nach außen zu behaupten. Ein wahrhaft göttliches Geschick, das uns die Todfeinde in die Flanken setzte, damit der Geist, der in den Jahrhunderten der Ohnmacht und der Sehnsucht in uns erwachsen war, in dem Frieden, den die Macht verbürgt, weiter blühen könne. Es ist das Ziel, das uns auch in dem neuen Kriege gestellt ist, und durch nichts kann besser bewährt werden, daß es Bismarcks Werk ist, welches wir durch ihn schirmen.

Aber wir begreifen es nun, daß die Last, die jedes Jahr drückender wurde, auch seine gewaltige Kraft zu zermürben drohte, und daß finstere Gedanken, dunklere Schatten sich auf seine Seele senkten, Stimmungen der Schwermut und Resignation ihn überkamen. Dies sind die Jahre, in denen er davon sprach, daß auch der Staatsmann nichts weiter sei als ein Geschöpf der Verhältnisse, und wo er über diejenigen lachen konnte, die ihm überhaupt eine besondere Macht zuschrieben, indem sie Gewalt und Willkür verwechselten. Es war das prometheische Los, das ihm schon Freund Roon vorhergesagt hatte, und das noch alle Gewaltigen auf Erden getroffen hat.

Dennoch blieb er bis ans Ende der Kämpfer, und hat sich sein Werk in seinen Grundlagen voll behauptet. Ein kunstvoll geeinigtes Chaos, so hatte der Erbe des preußischen Thrones, für den er die Kaiserkrone geschmiedet, die Verfassung bezeichnet, welche Bismarck dem Reiche gab: es ist die gleiche, die uns heute den ungeheuren Kampf durchhalten läßt. Alle Maße waren richtig berechnet, auch solche, an denen er selbst gezweifelt hat; ja gerade diese bewähren heute ihre Stärke: um keine Linie ist der Bau aus seinen Fugen gewichen. Die Grundkräfte des deutschen Lebens sind darin zu voller Harmonie vereinigt: die nationale Idee, die Idee des Jahrhunderts der Revolutionen, ist darin verschmolzen mit den Kräften, die in den alten Zeiten gebildet waren und das zerfallende Reich wie

die Kämpfe um die Einigung selbst überdauert haben. Denn alles, was Macht war, erkannte Bismarck an und schonte es, sobald es sich seinem Staatsgedanken unterwarf. Darum ward der freiwillige Zusammenschluß das Grundgesetz des neuen Bundes, dem er den alten Namen des Reiches zurückgab. Den Staaten, die es bilden, überließ er die Pflege des kulturellen Lebens, das sie in ihren Bereichen eigentümlich entwickelt hatten, alles, was lokales Interesse besitzt, das eigentlich Heimatliche. Was aber die Macht verlangt, die uns die Güter der Kultur erst sichert, dem Genius der Nation freie Entfaltung gewährt, was ihr die Möglichkeit bietet, frei zu atmen in der Welt, das hat er in den gemeinsamen Organen des Rechts, der Wirtschaft und des Krieges zusammengefaßt.

* * *

Nur wenn wir den Schöpfer von Kaiser und Reich seinem Werke selbst gegenüberstellen, wird uns seine titanische Gestalt in allen ihren Zügen sichtbar, wird uns seine Entwickelung selbst verständlich: die Einheitlichkeit und Geschlossenheit seiner Politik, die wie ein von einem Gedanken beherrschtes System sich vor uns ausbreitet, wie ein planmäßig in allen seinen Teilen wohlberechnetes Kunstwerk sich darstellt; die Beharrlichkeit und die Vorsicht; die Geduld auch, mit der er seine Pläne verfolgte, und der Trotz, die Unerbittlichkeit, mit der er sie durchführte; auch wohl die Ungeduld, die ihn oft übermannte, der Herrscherwille, der seiner Herrscherkraft entsprach, die Glut der Leidenschaft, ohne die er niemals seine Ziele erreicht hätte; das Nibelungenhafte seiner Natur, das ihn, der im Glanz der Morgensonne seines Lebens wie Jung Siegfried ausgezogen war, gegen das Ende seiner Tage den altgewordenen Helden unserer Sage gleichen ließ, an den grimmen Hildebrand, an Hagens Zornmut und den Feueratem des starken und getreuen Dietrich von Bern uns erinnern könnte: das Dämonische mit einem Wort, das ihm wie allen Baumeistern der historischen Welt, die immer zugleich Zerstörer waren und Schöpfer, zueigen war. So wie es uns seine Bilder offenbaren, von den weichen Formen der Jugendzeit an bis zu den von tragischer Schwere umwitterten Zügen seiner Altersgestalt mit dem dunklen Glühen seiner Augen: Züge, die der Meister des Hamburger Denkmals fast ins Überirdische, zu finsterer Majestät erhöht hat.

Es ist alles so gekommen, wie er es in jener erhabenen Rede vorausgesagt hat: die Regierungen, deren Politik er mit rückhaltloser Offenheit darin kennzeichnete, haben ihre Gedanken offenbar gemacht, alle ihre Kräfte gegen uns vereinigt. Aber auch sein Prophetenwort, daß, wenn es um unsere Ehre, unsere Freiheit gehen sollte, das ganze Deutschland von der Memel bis zum Bodensee wie eine Pulvermine aufbrennen würde, ist Wahrheit geworden. Es ist, als ob der steinerne Riese auf der Kuppe des Hamburger Stadtwalles von seinem Postament herabgestiegen wäre und sich zu seinen Deutschen im Felde gesellt hätte. In Wahrheit, Bismarcks gewaltiger Schatten zieht mit in unseren Heeren. Sein Schwert ist es, dessen Schläge draußen so furchtbar widerhallen; und wohin seine Flammenblitze fahren, dringt Verderben unter die Feinde des deutschen Namens: als kämpfe St. Michael selber in unseren Reihen. Denn der Geist unserer Väter ist in uns lebendig geblieben, die Vaterlandsliebe ist zum Gemeingut der ganzen deutschen Nation geworden, und jeder Wehrmann hegt, so wie er es damals verkündigt hat, den festen Glauben im Herzen: Gott wird mit uns sein.

Worte Bismarcks.

„Die Frankfurter Krone mag sehr glänzend sein, aber das Gold, welches dem Glanze Wahrheit verleiht, soll erst durch das Einschmelzen der preußischen Krone gewonnen werden, und ich habe kein Vertrauen, daß der Umguß mit der Form dieser Verfassung gelingen werde." (In der 2. preuß. Kammer, 21. April 1849.)

*

„Ich habe mich nie geschämt, ein Preuße zu sein, und besonders wenn ich aus fremden Ländern heimgekehrt bin, so habe ich mich immer recht stolz und wohl gefühlt, daß ich ein Preuße war." (Ebenda, 24. September 1849.)

*

„Dieses einfältige Federvieh der deutschen Presse merkt gar nicht, daß es gegen das bessere Teil seiner eigenen Bestrebungen arbeitet, wenn es mich angreift. –"

(Aus einem Briefe vom 22. August 1860; Adressat unbekannt.)

*

„Ich bin stolz darauf, eine preußische Sprache zu reden, und Sie werden dieselbe noch oft von mir hören." (Im preuß. Abgeordnetenhaus, 28. Januar 1863.)

*

„Die Reichsministerien würden im Durchschnitt nur sein, wie jene hochverehrten ostasiatischen Persönlichkeiten, die ein großes Ansehen äußerlich haben, äußerlich, aber keine Machtvollkommenheit; der Taikun würde immer in den Partikular-Staaten stecken .... Schneiden Sie mir die preußische Wurzel ab, und machen Sie mich allein zum Reichsminister, so glaube ich, bin ich eben so einflußlos, wie ein anderer." –

(Im Reichstage, 10. März 1877.)

*

„Ich traue unserer Verfassung eine Bildungsfähigkeit zu gerade auf ähnlichem Wege wie die englische Verfassung sich gebildet hat, nicht durch theoretische Aufstellung eines Ideals, auf das man ohne Rücksicht auf die Hindernisse, die im Wege stehen, losstrebt, sondern durch organische Entwickelung des Bestehenden, indem man die Richtung nach vorwärts beibehält, in dieser Richtung jeden Schritt tut, der sich im Augenblick als möglich und unschädlich zeigt, so daß keine größeren Gefahren damit verbunden sind."

(Im Reichstage, 13. März 1877.)

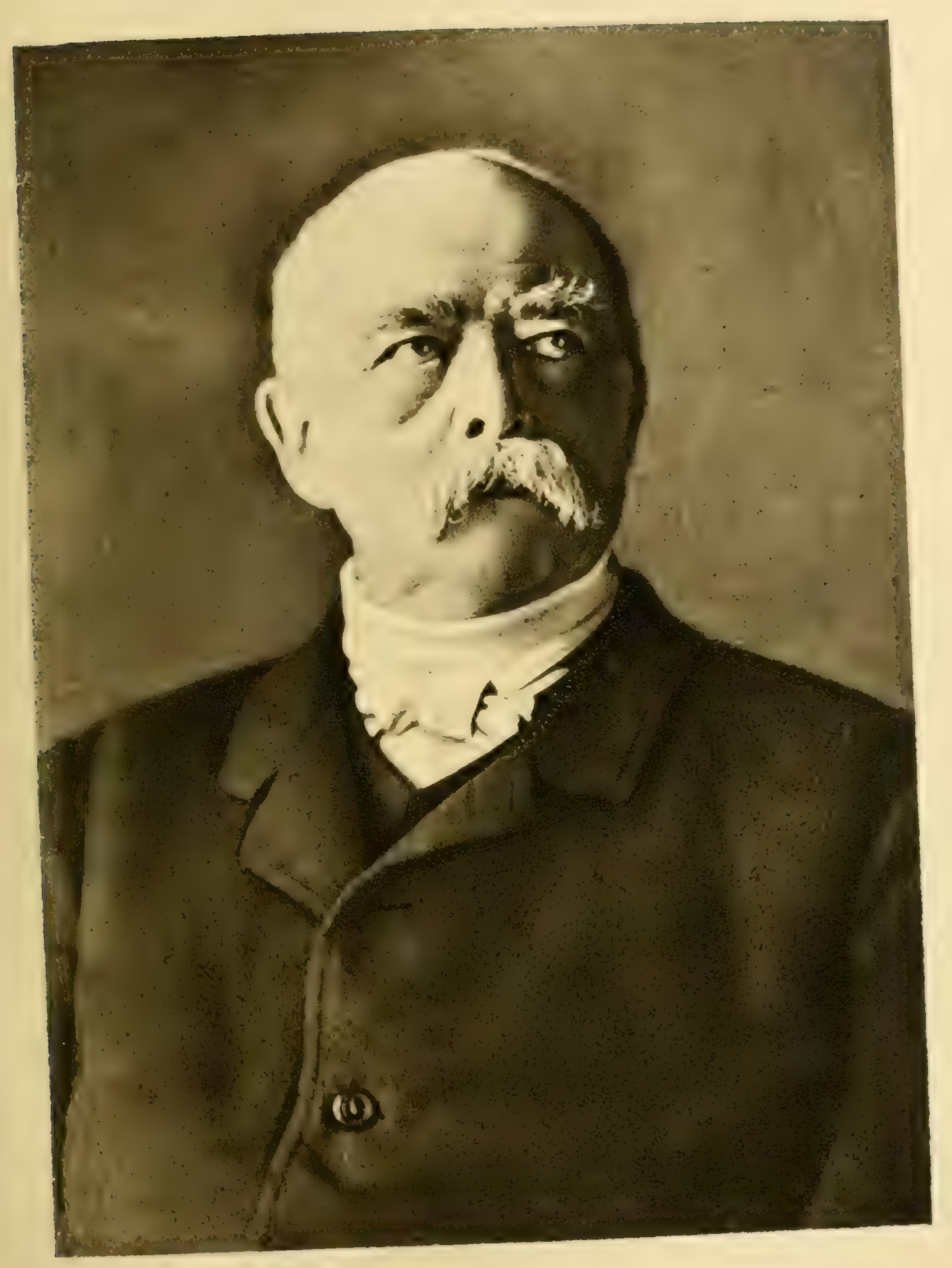
*

„Nur für den Schutz unserer Unabhängigkeit nach außen, unserer Einigkeit unter uns und für diejenigen Interessen, die so klar sind, daß, wenn wir für sie eintreten, nicht bloß das einstimmige notwendige Votum des Bundesrates, sondern auch die volle Überzeugung, die volle Begeisterung der deutschen Nation uns trägt, nur einen solchen Krieg bin ich bereit, dem Kaiser anzuraten." (Im Reichstage, 19. Februar 1878.)

*

„Niemand weiß genauer als Se. Majestät der König, daß er nicht nur keinen treueren, sondern auch keinen unabhängigeren Diener haben kann als mich, nicht bloß in meiner Eigenschaft als Beamter, Staats- und Reichsbeamter, sondern auch von meiner Geburt ab in meiner Eigenschaft als kurbrandenburgischer Vasall und obendrein Altmärker, als Mitglied einer Familie, die dem regierenden Hause so lange treu gedient hat, als wir überhaupt das Glück haben, dasselbe als Landesherrschaft zu besitzen."

(Im Reichstage, 21. Februar 1881.)



Kupfertiefdruck von Broschek & Co., Hamburg

Bismarck im Jahre 1883

Nach einer Photographie von J. Pilartz, Hofphotograph, Kissingen





Bismarck und die Reichsgründung.

Von Erich Brandenburg.

Seit langer Zeit hat sich das deutsche Volk darauf vorbereitet, den hundertsten Gedenktag der Geburt seines größten Staatsmannes würdig zu begehen. Aber wir gedachten ihn in anderer Stimmung zu feiern, als wir es in dieser großen und schweren Kriegszeit tun. Fühlten wir uns doch als Erben eines wohlgesicherten Besitzes! Und so sehr es die meisten von uns drängen mochte, dem Manne, dem wir ihn in erster Linie zu verdanken haben, unsere Huldigung darzubringen, so würde doch auch manche Stimme berechtigter wie unberechtigter Kritik sich in den Chor der Feiernden gemischt haben. Wir hätten die Frage hören können, ob denn wirklich alles gut sei, was von bismarckschem Geist in unserem heutigen Staatsleben noch nachwirkt, ob sein Werk nicht in vielen Beziehungen der Verbesserung bedürfe, ja ob nicht die Zeit gekommen sei, manchen Weg, den er gewiesen, ganz zu verlassen.

In der Gegenwart, wo wir noch einmal genötigt sind, um alles das zu kämpfen, was wir schon so sicher zu besitzen geglaubt hatten, muß jede Kritik verstummen vor dem einen tiefen Gefühl der Dankbarkeit gegen den politischen Genius, der unser Reich geschaffen hat. Denn das kann auch der Blindeste und Verblendetste deutlich mit Händen greifen, daß wir längst zerdrückt wären von der Eifersucht und dem Haß unserer Feinde im Osten und Westen, wenn wir noch länger in der alten Zersplitterung geblieben wären, aus der er uns erlöst hat. Es gäbe kein deutsches Volk von so inniger Geschlossenheit, so gewaltiger Organisation, so unerschütterlicher Wirtschaftskraft, wenn wir das Deutsche Reich nicht hätten. Und es gäbe kein Deutsches Reich ohne Bismarck.

Aber hat er denn das Reich wirklich geschaffen? Können überhaupt einzelne Männer Reiche gründen? Ist es nicht unbestreitbar, daß der Drang zur Einheit eine lebendige, das ganze Volk beseelende Macht geworden war, schon bevor er die Leitung übernahm? Und hätte die Gewalt der nationalen Bewegung nicht auch dann zum ersehnten Ziele führen müssen, wenn Bismarck nicht gekommen wäre?

Gewiß kann auch der größte Staatsmann ein neues Staatswesen nur dann ins Leben rufen, wenn die langsame und stetige Arbeit von Generationen ihm vorgearbeitet hat. Man kann die Früchte erst ernten, wenn sie reif sind, aber man kann sie auch verfaulen lassen, obwohl sie reif sind. Und man kann das Reifen befördern oder ver=

zögern, kann die werdende Frucht pflegen und schützen oder verkommen lassen in Regen und Wind. Wie der Landmann der Natur gehorchen und sie doch beherrschen muß, wenn er seinen Beruf verstehen will, so muß auch der Staatsmann die Kräfte kennen, die in der Tiefe seines Volkes und seiner Zeit lebendig sind, und muß ihnen Rechnung tragen, sie aber gleichzeitig leiten und sich nicht dem blinden Walten des Zufalls überlassen.

Gewiß waren vor Bismarck und ohne Bismarck schon mächtige Wandlungen in unserem Volke vor sich gegangen, die in die Richtung der Einheit wiesen. Mit immer steigender Kraft hatte sich seit der Not der Franzosenzeit im Anfang des 19. Jahrhunderts, seit der harten Leidensprobe, die Napoleons rücksichtsloser Despotenwille über Deutschland verhängte, ein starkes Nationalbewußtsein entwickelt. Die Gebildeten hatten sich allmählich befreit von der Herrschaft der weltbürgerlichen Ideen des 18. Jahrhunderts, und auch die Masse des Volkes hatte erkennen gelernt, was eine Fremdherrschaft bedeutet, und was die nationale Unabhängigkeit für jeden Volksgenossen wert ist. Schon einmal waren die nationalen Wünsche ihrem Ziele scheinbar ganz nahe gewesen, damals, als im Sturmjahr 1848 das deutsche Parlament in der Paulskirche zu Frankfurt zusammentrat und es unternahm, als Ausdruck des Volkswillens den widerstrebenden Einzelstaaten eine Gesamtverfassung für das ganze Deutschland vorzuschreiben. Mit dem Aufgebot seiner besten Kräfte hatte das deutsche Volk diese Verfassung geschaffen. Sie konnte zwar nicht zu praktischer Wirkung gelangen, weil die Lebenskraft der Einzelstaaten stärker war, als die Männer von Frankfurt geglaubt hatten; aber als ein Programm der Zukunft blieb sie in vielen Herzen und Köpfen lebendig. Erst indem man sie schuf, versetzte man die nationalen Bestrebungen aus dem Reiche schöner Träume und frommer Wünsche in das Gebiet des praktisch Erreichbaren; die Verfassung zeigte, daß und wie die deutsche Einheit möglich sei.

Ja noch mehr! Die Verhandlungen des Frankfurter Parlaments hatten aufs deutlichste bewiesen, daß eine einheitliche Zentralgewalt für Deutschland unmöglich sei, wenn Österreich und Preußen ganz oder mit Teilen ihres Gebietes zugleich dem Reiche angehörten. Die politisch einsichtigen und belehrbaren Elemente hatten sich zu der Erkenntnis durchgearbeitet, daß die Einheit nur geschaffen werden könne auf kleindeutscher Grundlage unter Preußens Führung und unter Ausschluß Österreichs. Sie hatten auch eingesehen, daß ein lebensfähiges Reich über den in der ganzen deutschen Geschichte wurzelnden Einzelstaaten nur bestehen könne, wenn es die Selbständigkeit und Eigenart dieser Staaten so weit schone, wie es mit der notwendigen Einheitlichkeit der Gesamtleitung irgend verträglich sei. Ja, schon 1848 wußten die Fortgeschrittensten, daß es notwendig sei, die Rechte der Einzelstaaten abzustufen nach ihrer Macht, daß man Bayern anders behandeln müsse als Lippe-Schaumburg oder Reuß-Greiz. Und weitgehende Übereinstimmung bestand darüber, daß dem Gesamtreiche nur die Vertretung nach außen in Krieg und Frieden, sowie eine leitende und überwachende Tätigkeit auf den wichtigsten Gebieten des inneren Staatslebens zufallen könne, während die Regelung aller Angelegenheiten, deren Gleichmäßigkeit kein höheres Interesse dringend verlangt, den Einzelstaaten verbleiben müsse. Über die genaue Festlegung der Grenzlinie zwischen Reich und Einzelstaaten stritt man noch, über die allgemeine Richtung ihres Verlaufs waren die Vorkämpfer des kleindeutschen Gedankens im allgemeinen einig.

Die Idee eines kleindeutschen Bundesstaates, der möglichst selbständige Einzelglieder mit abgestuften Rechten nach außen hin fest zusammenschließen sollte, ohne das eigene innere Leben der Gliedstaaten zu ertöten, war also bereits vorhanden, als Bismarck in das politische Leben eintrat und sich ein politisches Glaubensbekenntnis zu bilden begann. Soviel er auch an den älteren Plänen hat ändern müssen, bevor er ihnen greifbare Gestalt und praktische Wirksamkeit geben konnte, den Grundgedanken unserer Reichsverfassung hat er nicht allein und nicht zuerst gedacht; er hat ihn mit so vielen anderen übernommen von der vorangegangenen Generation, die ihn freilich nur zu denken, nicht zu verwirklichen vermocht hatte.

Und nicht einmal die Verwirklichung dieses Gedankens war ausschließlich sein Werk. Hatte er doch einen König über sich, dessen Befehlen er gehorchen mußte, und in dessen Händen die oberste Leitung der Politik des Staates lag. Und waren doch die Kräfte, deren er bedurfte, um die mächtigen Widerstände auf seinem Wege zu brechen, unabhängig von ihm entstanden und seiner Verfügung nur zum Teil und unter schwerwiegenden Vorbehalten unterworfen. Er hatte weder dem preußischen Staat und Beamtentum noch dem preußischen Heere seine Eigenart und Leistungsfähigkeit gegeben; er fand sie als fertige und selbstbewußte Machtfaktoren vor, deren Beschaffenheit er Rechnung tragen mußte, wenn er sich ihrer bedienen wollte. Er vermochte das Heer nicht selbst zu führen, ja es nicht einmal selbst in Bewegung zu setzen. Ohne das Einverständnis seines Königs und ohne die Hilfe jener Mächte, über die nur der Monarch verfügen konnte, wäre er machtlos gewesen.

Dies alles ist wahr; und doch war die Reichsgründung Bismarcks Tat. Nur wer die Dinge obenhin streift, mag sich durch solche Wahrnehmungen zu der Meinung verführen lassen, daß die Einheitsbewegung auch ohne Bismarck ein Reich geschaffen haben würde, das vielleicht nicht in jeder Einzelheit, aber doch im großen und ganzen ebenso ausgesehen hätte, wie das heutige Deutschland. Jede nähere Betrachtung aber zeigt, wie falsch eine solche Vorstellung ist.

Gewiß, die nationale Strömung war vorhanden. Aber sie hatte noch nicht das ganze Volk ergriffen und war keineswegs von so einheitlicher Wucht, daß sie aus sich selbst heraus über alle Widerstände hinweg ihr Ziel hätte erreichen können. Das Nationalbewußtsein des Gebildeten sah ganz anders aus als das des Mannes aus dem Volke; und wenn auch einzelnen bereits ein erreichbares Ziel vor Augen stand, so jagte doch die Mehrzahl noch unerfüllbaren Träumen nach oder lebte in beschränkter Gleichgültigkeit dahin.

Schon im Jahre 1848 hatte es sich gezeigt, daß die nationalen Wünsche der oberen Schichten von den unteren Volksklassen nicht in vollem Umfang geteilt wurden. Gewiß waren alle darin einig, daß die Unabhängigkeit Deutschlands vom Ausland gesichert werden müsse. Aber bei der großen Masse des Volkes gewann dies Empfinden nur in Augenblicken der Bedrohung von außen her die Gestalt bestimmter Forderungen. Dann verlangten alle ohne Unterschied, daß Deutschlands Fürsten zusammenstehen müßten gegen fremde Gewalt; in den Freiheitskriegen war der nationale Gedanke in dieser seiner elementarsten und gemeinverständlichsten Form hervorgebrochen. Aber wozu brauchte man in friedlichen Zeiten, wenn keine Gefahr von außen drohte, andere Einrichtungen, als die Väter sie besessen hatten? Der Mann aus dem Volke hing an seinem engeren Vaterland, an seinem angestammten Herrscherhause, er glaubte, daß der gute Wille der

Fürsten genüge, um Deutschlands Unabhängigkeit zu wahren; die Forderung einer einheitlichen Zentralgewalt, gemeinsamer Einrichtungen auf den Gebieten des Rechtes und der Verwaltung erschien ihm überflüssig, ja bedrohlich für die Eigenart der einzelnen Stämme. Auch 1848 sind die Massen mehr durch wirtschaftliche und soziale Nöte und Forderungen, als durch nationale Wünsche zur Erhebung getrieben worden und haben den Vorkämpfern des Einheitsgedankens den Rücken gewandt, als sie sahen, daß sie in dieser Beziehung von ihnen nicht mehr zu erwarten hatten, als von den alten politischen Gewalten. Ähnlich empfanden auch die Konservativen und das einzelstaatliche Beamtentum; beide Schichten sahen in der Schwächung der Einzelstaaten zugleich eine Beeinträchtigung ihrer historisch überkommenen Vorzugsstellung.

Die Wortführer des nationalen Gedankens waren zweifellos die Weiterblickenden. Sie erkannten, daß nur die Existenz gesicherter und fest eingewurzelter gemeinsamer Staatseinrichtungen und einer einheitlichen politischen Leitung Garantien für Deutschlands Zusammenstehen in der Stunde der Gefahr bieten könne. Aber sie waren eine verhältnismäßig kleine Minderheit. Sie verfügten weder über eine fest geschlossene Organisation, noch besaßen sie einen festen Rückhalt in den Massen. Gegenüber der erbitterten Gegnerschaft der einzelstaatlichen Regierungen und der zähen Widerstandskraft des Bestehenden vermochten sie trotz aller Anstrengungen wenig durchzusetzen. Auch waren sie unter sich wieder gespalten durch die Fragen der inneren Politik, durch die Gegensätze demokratischer, liberaler und konservativer Tendenzen, durch das gegenseitige Mißtrauen der beiden großen Konfessionen, durch die Frage nach den Mitteln zur Verwirklichung ihrer Ziele.

Es war also wenig Aussicht vorhanden, daß sie aus eigener Kraft die Einheit würden schaffen können, namentlich nachdem der erst siegreiche Anlauf im Frühsommer 1848 gescheitert war, und die auf den Mißerfolg notwendig folgende Enttäuschung viele ihrer Mitkämpfer gelähmt und die Reihen ihrer Anhänger stark gelichtet hatte.

Die nationale Bewegung war also keineswegs so stark und unwiderstehlich, daß man die Einigung als ihr selbstverständliches und notwendiges Erzeugnis betrachten könnte. Nicht im Bunde mit ihren Anhängern hat Bismarck sein Werk begonnen, sondern im Kampfe mit ihnen, gestützt auf ganz andere Kräfte. Gerade die Vorgänge von 1848 hatten ihn in der Überzeugung nur bestärken können, daß auf den damals betretenen Wegen das Ziel nicht zu erreichen sei. Die Schöpfung eines Österreich einschließenden und von ihm in stärkerem oder geringerem Maße beherrschten Großdeutschland schien am Widerstande Preußens scheitern zu müssen, die Gründung eines kleindeutschen Reiches unter Preußens Führung im Gegensatz zu Österreich und den weiten Kreisen in Süddeutschland, die zu ihm hielten, schien ebenso unerreichbar. Und soviel fruchtbare Gedanken und Pläne das Revolutionsjahr auch hervorgebracht hatte, so hatte es doch keineswegs ein Programm hinterlassen, dessen Ausführung ohne weiteres möglich gewesen wäre. Vielmehr galt es, aus der Fülle der einander widersprechenden Ideen erst das Lebensfähige und Brauchbare auszusondern. Der Grundgedanke und manche wichtige Einzelzüge des späteren bismarckschen Werkes waren in mehr oder minder scharfer Ausprägung schon bei kleineren Gruppen von Politikern vorhanden; aber das Ganze war als Einheit vor ihm noch nicht da. Die brauchbaren Skizzen und Bausteine lagen vergraben unter dem Schutt widerspruchsvoller und unklarer Phantasien; es galt, sie aus diesem Wust heraus klaren Blickes zu entdecken und in der Praxis zu verwerten.

Bismarck hat das getan, im wesentlichen gestützt auf die Machtmittel des preußischen Staates. Das war seine erste und grundlegende Erkenntnis, die ihn von den alten Achtundvierzigern schied und sein ganzes Wirken erst ermöglichte, daß ein einiges Deutschland nur durch Preußen geschaffen werden könne, nie gegen Preußen. Er wußte, das man das alte Preußen in seinen wesentlichen Grundzügen bestehen lassen und im neuen Deutschland zur Geltung bringen müsse, wenn man seine Hilfe bei dem Einigungswerke haben wolle. Diese war trotz solcher Zugeständnisse schwer genug zu gewinnen. Aber darin lag eben das Große seiner Leistung, daß es ihm gelang, das widerstrebende Altpreußentum, den preußischen Herrscher an der Spitze, zur Mitarbeit am Werke der Reichsgründung zu gewinnen. An dieser Aufgabe waren ja die deutsch gesinnten Staatsmänner, die zeitweise in der Revolutionszeit an der Spitze der preußischen Regierung gestanden hatten, gescheitert. Die altpreußischen partikularistischen Mächte hatten über Camphausen und Radowitz den Sieg davongetragen; Bismarck aber gelang es, sie dem deutschen Gedanken dienstbar zu machen. Er vermochte das gewiß nur deshalb, weil er ihnen innerlich weit näher stand als der rheinische Kaufmann und der katholische Ausländer. Aber auch er mußte seine ganze Geistes- und Willenskraft einsetzen, um diese Leistung zu vollbringen. Er war es, der seinem König und seinen Mitarbeitern erst den Mut und den Willen einflößte zur Anwendung jener Mittel, ohne die nichts auszurichten war, namentlich zur kriegerischen Auseinandersetzung mit Österreich und den größeren Mittelstaaten. Seine Vorgänger hatten geglaubt, im Frieden durch die Wucht moralischer Einwirkung und vernünftiger Gründe die Lösung der deutschen Frage bewirken zu können, die sie erstrebten; sie hatten sich gescheut vor dem Jammer und der Unvolkstümlichkeit des Bruderkrieges; das war ihr schwerster Irrtum und ihre verhängnisvollste Schwäche gewesen. Bismarck nahm die Verantwortung auf sich für diesen schweren Entschluß, weil er klar erkannte, daß ohne diesen Kampf alles weitere Mühen um eine deutsche Einheit vergeblich sei. Ihm allein ist es zu verdanken, daß die großen im preußischen Staat lebendigen Kräfte im entscheidenden Augenblick eingesetzt und in der Richtung auf das große Ziel erhalten worden sind.

Nur eine ins einzelne gehende Darstellung der Geschichte der Reichsgründung vermöchte das zur vollen Anschauung zu bringen. Aber eine Vorstellung davon, was Bismarck geleistet und wie er es geleistet hat, können wir schon gewinnen, wenn wir uns Art und Bedeutung seines Eingreifens in den wichtigsten Augenblicken der Entwicklung lebendig vergegenwärtigen.

* * *

Am 23. September 1862 fand im Schloßpark von Babelsberg jene denkwürdige Unterredung zwischen König Wilhelm und Bismarck statt, die über den weiteren Gang der Dinge entschied.

Der König, damals schon 65 Jahre alt, war am Ende seiner eigenen Kraft angelangt. Der seit drei Jahren das innere Staatsleben Preußens vergiftende Konflikt zwischen seiner Regierung und der liberalen Mehrheit des Abgeordnetenhauses schien unlösbar. Nachzugeben, das preußische Heer dem parlamentarischen Einfluß zu überlassen, Minister nach dem Herzen der Mehrheit zu ernennen, das erschien ihm als das Ende der altpreußischen Monarchie, als eine Kapitulation vor den demokratischen Grundsätzen, die er von Jugend an bekämpft hatte, als das schwerste Unglück für

Preußen. Im Widerspruch mit der Mehrheit, ohne gesetzmäßig bewilligtes Budget zu regieren, hielt er zwar persönlich für sein gutes Recht, fand aber mit dieser Anschauung bei der Mehrzahl seiner Minister keine Zustimmung. Er mußte darauf gefaßt sein, im Parlament und der Presse als eidbrüchig gegenüber seinem Volke hingestellt und, wenn es zu einem inneren Kampfe komme, von seinen Ratgebern verlassen zu werden. In dieser Lage schien ihm nichts mehr übrigzubleiben, als abzudanken und die Regierung seinem Sohne zu überlassen, der wahrscheinlich durch Nachgiebigkeit in den entscheidenden Fragen den Frieden mit der liberalen Mehrheit erkauft haben würde.

Wäre es soweit gekommen, so hätte es schlecht um die Zukunft Deutschlands gestanden. Denn sofort würden in Preußen die konservativen Elemente in die schärfste Opposition getreten sein und den engsten Anschluß an Rußland und Österreich gesucht haben. Die Situation von 1848-1850 würde sich erneuert haben, ein neues Olmütz hätte aller Wahrscheinlichkeit nach diese Phase der Entwicklung abgeschlossen, und die Hoffnungen der nationalgesinnten Elemente hätte wieder für ein Menschenalter eingesargt werden können.

Bekanntlich war es Roon, der die Blicke des Königs damals auf Bismarck lenkte und ihn als den einzigen Mann bezeichnete, der den Kampf gegen die parlamentarische Mehrheit und die öffentliche Meinung an der Seite des Herrschers aufzunehmen und siegreich durchzuführen fähig sei. Wilhelm I. folgte diesem Rate nicht ohne Bedenken, da er Bismarcks weitgehende Pläne und unbändige Willenskraft kannte und fürchten mußte, von ihm weitergerissen zu werden, als er eigentlich gehen wollte. Aber er entschloß sich doch zuletzt, mit ihm zu verhandeln. Als er im Vertrauen auf Bismarcks Versprechen unbedingten Gehorsams das Programm zerriß, durch das er ihm die Hände hatte binden wollen, als er ihm, seiner ursprünglichen Absicht entgegen, die Leitung des auswärtigen Ministeriums zugleich mit dem Vorsitz im Ministerrat übertrug, da war die Entscheidung gefallen. Bismarcks Ernennung bedeutete das Signal zur Fortdauer und Verschärfung des inneren Konflikts und zu noch größeren Kämpfen gegen auswärtige Feinde; sie eröffnete eine zwar gefahrvolle, aber auch aussichtsreiche und großartige Politik an Stelle des ewigen Zauderns, Lavierens und halben Wollens, das bisher jede kräftige Aktion Preußens gelähmt hatte. Indem Bismarck mit der ungebrochenen Kraft seiner starken Persönlichkeit den verwandten Eigenschaften in der Seele des Königs zum Siege verhalf über alle von seiner bisherigen Umgebung genährten Bedenken und Sorgen, vollbrachte er seine erste große historische Tat.

* * *

Wir übergehen die nächsten Monate, in denen Bismarck bemüht war, in unablässiger mühsamer Tätigkeit seine Stellung beim Könige zu befestigen und der auswärtigen Politik Preußens eine feste Richtung zu geben. Wir versetzen uns vielmehr an den Zeitpunkt der nächsten großen und wichtigen Entscheidung, in den August 1863.

Der Kaiser von Österreich hatte alle deutschen Fürsten zu einer Zusammenkunft in Frankfurt eingeladen, um hier über einen von ihm vorgelegten Bundesreformplan zu beraten und zu beschließen. Man glaubte in Wien den Konflikt zwischen der preußischen Regierung und Volksvertretung, die Wut der ganzen von den liberalen Wortführern beherrschten öffentlichen Meinung Deutschlands gegen das Ministerium Bismarck benutzen zu können, um eine für Österreich günstige Neugestaltung der deutschen Verhältnisse

herbeizuführen. Man hielt es für unmöglich, daß Preußen in seiner bedrängten Lage ernstlichen Widerstand leisten werde, namentlich wenn man die Verhandlungen unter Ausschluß der Minister führe. Sachlich kam der österreichische Vorschlag darauf hinaus, die eigentliche Regierung Deutschlands unter Scheinzugeständnissen an die liberalen Forderungen in die Hand eines fünfköpfigen Direktoriums zu legen, in dem Österreich mit Hilfe der ihm eng verbundenen größeren Mittelstaaten stets die entscheidende Stimme gehabt haben würde. Der Plan war für Preußen unannehmbar und würde auch die nationale Strömung im deutschen Volke auf die Dauer nicht haben befriedigen können, da die Versammlung von Delegierten der einzelstaatlichen Landtage mit lediglich beratender Stimme nie ein wirkliches deutsches Parlament hätte ersetzen können.

Bismarck riet seinem König, die Einladung höflich abzulehnen. Er wollte vermeiden, daß die Fürstenversammlung etwa zunächst festsetze, ihre Mehrheitsbeschlüsse seien für alle Teilnehmer bindend, und dann gegen Preußens Widerspruch den österreichischen Plan annehme. König Wilhelm wäre in diesem Falle gezwungen gewesen, wenn er sich nicht der Mehrheit fügen und damit die Zukunft Preußens und die Möglichkeit einer wirklich haltbaren Neugestaltung Deutschlands opfern wollte, schon vor dem Eintritt in die sachliche Beratung einer scheinbar rein formellen Frage wegen die Versammlung zu sprengen. Er würde dadurch nicht nur die übrigen Fürsten persönlich erbittert, sondern auch Österreich die Möglichkeit gegeben haben zu sagen, Preußen widerstrebe prinzipiell jeder Verbesserung der Bundesverhältnisse und wolle es zu einer ernstlichen Beratung darüber gar nicht kommen lassen. Nahm der König aber an der Zusammenkunft überhaupt nicht teil und begründete sein Fernbleiben damit, daß eine persönliche Besprechung der Fürsten erst dann Sinn und Wert haben werde, wenn durch sorgfältige Vorberatung unter den Regierungen ihr Einverständnis über die Grundzüge der Reform festgestellt sei, so ließ sich erwarten, daß man in Frankfurt davon absehen werde, ohne Beteiligung des zweitgrößten Staates wirkungslose Beschlüsse zu fassen; geschah dies doch, so behielt Preußen freie Hand, sie zu prüfen und abzulehnen.

König Wilhelm war anfangs mit dieser Beurteilung der Lage völlig einverstanden. Als ihm aber die in Frankfurt versammelten Fürsten den König Johann von Sachsen mit einem gemeinsamen Schreiben sandten, in dem sie ihn dringend baten, seine Mitwirkung bei dem so überaus notwendigen Reformwerk nicht zu versagen, wurde er doch schwankend. Das alteingewurzelte Gefühl der Gemeinsamkeit der dynastischen Interessen schien über das preußische und deutsche Interesse in seiner Brust den Sieg davontragen zu wollen. Da aber griff Bismarck mit der ganzen Wucht seiner Beredsamkeit und seines Willens ein; er verlangte seinen Abschied, wenn der König darauf bestehe, gegen seinen Rat den Fürstentag zu besuchen. Nach hartem, nervenerschütterndem Ringen erreichte er es, daß Wilhelm sich fügte und dem König von Sachsen eine Absage mit auf den Weg gab.

Es war, soviel wir wissen, das erstemal, daß Bismarck mit seinem König, den er von Herzen liebte und verehrte, einen derartig heftigen persönlichen Kampf auszufechten hatte. Daß er hier siegte, war die Vorbedingung seiner späteren Erfolge. Er verhinderte einen Fehler, dessen Folgen leicht verhängnisvoll hätten werden können. Was er selbst für Deutschland erstrebte, hatte er schon einige Monate früher bei einer ähnlichen Gelegenheit den deutschen Regierungen und der Öffentlichkeit gesagt: Ein engeres Deutschland unter Preußens Führung mit einem das gesamte Bundesvolk

vertretenden Parlament neben den Regierungen. Auch daß er in Österreichs enger Verbindung mit nichtdeutschen Landesteilen das unüberwindliche Hindernis einer das gesamte Deutschland umfassenden Organisation erblickte, hatte er damals ausgesprochen und die Notwendigkeit des Kampfes, wenn Österreich nicht freiwillig weichen wolle, angedeutet. Indem er den von Wien ausgehenden Frankfurter Reformplan zu Fall brachte, machte Bismarck den Weg zur Durchführung seines eigenen Programms frei. Bevor er aber an deren Verwirklichung ernstlich die Hand legen konnte, griffen unvorhergesehene Ereignisse in die Entwicklung ein, die aufs deutlichste zeigten, wie sehr die deutsche Frage zugleich eine europäische war. Sie spielten sich an Deutschlands Nordmark, in Schleswig-Holstein ab.

* * *

An der Lösung der schleswig-holsteinischen Frage hatte schon die vorhergehende Generation vergeblich gearbeitet, und schon die Vorgänge in der Nordmark von 1848 bis 1850 und ihre verhängnisvolle Rückwirkung auf die Stellung des Frankfurter Parlaments zu den Einzelstaaten und zu den Parteien hatten deutlich gezeigt, wie eng sie mit dem Problem der deutschen Einheit verknüpft war. Zu Ende des Jahres 1863 erlosch mit dem Tode König Friedrichs VII. von Dänemark der ältere Zweig des oldenburgischen Hauses, der bisher zugleich über Dänemark und Schleswig-Holstein geherrscht hatte. Es fragte sich nun zunächst, ob die beiden Herzogtümer dauernd ein Teil der dänischen Gesamtmonarchie bleiben oder mit dem deutschen Gesamtvaterlande enger verknüpft werden sollten; falls aber die Trennung von Dänemark gelang, so galt es auch die Nordgrenze Schleswigs und die künftige Form des politischen Lebens der Herzogtümer festzustellen. Sollte hier ein neuer selbständiger Staat entstehen, oder sollte das für die Entwicklung der deutschen Seemacht so außerordentlich wichtige Zwischenland zwischen Nord- und Ostsee dem größten norddeutschen Staat enger angegliedert werden?

Bismarck hat später mehrfach geäußert, daß der diplomatische Feldzug, den er hier zu führen gehabt hat, der schwierigste von allen gewesen sei. Sein Ziel war von Anfang an die Verbindung der Herzogtümer mit Preußen. Die Mehrheit der Bevölkerung Schleswig-Holsteins wünschte jedoch die Begründung eines selbständigen Staates unter dem Erbprinzen von Augustenburg; König Wilhelm und seine Familie neigten ebenfalls dieser Lösung zu; sämtliche mittleren und kleineren Staaten Deutschlands, der Nationalverein, die liberalen Parteien aller Parlamente und die gesamte deutsche öffentliche Meinung traten begeistert dafür ein. Österreich und die außerdeutschen Großmächte wollten am liebsten, daß Schleswig-Holstein ein durch gewisse Sonderrechte in seiner Eigenart geschützter Teil des dänischen Gesamtstaates bleibe; namentlich Rußland und England wollten im Interesse ihrer eigenen Machtstellung an der Nord- und Ostsee eine Verbindung dieser Länder mit Deutschland verhindern, während für Österreich der wichtigste Gesichtspunkt war, daß Preußen nicht gestärkt werden dürfe. Bismarck stand mit seinem Ziele fast ganz allein; aber er hatte den Vorteil, daß seine Gegner unter sich nicht einig waren und wußte ihn auszunutzen.

Schon zu Beginn der Verhandlungen trat eine schwere Versuchung an ihn heran: Kaiser Napoleon bot ihm seine Hilfe an, falls man Nordschleswig an Dänemark überlasse. Er hoffte, bei der entstehenden Verwicklung im Trüben zu fischen und die Macht-

stellung Frankreichs und seiner Dynastie zu befestigen. Bismarck aber wollte das Schicksal des kleineren und schwächeren Preußen nicht an das Wohlwollen Napoleons knüpfen; er wußte, mit welchem Mißtrauen König Wilhelm den schlauen Ränkeschmied an der Seine betrachtete, und wie sehr es Preußen bei allen deutschgesinnten Elementen schaden werde, wenn es mit Frankreich gemeinsame Sache mache. So entschloß er sich zu dem Schritt, ein Bündnis mit Österreich zu schließen, obwohl er schon damals wußte, daß gerade gegen den Kaiserstaat an der Donau der Kampf um die Zukunft Deutschlands ausgefochten werden müsse. Es gelang ihm, Österreich so lange an der Seite Preußens festzuhalten, bis nicht nur der verhältnismäßig leichte Waffengang gegen Dänemark beendigt, sondern vor allen Dingen auch die drohende Einmischung der außerdeutschen Großmächte auf der Londoner Konferenz abgewehrt war. Im Wiener Frieden mußte Dänemark die Herzogtümer bis zur Königsau an Österreich und Preußen abtreten. Die deutschen Großmächte hatten jetzt über deren Zukunft zu entscheiden.

Der vor dem Kriege zwischen ihnen abgeschlossene Vertrag enthielt die Klausel, daß keine von beiden ohne Zustimmung der anderen über diese Gebiete, falls sie Dänemark entrissen würden, einseitige Verfügungen treffen dürfe. Dadurch hatte Bismarck so viel erreicht, daß die Neugestaltung der schleswig-holsteinischen Verhältnisse jedenfalls nicht im Gegensatz zu Preußens Willen und Interessen erfolgen konnte. Was hier werden solle, ob sich Österreich und Preußen überhaupt darüber gütlich würden einigen können, war freilich gänzlich unklar; für Bismarck selbst bestand wohl nie ein Zweifel, daß erst die bewaffnete Auseinandersetzung mit Österreich diese Frage zum Abschluß bringen werde.

Ohne sein Eingreifen würde König Wilhelm wahrscheinlich den Erbprinzen von Augustenburg als Herzog anerkannt haben. Die Schaffung einer einheitlichen und starken deutschen Flotte würde durch die Entstehung eines neuen Mittelstaates gerade an dieser wichtigen Stelle in hohem Maße erschwert worden sein. Und auch in der deutschen Frage würde Preußen an dem kleineren Nachbarstaat einen Gegner gehabt haben. Es ist Bismarcks Verdienst gewesen, daß die Befreiung Schleswig-Holsteins trotz der Eifersucht der übrigen Großmächte gelang, ohne daß zugleich ein neues Hindernis festerer Einigung geschaffen wurde.

* * *

In den folgenden Jahren war Bismarcks Bestreben unausgesetzt darauf gerichtet, den großen Entscheidungskampf gegen Österreich vorzubereiten und herbeizuführen. Er hatte hierbei die Friedensliebe seines Königs, die Sympathien aller konservativen Elemente Preußens mit Österreich, die Abneigung aller Parteien gegen einen deutschen Bruderkrieg zu überwinden und zugleich die von Frankreich her drohende Gefahr zu beschwören. Denn Kaiser Napoleon wollte den bevorstehenden Krieg benutzen, um eine schiedsrichterliche Stellung in Deutschland zu gewinnen und womöglich Frankreichs Grenzen nach dem Rheine hin vorzuschieben. Bismarck wußte das und entschloß sich zu dem kühnen Versuch, den französischen Kaiser hinzuhalten, indem er ihm, ohne etwas zu versprechen, Erfüllung seiner Wünsche hoffen ließ; er tat es in der sicheren Erwartung, daß man nach dem Siege anders mit ihm werde reden können, wenn es nur gelinge, ihn bis zur Entscheidung vom Eingreifen fernzuhalten. Da aber eine solche Politik dem König als viel zu gefährlich erschien, so mußte er stets darauf bedacht sein, seinem Herrn die Absichten Napoleons als möglichst unbedenklich hinzustellen. Seine ganze

diplomatische Gewandtheit war erforderlich, um hierbei den Boden nicht unter den Füßen zu verlieren; wenn es seinen vielen Gegnern gelang, das Vertrauen des Königs zu ihm zu erschüttern oder eine friedliche Verständigung mit Österreich als möglich zu erweisen, so war alle bisherige Arbeit umsonst gewesen. Dann blieb der alte Dualismus der beiden deutschen Großmächte, die Zerrissenheit und Ohnmacht Deutschlands auch ferner bestehen.

Es kann hier nicht versucht werden, sein Vorgehen im einzelnen zu schildern. Die entscheidenden Anstöße sind auch in diesen Jahren stets von ihm ausgegangen. Sein Werk war der Vertrag mit Italien, war der Bundesreformplan, der ein deutsches Parlament auf der Grundlage des allgemeinen, gleichen Wahlrechts vorsah; ihm gelang es, alle Bemühungen zur Verhütung des Krieges zu vereiteln, die französische Einmischung bis nach der Schlacht von Königgrätz zurückzuhalten, und sie unschädlich zu machen, als sie dann doch erfolgte.

Ebenso ist er es gewesen, der nach dem Siege dessen Ausnutzung sicherte. Von ihm stammte der große auf Norddeutschland beschränkte Annexionsplan, den Napoleon annahm, weil er ihm den Fortbestand einer unabhängigen süddeutschen Staatengruppe zu sichern schien; er focht ihn durch gegen die legitimistischen Bedenken seines Königs und der Konservativen, und wußte doch die Forderungen Preußens in solchen Grenzen zu halten, daß die Zustimmung Österreichs ohne eine unabsehbare Verlängerung des Krieges zu erreichen war. Indem er gegenüber dem Wunsche König Wilhelms, von jedem der besiegten Staaten nur ein Stück abzutrennen, in heißem Ringen das Programm der vollen Annexion einiger Staaten und der vollen Schonung aller übrigen durchsetzte, sicherte er dem preußischen Staat ein wohl abgerundetes, geschlossenes Staatsgebiet und schuf die Möglichkeit der Verständigung und des Bündnisses mit den übriggebliebenen Staaten. Indem er es erreichte, daß Österreich ohne Gebietsabtretungen im Norden der Alpen davonkam, ermöglichte er ein künftiges Zusammengehen mit dem besiegten Rivalen und legte den Grund für das ganze politische System Deutschlands in den nächsten Jahrzehnten bis auf die Gegenwart. Indem er die nachträglichen Gebietsansprüche Frankreichs zurückwies, ihr Auftauchen aber benutzte, um die süddeutschen Staaten für den Abschluß der Schutz- und Trutzbündnisse mit dem Norddeutschen Bund zu gewinnen, bereitete er den künftigen Zusammenschluß des Nordens und Südens wirksam und doch unter Schonung der noch lebhaft gegen Preußen erregten Gefühle der Südstaaten vor. Indem er endlich den widerstrebenden König zum Entgegenkommen gegenüber den preußischen Liberalen bestimmte, und dadurch die Herstellung des inneren Friedens in Preußen ermöglichte, gab er dem militärisch siegreichen Staate erst die innere Geschlossenheit zurück, die ihn befähigte, das führende Haupt des neuen Bundesstaates zu werden. Das bewundernswerte Ineinandergreifen von Kühnheit und Vorsicht, von weitausgreifender Berechnung und kluger Rücksicht auf die Bedürfnisse und Verhältnisse des Augenblicks, das Bismarcks Politik charakterisiert, läßt sich nirgends so deutlich verfolgen, wie in den Ereignissen des Jahres 1866. Gewiß waren auch die Pläne und Gedanken, die von anderen Männern in dieser Zeit verfolgt worden sind, psychologisch begreiflich und wollten das Beste für ihr engeres und weiteres Vaterland. Aber je genauer man ihre möglichen Konsequenzen erwägt, desto klarer erkennt man, daß sie alle geeignet gewesen wären, schwere Hindernisse für die weitere Entwicklung Deutschlands zu schaffen. Wenn Deutschland aus diesem Kriege zwar noch

nicht voll geeinigt hervorging, aber doch als ein Land, das bereits den festen Keim zu einem neuen Staatsverband enthielt und die Möglichkeit zu seinem weiteren Wachstum in sich barg, so war das dem Eingreifen Bismarcks in den entscheidenden Augenblicken zu verdanken.

* * *

Das Werk der deutschen Einheit, wie es Bismarck vorschwebte, war mit den Verträgen von 1866 und der Schöpfung des Norddeutschen Bundes nicht vollendet. Auch die Erneuerung des Zollvereins beseitigte die Mängel des provisorischen Zustandes nicht ganz. Bismarck setzte es durch, daß die süddeutschen Staaten sich in die Berufung eines deutschen Zollparlamentes fügten; eine festere wirtschaftliche Einigung des kleineren Deutschland, ein Zusammenarbeiten der Süd- und Norddeutschen auf dem Gebiet der materiellen Interessen war damit gewonnen, aber noch lag die politische Einheit in weiter Ferne. Selbst den Schutz- und Trutzbündnissen gaben die Staatsmänner der größten süddeutschen Staaten eine so abschwächende Auslegung, daß nicht einmal ein festes Zusammenstehen im Falle eines auswärtigen Krieges als unter allen Umständen gesichert gelten konnte. Je fester sich der Norden unter seiner neuen Verfassung zusammenschloß, desto stärker wurden im Süden die preußenfeindlichen und demokratischen Strömungen, die einen Anschluß an den Norddeutschen Bund nicht wollten. Dazu kamen Meinungsverschiedenheiten und Kämpfe Bismarcks mit seinen alten Gesinnungsgenossen, den Konservativen, wie mit seinen neuen Verbündeten seit 1866, den gemäßigten Liberalen, die sich mehr und mehr verschärften und fast einen neuen inneren Konflikt innerhalb des neuen Staatswesens befürchten ließen. Es waren sorgenvolle und trübe Jahre für Bismarck; sein Werk ging nicht vorwärts; viele wurden an ihm irre; denn die Gefahr bestand, daß die Trennung Deutschlands durch die Mainlinie, die nur eine Etappe auf dem Wege zur größeren Einheit hatte sein sollen, zu einem dauernden Zustand werden könne, und daß schließlich das Ergebnis aller Kämpfe und Mühen ein auf immer zerrissenes anstatt ein auf immer geeintes Deutschland sein werde.

Aus dieser Lage ist Deutschland befreit worden durch den großen Krieg gegen Frankreich. Die gewaltige Begeisterung des gesamten Volkes, die er auslöste, die Waffenbrüderschaft zwischen Nord- und Süddeutschen, die er stiftete, das gemeinsam zurückeroberte alte deutsche Grenzgebiet, das er den verbündeten deutschen Staaten als Gesamtbesitz brachte, alles dies zusammen gab erst den noch lange zögernden Regierungen der süddeutschen Staaten die Erkenntnis, daß sie nun nicht mehr anders könnten, als sich dem bestehenden Bunde einfügen. Bismarck aber ist es gewesen, der diesen Krieg entfesselt hat. Nicht als ob er ihn planmäßig vorbereitet hätte, wie den Krieg von 1866; aber gefaßt war er seit Jahren darauf, daß er kommen würde, und bereit, ihn zu führen. Als dann die Möglichkeit sich bot, Deutschlands Stellung für den Fall eines derartigen Krieges zu verbessern, indem man den Spaniern den deutschen Prinzen, den sie begehrten, zum Herrscher gab, da war er entschlossen, sie nicht vorübergehen zu lassen, und wenn die Franzosen es deshalb zum Kriege kommen lassen wollten, den Kampf anzunehmen und auszufechten, der auf die Dauer doch nicht zu umgehen war. Er bewog den Prinzen Leopold von Hohenzollern, auf das spanische Angebot einzugehen. Er griff abermals ein, als König Wilhelm, von Napoleon zur Rede gestellt, bis an

die äußerste Grenze der Nachgiebigkeit ging und den Prinzen zur Zurücknahme seiner Zusage veranlaßte. Durch die Form, in der er die Ablehnung der darüber hinausgehenden französischen Forderungen der Welt und den fremden Staaten mitteilte, nahm er Frankreich die Möglichkeit, ohne Kampf einen diplomatischen Erfolg über Preußen davonzutragen, der für die ganze Stellung des Nordens zum Süden von Deutschland die bedenklichsten Folgen hätte haben können. Da aber die französischen Machthaber sich diesen schon sicher geglaubten Erfolg nicht entreißen lassen wollten, so blieb ihnen nichts übrig, als zum Schwert zu greifen.

Als dann die großen Siege erfochten waren, ist es Bismarcks unvergleichlicher Verhandlungskunst gelungen, die süddeutschen Staaten zum friedlichen Eintritt in den Bund zu bestimmen, unter Bedingungen und Vorbehalten, die das notwendige Maß politischer Einheit nicht in Frage zu stellen vermochten. Wie er diese Verhandlungen einleitete und zu Ende führte, wie er den König von Bayern dazu vermochte, die Annahme des Kaisertitels durch König Wilhelm anzuregen, wie er die Schwierigkeiten im eigenen Lager überwand, kann hier nicht eingehender geschildert werden. Aber auch hier vermögen wir überall zu erkennen, daß sein Eingreifen entscheidend und richtunggebend gewirkt hat. Die Reichsgründung ist nicht die selbstverständliche Folge des gemeinsamen, siegreichen Nationalkrieges gewesen; dieser hat vielmehr nur die Voraussetzungen dafür geschaffen, die Möglichkeit des Gelingens geboten. Ohne einen leitenden Staatsmann von Bismarcks Weitblick und Anpassungsvermögen hätte auch diese Gelegenheit versäumt werden können, wie so viele frühere, hätten die auch damals noch recht starken partikularistischen Kräfte noch einmal den Sieg behalten können über den Einheitsgedanken.

* * *

Nur an wenigen, großen Wendepunkten haben wir Bismarcks entscheidende Wirksamkeit andeutend schildern können. Wer die Geschichte dieser Jahre an der Hand der uns zugänglichen Dokumente offenen Sinnes durchforscht und in Gedanken nacherlebt, wird immer sagen müssen, soweit man einem einzelnen Menschen einen derartigen Ehrennamen überhaupt beilegen kann, muß man Bismarck als den Gründer unseres Reiches bezeichnen. Der Anteil, den er an den Ereignissen genommen hat, war so viel größer und bestimmender als der jedes anderen einzelnen Mannes, daß diese Bezeichnung als historisch voll gerechtfertigt erscheint.

Als er im September 1862 vom König in der höchsten Not an die Spitze der Regierung berufen wurde, da war er ein einzelner Mann mit einem klaren Ziel und festem Willen gewesen, aber ohne eine Gefolgschaft hinter sich. Jeder kleine Mißerfolg, jede persönliche Meinungsverschiedenheit mit dem König oder dessen älteren Vertrauensmännern konnte ihn stürzen. Er wußte und fühlte aber, daß an seiner Person die Zukunft Preußens und Deutschlands hing. Gelang es ihm nicht, Preußen zum entschlossenen Vorkämpfer der deutschen Einheit zu machen, so war nach seiner festen Überzeugung Preußens Stellung als Großmacht auf die Dauer unhaltbar, weil es zu klein war, um sich allein im Widerstreit mit den mächtigeren Nachbarn zu behaupten. Aber auch des deutschen Volkes Schicksal war besiegelt, wenn es ihm nicht gelang, eine politische Einheit unter der Führung des mächtigsten rein deutschen Staates zu werden. Es war dann aller menschlichen Voraussicht nach zu dauernder Zerrissenheit und Ohnmacht

verurteilt; als unmittelbare Folge davon ließ sich die wirtschaftliche Knebelung durch die mächtigeren Konkurrenten voraussehen; und auch für die geistige Leistungsfähigkeit und das für jedes gesunde Volk unentbehrliche Selbstbewußtsein hätte ein solcher Ausgang nicht ohne schwere Folgen sein können.

Die Aufgabe, die sich Bismarck damals stellte, war noch ebenso schwierig, wie sie es anderthalb Jahrzehnte früher gewesen war. Zwar war König Wilhelm nicht so von romantischen Träumen und dem Glauben an die Heiligkeit ewiger politischer Prinzipien erfüllt, wie Friedrich Wilhelm IV.; aber seine ängstliche Gewissenhaftigkeit, seine Abneigung gegen jede Vergewaltigung seiner fürstlichen Vettern und Freunde und sein Abscheu vor jedem, auch nur zeitweiligem Zusammengehen mit Napoleon bildeten schwere Gefahren für das Gelingen von Bismarcks Werk. Daß Herrscher und Regierungen der größeren Einzelstaaten seine schlimmsten Feinde seien, wußte er von Anfang an; und auch diese Elemente erkannten bald mit dem sicheren Instinkt des in seinem Besitz Bedrohten den Gegner in ihm. Die konservativen Parteien waren geneigt, in jeder Reform des Bestehenden Revolution zu sehen; die Liberalen mißtrauten dem Junker und wollten zwar auch ein einiges, aber ein viel gleichförmigeres, die Einzelstaaten stärker aufsaugendes und vom Volkswillen abhängigeres Reich, als Bismarck. Weite Kreise aus allen Volksteilen schauderten zurück vor dem Bruderkrieg, den er als notwendig erkannt hatte. Und alle übrigen Großmächte hatten das stärkste Interesse daran, die Entstehung einer militärisch kräftigen gesamtdeutschen Großmacht im Herzen Europas zu verhindern, und dazu das ihnen auf dem Wiener Kongreß verbriefte Recht, daß ohne ihre Zustimmung Deutschlands Verfassung nicht geändert werden dürfe.

Unbeirrt von der Feindschaft der einen, dem Mißtrauen, den moralischen oder prinzipiellen Bedenken der anderen ging er seinen Weg, sich mit List und Gewalt die Bahn brechend, wo es nicht anders ging, aber auch stets bereit zu schonender und freundlicher Behandlung derer, die sich zum Mitgehen und Mithelfen entschlossen hatten. Und als sich am 18. Januar 1871 im Spiegelsaal des Versailler Schlosses die Fahnen aller deutschen Staaten vor dem Kaiser des neuen Deutschen Reiches senkten, da konnte sich Bismarck sagen, daß er sein großes Lebensziel allen Hemmnissen und Gefahren zum Trotz erreicht habe. „Das Reich ist gemacht und der Kaiser auch!" So hat er zu seinen Mitarbeitern am Abend nach der Unterzeichnung des Vertrages mit Bayern gesprochen. Kurze, einfache und doch so stolze und inhaltschwere Worte, die ganz nach Bismarcks Art das berechtigte Selbstbewußtsein, das er in sich trug, ohne jede Spur von eitler Selbstbespiegelung und ohne jeden phrasenhaften Aufputz zum Ausdruck brachten.

Aber er wußte selbst gut genug, und auch wir müssen dessen eingedenk sein, bis zu welchem Grade es sein Werk war. Sein Ziel war immer ein nach außen einiges, alle Kräfte Deutschlands unter preußischer Führung zusammenfassendes Reich gewesen, wie es jetzt vollendet dastand; aber die Klammern, die es zusammenhielten, waren doch anders gestaltet und anders verankert, als er es ursprünglich gewollt hatte. Er wäre anfangs, wie so viele seiner Volksgenossen, zufrieden gewesen mit dem militärisch-diplomatischen und wirtschaftlichen Zusammenschluß der deutschen Stämme und betrachtete mit der lebhaften Abneigung des konservativen Landedelmannes die liberalen Forderungen nach möglichst weitgehender Vereinheitlichung des inneren Staatslebens und starker Mitwirkung der Volksvertretung. Erst im Lauf seiner staatsmännischen Tätigkeit, erst während des Schaffens an dem Werk selbst, hat sich Bismarck überzeugt, daß die Einheit

nach außen auch einen höheren Grad innerer Einheit bedinge, wie er sie anfangs gewollt hatte. Und ebenso hat er erst allmählich erkannt, daß ein volkstümliches Element in der Verfassung des Reichs das notwendige Gegengewicht gegen die partikularistischen Tendenzen der Einzelstaaten sei, und daß dies Element, wie es im Reichstag seinen Ausdruck fand, seine Funktionen nicht wirksam ausüben könne, wenn es nicht einen gewissen Grad von Einfluß und Mitverantwortlichkeit für die Schicksale der Gesamtheit besitze. Er hat diesen Erkenntnissen Rechnung getragen, als er sich bei den Beratungen über die norddeutsche Bundesverfassung den schwerwiegenden Änderungen seines ursprünglichen Planes fügte, die der konstituierende Reichstag verlangte; und er hat an den damals gelegten Grundlagen auch 1870 festgehalten, als man ihn zu einer stärkeren Umgestaltung der Verfassung drängen wollte. Er hat damit gezeigt, daß er auch von den Gegnern zu lernen, das Berechtigte in ihren Forderungen zu erkennen und mit den eigenen Grundgedanken zu verschmelzen verstand. Der Plan seines Werkes veränderte sich in ihm selbst bei der Ausführung entsprechend den Erfahrungen, die er machte. Und nur deshalb, weil er kein unbelehrbarer Doktrinär, sondern der geborene Praktiker war, vermochte er ein Werk zustandezubringen, das von aller Schablone und Theorie so weit entfernt war und allen wirklichen Bedürfnissen in so hohem Maße Rechnung trug, wie unsere Reichsverfassung.

Fast ein halbes Jahrhundert hat sie ohne wesentliche Änderungen bestanden, und unter ihrer Herrschaft ist das deutsche Volk, ohne seine fruchtbare und altüberlieferte Mannigfaltigkeit zu verlieren, mehr und mehr zur politischen Einheit zusammengewachsen. Gerade die Haltung unseres Volkes beim Ausbruch des Weltkrieges, in dem wir stehen, hat gezeigt, wie sehr diejenigen irrten, die aus den kleineren und größeren inneren Zwistigkeiten der vorangegangenen Jahre glaubten schließen zu können, daß der Reichsgedanke an Kraft verloren habe. Niemals waren wir einiger als jetzt, wo es sich darum handelt, das von zwei Generationen mühsam erkämpfte Gut, das Erbe Bismarcks, unsere Einheit als die Voraussetzung unserer Macht, gegen eine Welt von Feinden zu verteidigen. Wenn wir siegen - und daran zweifelt kein Deutscher - so wird Bismarcks Werk vielleicht der Ergänzung und Vertiefung bedürfen, aber es wird nach wie vor die Grundlagen unseres politischen Lebens bilden. Schwere Probleme sind durch diesen Krieg gestellt worden, deren Lösung die volle Kraft eines großen Staatsmannes fordert. Wir haben heute keinen Bismarck. Hoffen wir, daß bei unseren leitenden Männern, wenn es gilt, den Frieden herzustellen und zu sichern, wenigstens ein Funke jenes bismarckischen Geistes lebendig sein möge, dessen Streben war, aus jeder Lage alles, was erreichbar und notwendig für sein Vaterland war, herauszuholen, aber sich nie verleiten zu lassen, Gefühlen oder Stimmungen zu Liebe mehr zu fordern, als notwendig und erreichbar war. Möchten unsere Diplomaten, wenn ihr Werk vollendet ist, stolz erhobenen Hauptes sagen können: Wenn er jetzt auf uns herabschauen könnte, der uns das Reich gegründet hat, er würde mit uns zufrieden sein!



Bismarck und die Engländer.

Von Adalbert Wahl.

Es ist nicht leicht, heute über „Bismarck und die Engländer" zu schreiben. Es wäre schwer auch für den, der inmitten seiner Bibliothek säße und nicht am einsamen Seedeich auf der Wacht, ohne ein einziges Buch. Denn auch ihm würde der Versuch, Bismarcks im Ganzen so freundliche Beurteilung Englands darzustellen und zu verstehen, zu einer furchtbaren Anklage des England von heute. Um so mehr sei dem einsamen Deichwächter erlaubt, mit einem Vergleich des neuen England mit dem alten zu beginnen und dabei mit einem Haß zu schreiben, der aus Blutsverwandtschaft und alter Liebe geboren ist.

Es ist bekannt, daß Bismarck von allen fremden Völkern im Grunde nur das englische anerkannt, und daß er von ihm meist mit deutlicher oder doch erkennbarer Sympathie gesprochen hat. Die Gesellschaftsschicht, die Bismarck kannte, war die, welche damals England regierte; in der Hauptsache auf dem Lande lebende Aristokraten – denn auch die gentry ist Aristokratie –, in guten Traditionen aufgewachsen, erzogen in den altersgrauen Gebäuden, auf den grünen Wiesen und an den lieblichen Flüssen von Eton, Oxford und Cambridge. Dort lernte die Mehrzahl dieser vornehmen Jugend reiten und rudern, Kricket spielen und die Wahrheit sagen, während einer geistigen Elite eine unglaublich genaue Kenntnis des Griechischen und Lateinischen, sowie des Altertums überhaupt und einiges Wissen in der englischen Geschichte und Literatur mitgegeben wurde. Im öffentlichen Leben entfaltete diese Aristokratie dann, meist nicht beruflich gebunden, ihre große, natürliche politische Begabung.

Diese Schicht regiert England heute nicht mehr. Dem aufmerksamen Beobachter des alten England war es nicht entgangen, daß auf dem geistigen und sittlichen Gebiet die Kluft zwischen jener regierenden Schicht und den Massen des Volkes ungeheuer war, weit größer etwa als bei uns. Erschreckend war von jeher die Unwissenheit, aber vielfach auch die Gemütsroheit dieser Massen. Die aber sind es, die seit einigen Jahren durch ihresgleichen England beherrschen. Es kommt hinzu, daß nach allen Berichten guter Kenner Englands auch in der früher regierenden Gesellschaftsschicht sich große Umwälzungen im schlimmen Sinn vollzogen haben. Die Zahl der feingebildeten, der sittlich lautern und zarten Persönlichkeiten, der ritterlichen gentlemen, wie Bismarck sie kannte, hat unzweifelhaft in den letzten 20 Jahren stark abgenommen, und die, welche ebenso unzweifelhaft noch vorhanden sind, treten vor der allgemeinen Amerikanisierung des englischen Lebens auf nahezu allen Gebieten zurück.

Aus diesen Tatsachen ergibt sich das ekelhafte Schauspiel, das das heutige England uns bietet. Nicht als ob da alles neu wäre! Alt ist die dürre Nützlichkeitspolitik – niemand hat sie genauer gekannt und treffender geschildert, und zwar sicher nicht

ganz ohne eine gewisse Sympathie, als Bismarck –; die Tugendpose, welche Rechtsgründe vorschützt, wie heute die Verletzung der Neutralität Belgiens, wo in Wirklichkeit nur kalte Berechnung im Spiel ist; alt die Methode, andere für englische Interessen bluten zu lassen und Kontinentalmächte gegen die stärkste unter ihnen zu koalieren. Aber das sind ja in Wirklichkeit nicht die Dinge, die unsere tiefe und heilige Empörung hervorrufen. Warum finden sich immer wieder Kontinentalmächte, die sich von England vorschieben lassen? Es ist ferner unverkennbar, daß dieser Krieg doch auch in England selbst an mehreren Stellen die schlummernden Heldeninstinkte wachgerufen hat. Anderes ist es, was uns mit unserem, mit gerechter Verachtung gemischten Hasse erfüllt. Da ist die auf Phantasielosigkeit und Unwissenheit beruhende Torheit der englischen Politik. Ausgehend, neben anderem freilich, von einem Satze etwa von so unbegreiflicher Dummheit wie der, daß wenn heute Deutschland vernichtet sei, es morgen keinen Engländer gebe, der nicht reicher wäre („ärmer" wäre treffender), setzen die kümmerlichen Nachfolger jener Generationen von Staatsmännern, die einst der Gegenstand der Bewunderung und des Neides aller Völker waren, große Teile ihres gewaltigen Kolonialreiches aufs Spiel. Um uns unsere kleine Musterkolonie im Osten zu entreißen, rufen sie die gelbe Macht ins Feld, die gierig bereitsteht, das Erbteil der ganzen weißen Rasse in Asien und anderen Weltteilen anzutreten. Auf Torheit und Ignoranz beruht ihre Einschätzung der deutschen und österreichisch-ungarischen Wehrmacht. Wir wollen es nicht wagen, den Ausgang des gewaltigen Ringens vorauszusagen, aber soviel steht heute schon fest: England wird auf alle Fälle aus diesem Krieg mit erschütterter Stellung, mit gemindertem Ansehen und mit wenigstens stellenweise bedrohtem Kolonialreiche hervorgehen. Mit der Unwissenheit der heute regierenden Demokraten hängt ihre Freiheit von Rassebewußtsein zusammen. Wenn sie sich mit Romanen und Slawen, ja mit Gelben gegen eine germanische Vormacht verbünden, so zeigen sie dadurch einen schrecklichen Mangel an historischem Verantwortlichkeitsgefühl. Sie bemühen sich, das Gute und Große durch einen Bund mit allerhand Schwachem und Erbärmlichem zu unterdrücken, sie suchen das Schlechte emporzubringen und mißbrauchen so die große Stellung, die sie von einer andern Generation ererbt haben, in schmählicher Weise. Was weiß der Cockney-Shopkeeper von der Bedeutung der Rasse und was empfindet der Demagog von Hyde Park von der Verantwortung der Menschheit gegenüber, die jedem großen Staat auferlegt ist? – Eben ist beiläufig ein weiteres genannt worden, das uns mit Recht entrüstet, empört und mit Verachtung erfüllt, daß nämlich die stolze Weltmacht sich nicht schämt, bei allerhand kümmerlichen Gesellen Hilfe zu erbetteln. In welcher traurigen Gesellschaft sehn wir sie da! Sie scheint heutzutage eine besondere Anziehungskraft auf alles auszuüben, was staatlich und sittlich zerfressen und verrottet ist. Durch dieses ganze Gebahren hat sie ihr altes Ideal von Ritterlichkeit schändlich mit Füßen getreten. Und dasselbe hat sie mit einem anderen Ideal getan, so spezifisch englisch, daß man es nur mit einem englischen Wort ausdrücken kann: der Vorliebe für fair play, für fairness. Das ist von allen Vorwürfen gegen England der furchtbarste, daß die christliche Macht in einem Grade mit den Mitteln der Lüge und Verleumdung arbeitet, daß man meinen könnte, sie habe sich dem Vater der Lüge verschrieben, daß man in seinem Glauben an einen gerechten Gott irre werden könnte, wenn auf dieses Gebahren nicht die schrecklichste Rache folgte. Mögen sich immerhin die englischen Zeitungen nicht in den Abgrund von Idiotismus

gestürzt haben, wie manche französische und amerikanische, von denen eine bekanntlich behauptete, die Kaiserin habe sich von ihrem Gatten scheiden lassen, um den Abgeordneten Liebknecht zu heiraten, - mag immerhin die eine oder andere billig-sein-wollende Stimme über den Kanal herübertönen! Im Großen und Ganzen ist alles, was heutzutage drüben im öffentlichen, wie im privaten Leben über Deutschland behauptet, was in den Zeitungen offiziös und nicht offiziös über uns gedruckt und von der regierenden Masse mit stupider Leichtgläubigkeit begierig aufgenommen und weiterverbreitet wird, bösartige, auch vielfach läppische Verleumdung. Wie viele gebildete Engländer glauben im Ernst, was sie fast alle sagen, daß in diesem Krieg der Dreiverband die Kultur gegen Deutschland verteidige? Wieviele lachen nicht im Geheimen bei der albernen Behauptung, daß Frankreich eine höhere Kultur besitze als Deutschland? Auf alle diese Versündigungen an der eigenen Vergangenheit und an den guten Geistern der Menschheit dürfte jeder Deutsche mit Flüchen und Verwünschungen antworten. Wir wollen aber lieber, eingedenk der christlichen Grundlagen unserer Kultur, dem herabgekommenen Volke statt deren den guten Wunsch über das Meer senden, daß der Krieg es läutern und von seiner selbstverschuldeten Verblendung befreien möchte.

Doch wenden wir uns von dem abstoßenden Bilde dieses neuen England ab, zu der alten englischen Aristokratie, wie Bismarck sie kannte.

Daß dem stolzen, grenzenlos selbständigen Landjunker die meisten Exemplare der englischen Aristokratie und gentry gefallen mußten, leuchtet ohne weiteres ein - diese herben, unabhängigen gentlemen mit den guten und doch freien Manieren, die es wagten, sich so zu geben, wie sie waren, die so vielfach, wie Bismarck selbst, schon durch ihre Natur und ihre Lebensweise zu großer Befähigung für die Politik vorausbestimmt waren. Es wäre gewiß nicht unfruchtbar, einmal im einzelnen nachzuweisen, in wie vieler Hinsicht Bismarck ihnen ähnelt. Man könnte da Großes und Kleines heranziehen. Unter letzterem die Vorliebe für das Zitat aus der besten Literatur aller Zeiten. Daß das bekannte Wort: „right or wrong my country" auf einen Bismarck starken Eindruck machen mußte, leuchtet ohne weiteres ein. Es erinnert in seiner Gefühlsmäßigkeit und in seiner Freiheit von allgemeinen Erwägungen an Bismarcks bekannten Satz über die Legitimität der Könige. Das Prinzip der Legitimität war ihm gleichgültig, aber seinem eigenen König wollte er treu sein bis in die Vendée. So ließe sich noch eine ganze Fülle von Ähnlichkeiten nachweisen.

Die letzten Sätze führen schon unmittelbarer in die Betrachtung von Bismarcks Beurteilung der englischen Politik hinein. Wenn der Reichsgründer auch mit manchen sehr schwachen britischen Kollegen zu tun hatte, so ist es doch unverkennbar, daß er die englische Politik als Ganzes nicht ohne eine gewisse Sympathie und Achtung betrachtet hat. Dazu trug zweifellos bei, daß England ihm niemals wirklich ernstliche Schwierigkeiten bereitet hat. Man kann zwei Phasen in dem Verhältnis Bismarcks zu England unterscheiden, wie unten noch darzulegen sein wird. Soviel ist sicher, daß in mehr als zwei Jahrzehnten ministerieller Tätigkeit seine Beziehungen zu England nicht unerfreulich waren. Daß in dem Verhältnis auch von solchen Mächten, die gut zueinander stehen, weniger glückliche Momente auftreten, ist selbstverständlich. Sie waren zwischen dem Preußen und Deutschland Bismarcks und England nicht besonders häufig. England gehörte 1864 zu den genial beiseite geschobenen, zu den ungefähr-

lichsten Genossen von 1866; zu den nicht eigentlich gefährlichen von 1870/71 und zu den nächsten Genossen von 1878/79.

Eine frühere Berührung war freilich wenig erfreulich. Auf Gerüchte von der Alvenslebenschen Polenkonvention vom Februar 1863 reagierte das englische Ministerium und die englische Presse in höchst unfreundlicher Weise. Bismarck hat darüber meist, in vielleicht auffallendem Grade, geschwiegen. Das Jahr darauf brachte die Gelegenheit der Vergeltung, eben als die englische Absicht, zugunsten von Dänemark den deutschen Mächten in den Arm zu fallen, in so glänzender Weise vereitelt wurde, als in London selbst, also im Hauptquartier der Dänenfreunde, auf jener Konferenz, welche die Lage der Herzogtümer durch „Europa" aus der Welt schaffen sollte, ganz wesentlich durch Bismarcks wunderbare Staatskunst der Versuch, die siegreiche Aktion Preußens und Österreichs zu hemmen, zum Scheitern gebracht wurde. 1866 blieb England unbeteiligt. 1870 zeigten sich auffallende Sympathien für Frankreich. England lieferte unseren Gegnern Waffen. Bismarck witterte den Einfluß vornehmer englischer Frauen, der gegen die Beschießung von Paris geltend gemacht worden sein sollte. Allein an eine Intervention der englischen Regierung zugunsten der Besiegten war wohl keinen Augenblick im Ernste zu denken. Der russisch-türkische Krieg brachte dann ein enges Zusammengehen in einer für die weitere Entwicklung der europäischen Politik ungemein wichtigen Frage. Damals wurde durch die gemeinsame Aktion Englands, Deutschlands und Österreichs die Türkei gerettet und das siegreiche Rußland vom Bosporus zurückgedrängt. (Später hat übrigens Bismarck, wenn nicht alles trügt, diese Politik um der Anlehnung an Rußland willen preisgegeben, während seine Nachfolger zu ihr zurückkehrten, und kürzlich ist, soweit wir sehen, England Bismarck darin aus demselben Grunde gefolgt.) Wie bei dieser großen Unternehmung finden wir England und Deutschland einig in der Gestattung der Besetzung Tunesiens durch Frankreich. So wird die erste Phase der Beziehungen Bismarcks zu England gekrönt durch enges Einvernehmen in außerordentlich wichtigen Unternehmungen.

Auf diese erste Phase, in der Deutschland ausschließlich Kontinentalmacht geblieben war, folgte eine zweite: Deutschland tritt in den Kreis der kolonisierenden Mächte und wird dadurch Konkurrent Englands auf dessen eigenstem Gebiet. Damit beginnt zweifellos ein neuer Abschnitt in den deutsch-englischen Beziehungen. Das soll nun freilich nicht heißen, daß nun mit einem Schlag die englische Politik sich der deutschen dauernd feindselig entgegengestellt hätte. Bekanntlich war das durchaus nicht der Fall. Aber der Einschnitt, den das Jahr 1884 bedeutet, ist deswegen doch sehr tief; denn von nun an folgen schon unter Bismarck Momente der Spannung, wie sie die vorhergehenden Jahre durchaus nicht gesehen hatten, und die Jahre 1884 bis 1890 bedeuten ferner unverkennbar die Einleitung zu der Epoche der großartigen maritimen Unternehmungen Deutschlands, die, freilich erst nach den Flottenvorlagen von 1897 und 1900, zu einer dauernd feindseligen Haltung Englands geführt hat.

Die Erwerbung unseres Südwest erfolgte bekanntlich nicht ohne Schwierigkeiten, welche von englischer Seite ausgingen. Freilich fanden sich ihre Urheber nicht in London, sondern in Südafrika, und die heimische Regierung Gladstones hat sich nur kurze Zeit von der leidenschaftlich erregten Stimmung ihrer Kapleute hinreißen lassen. Eine Mission des Grafen Herbert Bismarck genügte, um die Gegensätze zu beseitigen. Der Widerstand Englands war damals in Wirklichkeit gar nicht sehr zäh. Ganz ähnlich war der Verlauf

bei dem Erwerb von Deutsch-Neuguinea. Wieder ließ sich Gladstone kurze Zeit durch die starke Erregung in Australien zu einem schwächlichen Versuch hinreißen, unsere Besitzergreifung zu hindern. Allein einige leise Drohungen Bismarcks genügten, um einen völligen Umschwung herbeizuführen. Bald vernahm die Welt die salbungsvolle Parlamentsrede des Grand Old Man, in der er Deutschland als mitkolonisierende und kulturverbreitende Macht begrüßte und den Segen des Himmels auf ihre Tätigkeit herabflehte. Komplizierter lagen die Dinge in Ostafrika und sie haben unter Bismarck eine Regelung nicht mehr erfahren. Bei dem nicht unblutigen Negeraufstand des Jahres 1885 in Kamerun sei, so meinte man in Deutschland, englischer Einfluß im Spiel gewesen. Allein an die englische Regierung ist dabei sicher nicht zu denken, sondern höchstens an einige englische Handelsfirmen in Kamerun oder ihre Vertreter, die befürchten mochten, daß Deutschland seine koloniale Wirtschaftspolitik ebenso engherzig einrichten würde, wie Frankreich die seine.

Alle diese Dinge haben Bismarck nicht tiefer erregt und er hat sie der englischen Politik nicht nachgetragen. Nach dem Wechsel des englischen Kabinetts, welcher eine zwanzigjährige konservative Regierung, und zwar zuerst unter dem Marquess von Salisbury heraufführte, wurden die Beziehungen zwischen Deutschland und England ausgezeichnet. Bismarck war, wie einige bekanntgewordene Marginalien beweisen, bereit, dieser Freundschaft erhebliche Opfer, gerade auch auf dem kolonialen Gebiet, und zwar in Ostafrika, zu bringen. Auch diese zweite Phase der Beziehungen Deutschlands zu England unter Bismarck schließt also, trotz der tiefeingreifenden Umwälzung in den Grundbedingungen, mit bestem Einvernehmen. Im Ganzen also weit mehr Licht als Schatten!

Sicher ist Bismarcks meist günstiges Urteil über die englische Politik nicht unbeeinflußt von dieser Tatsache geblieben. Es ist bei diesem leidenschaftlichen und persönlichen Manne schwer denkbar, daß er viel Gutes von einer Politik oder ihren Trägern gesagt hätte, die ihm ernste Schwierigkeiten bereitet oder gar Schlappen beigebracht hätten. Aber es wäre doch wieder falsch, seine Sympathie für diese Politik ausschließlich auf die guten Erfahrungen zurückzuführen, die er mit ihr gemacht hat. Genau wie in den Persönlichkeiten der englischen herrschenden Schicht, kam Bismarck in ihrer Politik mancherlei entgegen. Das Fehlen jeder Spur von Weichlichkeit, das rücksichtslose Vertreten der Interessen des eigenen Landes, das Festhalten an großen Traditionen, die stolze und selbstbewußte Art der Geschäftsführung, alles das sind Dinge, die wir hüben wie drüben finden, bei Bismarck wie bei den Engländern. Auch wo er zu tadeln scheint, fehlt gelegentlich nicht eine mitschwingende Stimmung der Anerkennung. Das bekannte Wort von dem „dummen, starken Kerl" auf dem Kontinent, der Englands Kämpfe zu führen hätte, sollte gewiß weniger sittliche Entrüstung gegen denjenigen ausdrücken, der den bewußten Kerl sucht und findet, als Anerkennung seiner naiven Schläue und Klugheit. Etwas ähnliches gilt sicher von manchem Wort, das Bismarck über die Methoden der englischen Politik gesprochen hat. Abgestoßen wurde er wohl hauptsächlich, abgesehen von dem meist als cant bezeichneten Phrasenschatz der englischen Politiker, durch ihr nach seiner Ansicht einseitiges Interesse für wirtschaftliche Fragen. Es mag sein, daß er den „Handelsneid", die Eifersucht auf unsern industriellen und kommerziellen Aufschwung als Faktor der englischen Politik etwas überschätzt hat. Sicher bleibt, daß dieses Moment bei der Wendung der englischen Politik gegen uns eine nicht unerhebliche, wenn auch nicht die entscheidende Rolle gespielt hat.

Bismarck hat diese Wendung nach seinem Rücktritt noch erlebt. Sie bedeutete für ihn ein Neues, trotzdem sie in letzter Linie aus seiner eigenen Politik hervorwuchs; denn die großartige Flottenpolitik, die 1897 einsetzt, war die logische und notwendige Konsequenz der von ihm begonnenen deutschen Kolonialpolitik, übrigens auch der Entwicklung unserer Handelsmarine. Bismarck hat es noch sehen müssen, daß hiermit eine der Grundsäulen seiner Politik zerbrach, daß der Gedanke, den er oft aussprach, wonach zwischen Deutschland und England ernste Gegensätze nicht bestünden, hinfällig wurde. Mit Besorgnis hat er diese Wendung noch im letzten Jahre seines Lebens betrachtet. Daß er „den jetzigen Krieg vorausgesagt" habe, diese heute gelegentlich zu findende Behauptung, dürfte nicht haltbar sein, ebensowenig aber zu bezweifeln, daß er sich des Ernstes der neuen Lage vollauf bewußt gewesen ist. Auch von dieser Seite gesehen schließt das gewaltige Lebenswerk in Tragik.

Worte Bismarcks.

Die Engländer würden in diesem Moment katholisch werden, wenn es nötig wäre, um sich den Beistand Frankreichs zu erhalten. Die Baumwolle sitzt ihnen viel tiefer wie der Protestantismus im Leibe. An Leopold von Gerlach, 21. Dezember 1854.

*

Die klügsten Engländer schmeicheln sich immer mit dem Unsinn der Sympathien der Völker und denken sich das ganze Festland wie eine Pulvermine, an die sie nur den Funken zu legen brauchen, um jeden widersetzlichen Monarchen in die Luft zu sprengen. Der Calcül wäre nur da richtig, wo Schwächling und Bullenkalb auf dem Throne säßen. An denselben, 29. Oktober 1855.

*

Bei uns wird britischer Einfluß in der stupiden Bewunderung des deutschen Michels für Lords und Guineen, in der Anglomanie von Kammern, Zeitungen, Sportsmen, Landwirten und Gerichtspräsidenten den fruchtbarsten Boden finden. Jeder Berliner fühlt sich schon gehoben, wenn ein wirklicher englischer Jockey von Hart oder Lichtwald ihn anredet und ihm Gelegenheit gibt, the Queens English zu radebrechen.

An denselben, 8. April 1856.

*

Menschlichkeit, Friede und Freiheit ist immer ihr Vorwand, wenn es nicht Christentum und Ausbreitung der Segnungen der Gesittung unter Wilden und Halbbarbaren sein kann, zur Abwechselung. In Wahrheit aber schrieben die Times und die Königin im Interesse von England, das mit dem unsern nichts gemein hatte. Das Interesse Englands ist, daß das Deutsche Reich mit Rußland schlecht steht, unser Interesse, daß wir mit ihm so gut stehen, als es der Sachlage nach möglich ist.

Mündlich, 7. April 1888
(gelegentlich des Heiratsprojekts mit dem Battenberger).

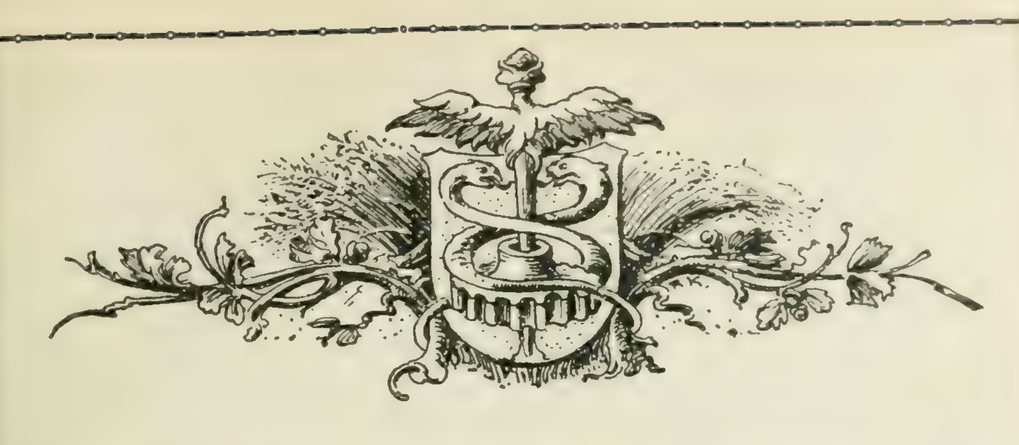


Kupfertiefdruck von Broschek & Co., Hamburg

Bismarck im Jahre 1885

Nach einer Photographie von Loescher & Petsch, Königl. Hofphotographen, Berlin





Bismarcks Wirtschafts- und Finanzpolitik.

Von Adolph Wagner.

Bismarck ist als Wirtschafts- und Finanzpolitiker ebensowenig wie auf anderen Gebieten ein Mann einer allgemeinen theoretischen Behandlung, am wenigsten einer wissenschaftlichen oder gar buchmäßigen, sondern ein Mann der praktischen Lebenserfahrung oder dessen, was er dafür bei sich selbst ansah, daher wesentlich ein Realist. Er ist auch hier nicht ein Mann der Abstraktion, sondern der konkreten Anschauung. Das besagt aber nicht, daß er nicht von allgemeinen politischen Parteianschauungen aus in seiner ganzen politischen Weltanschauung beeinflußt worden sei, ohne deshalb etwa ganz ohne weiteres und prüfungslos, wie so viele seiner konservativen Parteigenossen, etwas anzunehmen und wie ein Dogma festzuhalten. Aber er ist auch weiterhin, trotzdem er sich öfters selbst so geäußert hat, keineswegs ein Mann, der nicht gerade aus seinen eigenen Anschauungen und aus den für seine Erfahrungen gehaltenen einzelnen Ansichten über wirtschafts- und finanzpolitische Probleme sich doch eine selbständige eigene Theorie der Dinge und Maßregeln gebildet hätte. Gerade bei manchen seiner wirtschafts- und finanzpolitischen Gedanken und Vornahmen und bei deren Begründungen kommt einem Beurteiler Bismarcks nicht gar so selten der Gedanke, ob der große Realist und anti-professorale Geist nicht doch Spuren seiner mütterlichen Familien-Herkunft aus einem Professorengeschlecht offenbare. So z. B. in seiner Beweisführung gegen die Gegner seiner agrarischen Schutzzollpolitik mit der viel zu sehr verallgemeinernden Auffassung, das Ausland, nicht das Inland, trage in einer Volkswirtschaft eines starken Getreideimports die Schutzzölle, nicht der einheimische Konsument, sondern der ausländische Interessent werde mit diesen Zöllen belastet. Oder wenn Bismarck seine viel zu allgemeine Polemik gegen direkte Steuern und sein zu weitgehendes Hinwegsehen über Bedenken gegen große, schwere indirekte Hauptsteuern kundgibt und in solchen Fällen ähnliche, nur entgegengesetzte Einseitigkeiten wie seine wirtschafts- und finanzpolitischen Gegner vertritt, seien es Gelehrte, Doktrinäre, Professoren oder fortschrittliche Parteipolitiker.

In hohem Maße steht die Wirtschafts-, besonders die Handelspolitik und auch die Finanzpolitik Bismarcks im ganzen wie in charakteristischen Einzelheiten im Dienste seiner großen allgemeinen preußischen und deutschen Politik. So in den Verhältnissen

des Zollvereins, in der Politik gegen Österreich, im französischen Handelsvertrag, in seiner wirtschaftspolitisch bedeutendsten Tat, dem Umschwung 1878/79 zur Schutzzollpolitik, besonders zum agrarischen Schutzzoll, ferner im Übergang zum wichtigsten Teil seiner Sozialpolitik, der Arbeiterversicherung, die doch immer nicht bloß Sozialpolitik, sondern Vereinigung von Sozial- und Wirtschaftspolitik darstellt, auch in seiner Finanz- und Steuerpolitik in der Norddeutschen Bundes- und Deutschen Reichsverfassung und wiederum in besonders starkem Maße in seiner fiskalischen Zoll- und Steuerpolitik von 1879 an. Die allgemeinen politischen Interessen zuerst Preußens, dann seit 1871 immer mehr des Deutschen Reiches, bestimmen doch deutlich, wenn er es aus politisch-taktischen Gründen auch nicht immer in den Begründungen seiner Gesetzesvorlagen und in seinen Reichstagsreden oder in seinen privaten Gesellschafts- und Tischreden ausspricht, den letzten Zweck - sei es allein, sei es vorwaltend oder mindestens mit - seiner einzelnen wirtschafts- und finanzpolitischen Maßregeln und Pläne. Daß er nicht alles selbst machen oder gar ausführen konnte, auch nicht ganze Gesetzgebungswerke, war natürlich öfters durch seinen Gesundheitszustand, aber vielfach bei dem so selbständigen und selbstherrlichen Manne doch auch durch Rücksichten auf seine aktiven Mitarbeiter in höheren Staatsämtern erklärlich. Auf nicht wenigen großen und technisch schwierigen Arbeitsgebieten wirtschafts- und finanzpolitischer Art wie in anderen Fällen lag es in der notwendigen, oft lange zwingend gebotenen, hier und da auch persönlich gefühlsmäßigen Rücksicht auf Personen, wie doch gegenüber so manchem Ministerkollegen, der ihm nicht bequem war oder unbequem wurde. Vieles lag auch daran, daß seine allgemeinen konservativen Parteianschauungen und, wenigstens in früherer Zeit, auch seine Rücksichten auf die Zugehörigkeit zu dieser Partei auf ihn mit einwirkten. Das veranlaßte ihn, doch da und dort mit seinen eigenen Ansichten und Wünschen zurückzuhalten oder sie selbst gegenüber denen anderer seiner Mitarbeiter in Regierung und Parlament ganz zurücktreten zu lassen, im wirklichen oder wenigstens von ihm aus persönlichen Rücksichten eingeräumten Vertrauen in die „bessere Kenntnis, Einsicht und technische Fachfähigkeit" anderer. So tritt in seinem Reden und Tun in seiner älteren Zeit auch auf wirtschafts- und finanzpolitischem Gebiet seine Rücksicht auf von ihm selbst mehr oder weniger abweichende konservativ-politische Ansichten und Vertreter hervor. In der Zeit namentlich der maßgebenden Stellung vor allem Delbrücks nimmt er auch wohl einfach diesen bedeutendsten, aber auch hier und da einzelne andere von ihm als Fachleute anerkannte Mitarbeiter zu Gewährsmännern der von diesen vertretenen Pläne und Gesetzgebungs- und Verwaltungswerke an.

Bismarcks theoretisch-wissenschaftliche, ebenso wie seine historische, aktuelle und praktische Kenntnis war auf vielen wirtschafts- und finanzpolitischen Einzelgebieten, auch nach seiner Vorbildung auf der Universität, im Beginn seiner Beamtenstellung und dann in den ersten Jahren seiner praktischen Berufstätigkeit, jedoch auch später vielfach für die Aufgaben des leitenden Staatsmannes zu lückenhaft, um ihn trotz seiner ungemeinen Fähigkeit und seiner Lebenserfahrung in den Stand zu setzen, mit eigenem Denken und Handeln in Gesetzgebung und Verwaltung auf wirtschafts- und finanzpolitischem Gebiete vorzugehen. Das macht ihn öfters seinen politischen Gegnern in Parlament und Presse, auch im Fach-Staatsbeamtentum, gegenüber schwächer in der Wirklichkeit wie nach seiner eigenen Selbstbeurteilung und bewog ihn wiederum, anderen, wie Delbrück und Genossen, die Führung zu überlassen und sich ihnen, den „Geheimräten" zu fügen, oder ihnen ohne

weiteres zu folgen, mitunter selbst, wo er anderer Auffassung blieb. So möchte sich manches aus Gesetzgebung und Einrichtungen der Wirtschafts- und Finanzpolitik erklären, auch aus der Zeit, wo Bismarck zwar nominell und rechtlich, aber nicht tatsächlich der Vertreter dieser Politik war.

In der großen organischen Hauptgesetzgebung der Norddeutschen Bundes- und der Deutschen Reichsverfassung waren gerade auch die grundsätzlichen und wichtigsten praktischen Bestimmungen über wirtschafts- und finanzpolitische Punkte und Verwandtes durch die leitenden großen, allgemeinen Zwecke des Verfassungswerks gegeben. Die kleineren Einzelheiten schon in den Verfassungsbestimmungen selbst, vollends in den sich anschließenden Ausführungsgesetzen, konnten durch die Gesamtzwecke nicht mehr viel strittig sein, so daß individuellen persönlichen und Partei-Anschauungen ein besonderer Spielraum, sich geltend zu machen, kaum noch verblieb, selbst nicht für persönlich oder parteilich überkommene Gedankengänge und Wünsche mächtiger und selbständiger Geister. In der Wirtschaftspolitik handelte es sich in der Verfassung von Bund und Reich, im ersteren auch schon unter Mitberücksichtigung der Länder jenseits der Mainlinie, doch vor allem darum, aus dem Zollverein, der ja noch zuletzt zur Zeit des Kampfes der politischen Meinungen über den Abschluß des französischen Handelsvertrags dem Zusammenbruch nahe gewesen war, ein definitiv verbleibendes und machtvolles Ganze einer wirklich nationalen Volkswirtschaft zu machen. Hier mußten die allgemeinen politischen Bedingungen einer staatlich, wenn auch nur bundesstaatlich, zusammengefaßten volkswirtschaftlichen Gesamtorganisation eintreten, daher ein gemeinsames Bundes-Indigenat, wenn auch vermittelt durch das Einzelstaats-Indigenat. Eine allgemeine staatsbürgerliche Freizügigkeit auch für die Folgen bezüglich des wirtschaftlichen Berufs, des Erwerbs, des Gewerbe- und Wirtschaftsbetriebs, wenn auch selbst noch in der Reichsverfassung mit einigen Beschränkungen für Bayerns selbständige Stellung betr. Heimats- und Niederlassungsverhältnisse, trat somit jetzt für Bund und Reich an die Stelle des Einzelstaatsrechts. Besonders wichtig war die gleiche gemeinsame Gesetzgebung für das Verwaltungsrecht in betreff des Gewerbewesens: eine allgemeine deutsche Gewerbe-Ordnung, welche dem Zollverein noch gefehlt hatte. Auch wurde eine bisher weder im Deutschen Bunde noch im Zollverein erreichte einheitliche und gleichmäßige Gesetzgebung vom und für Bund und Reich erlassen über Münz- und Geld-, Papiergeld- und Bankwesen, ebenso über gewisse Grundsätze des allgemeinen Verkehrs, Kommunikations- und Transport-, Post-, Telegraphen- und Eisenbahnwesens, die nicht erst durch Vertragsvereinbarungen zwischen den Einzelstaaten geregelt wurden. Die Übertragung der auswärtigen Handels- und Zollpolitik ausschließlich an Bund und Reich, ebenso der Konsulartätigkeit, wurden so erreicht. Ausnahmen bildeten Post- und Telegraphenwesen, nicht in der obersten Gesetzgebung, wohl aber in der selbständigen Verwaltung für Bayern und Württemberg, eine allerdings unerfreuliche, aber praktisch nicht gar zu schädliche Bestimmung. Gerade für einen Bismarck waren solche Konzessionen gegenüber dem größeren Einheitszweck, den er erreichte durch Nachgiebigkeit in kleineren Dingen, vielleicht selbst nur um staatlicher und dynastischer Eitelkeiten willen, wohl als zulässig anzusehen. Daß dabei auch sein eigenes, geliebtes Preußen wichtige Rechte an Bund und Reich abtrat, war durch seinen großen politischen und wirtschaftlichen und auch finanziellen Zweck, der in der Bundes- und Reichsbildung einmal lag, entschuldigt. Im Großen und Ganzen bewegte sich besonders diese verfassungs-

mäßige Reichswirtschaftspolitik im Sinne der liberalen Politik, wie sie nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts herrschte; danach fielen dann auch die großen organischen Ausführungswerke der Gesetzgebung für die einzelnen Wirtschaftsaufgaben und auch für den Handels- und Zolltarif aus. In der norddeutschen Gewerbeordnung, die später als Reichsgewerbeordnung galt, in den verwandten sozialen Gesetzen über Freizügigkeit, Niederlassungs-, Eheschließungsrecht, Aus- und Einwanderung, allgemeine Gewerbefreiheit, Aktiengesellschaftsrecht mit bloßen Normativbedingungen ohne Individualkonzession, im Geld-, Münz-, Bank-, Versicherungs- und Börsenrecht und in manchen anderen wirtschaftlichen Gesetzesgebieten, im Handels- und Zolltarif und in Handelsverträgen, vornehmlich bis ums Jahr 1879, waren es die Anschauungen der politischen Mittelparteien wie der in den Reichs- und Staats-Ämtern sitzenden Minister und höheren Beamten, welche sich im Ganzen und auch in wichtigen nicht unstrittigen Einzelheiten der verschiedenen wirtschaftlichen Gesetzgebungswerke offenbarten. Geist, Auffassung, Standpunkte, hier und da auch ganz persönliche Meinungen einzelner hoher Reichsbeamter, vor allem Delbrücks, dann im Ganzen auch die wirtschafts-theoretischen und praktischen Ansichten der deutschen Freihandelspartei, der Mitglieder und Pressevertreter des Deutschen volkswirtschaftlichen Kongresses, und unter den großen politischen Parteien die Auffassungen und Bestrebungen besonders der Nationalliberalen, kamen so vielfach mit zum entscheidenden Einfluß. Ob das immer Bismarcks eigenem persönlichen und auch seinem früheren politischen Parteistandpunkte ganz entsprach, mag mitunter selbst in nicht unwichtigen Fällen bezweifelt werden. So möchten z. B. in der doch mehrfach etwas doktrinär schablonenhaften Ausgestaltung der Norddeutschen Gewerbeordnung, namentlich in ihrer ersten definitiven Fassung, manche Bestimmungen kaum Bismarck zur Zeit, wo sie erlassen wurden, vollends nicht dem früheren Bismarck, weil zu radikal, ganz entsprochen haben. Die späteren zahlreichen sogenannten reaktionären Novellen der Gewerbeordnung weisen wohl mit darauf hin. Aber Bismarck fügte sich, wo er auch anders dachte und für sich allein gehandelt hätte, wie gesagt, der „besseren Einsicht" der Sachverständigen, Delbrücks und anderer. Und so gingen die großen Werke, wie der Übergang zur Goldwährung und deren Durchführung in den Gesetzen über Münzreform, das Reichsbankgesetz, die ganze Gewerbeordnung, die liberalere Handels- und Zollpolitik der ersten Jahrzehnte u. a. m., ziemlich glatt unter Bismarcks oberster Leitung vor sich.

In der Zeit der Durchführung der Goldwährung wurden ihm nur einmal die Verluste durch das Sinken des Silberwerts bei der Einziehung und dem Verkauf des alten deutschen Silbergeldes gegen Gold zu groß, und als die zeitweilig etwas länger währende Abnahme der freilich immer noch relativ riesig großen Goldproduktion der Welt eintrat und sich bei der Zunahme der Prägung und des Umlaufs der Goldmünze in Deutschland wie in anderen Ländern die Schwierigkeit der Goldbeschaffung steigerte, entfloß ihm eines seiner berühmt gewordenen Schlagworte: er glaube, die „Golddecke" werde für die Goldwährungsländer zu eng.

Bismarcks ganze sogenannte liberale Wirtschafts- und Handelspolitik bewegte sich so mehr oder weniger, selbst hier und da etwas schablonenhaft, ohne ausreichende Spezialisierung und Differenzierung und ohne immer genügende Rücksicht auf nationalwirtschaftliche Seiten, im freiwirtschaftlichen, fast freihändlerischen Fahrwasser, auf dem „Manchesterstandpunkt". Das begann selbst ehemaligen politischen konservativen Parteifreunden und, nach seinem späteren offenen Umschwung, seiner Loslösung von

Delbrück, seinem Übergang in das Schutzzoll-nationalwirtschaftliche und sozialpolitische Lager, auch den Parteien und einzelnen Männern, die früher mit ihm zusammengegangen waren, als Prinziplosigkeit, falscher Prinzipwechsel, sogar als Grundbesitzer- und Adelsinteresse, wenn nicht gar als rein persönliches Interesse zu erscheinen. Sein späterer prinzipieller und praktischer Übergang vom Freihandel und der Zollosigkeit für Korn, auch bei der Einfuhr, zum Agrarschutz und zum schließlich sogar sehr hohen Kornzoll, diente hier besonders gern und schroff als Angriffspunkt auch gegen den Wirtschafts- und Handelspolitiker Bismarck. So erklären sich einige der stärksten, auch persönlich schärfsten und gehässigsten Angriffe gegen ihn, teilweise auch die Feindseligkeiten aus konservativem Parteilager von den „Deklaranten" und von einzelnen Zeitungen, Publizisten, Literaten u. a. Das sind die Vorfälle und Personen, über die sich in seinen „Gedanken und Erinnerungen" Bismarck selbst so scharf und z. T. erbittert äußert.

Und das mit Recht. Denn darin tut man unserem Bismarck doch völlig Unrecht. Im Gegenteil: in seinem sogenannten Umschwung in seiner letzten großen staatsmännischen Amtsperiode lenkt er allerdings praktisch, aber gerade auch prinzipiell in der Wirtschaftspolitik, in eine andere Richtung als in seiner früheren Zeit ein. Er rückt auf den Standpunkt des agrarischen und z. T. allgemeinen Schutzzöllners; er wird in der Arbeiterpolitik positiver Sozialpolitiker, wenigstens auf einem der Hauptgebiete, in der Arbeiterversicherung, wird Vertreter des Arbeiterversicherungszwanges. Er war aber doch auch schon früher nicht mehr der einseitige Gewerbefreiheitsmann und, wenigstens relativ, nicht mehr in dem Maße Freihändler im auswärtigen Handel wie in der Zeit des Erlasses der Gewerbeordnung. Dieser Umschwung tritt ungefähr gleichzeitig auch in seiner Finanzpolitik hervor. Er bleibt zwar ein Anhänger, ja ein zu einseitiger Anhänger der Zölle und indirekten inneren Verbrauchssteuern und Monopole, so wenig er damit praktischen Erfolg hatte, und ein Gegner der direkten, besonders der personalen, der Einkommen- und Vermögenssteuern, wäre wohl auch ein Gegner der Erbschaftssteuer geblieben, wenn er den großen politischen und literarischen Kampf um diese noch erlebt hätte; aber seine ihm oft besonders vorgeworfene Umkehr, ja Rückkehr zu Schutzzöllen, auch zum Kornzoll und Eisenzoll, sein großer und weitblickender Übergang zur positiven Arbeiter- und Sozialpolitik, seine schon früher wirksam begonnene großartige Staatseisenbahnpolitik und alles, was damit zusammenhängt, ist wahrhaftig nicht hervorgegangen aus den kleinlichen Gründen, welche ihm manche Gegner vorwerfen.

Nein: hier und in allen verwandten Wirtschafts- und Finanz-Gedanken, -Plänen und erreichten wie nicht erreichten Maßregeln, auch der Sozialpolitik, zeigt sich am meisten der allgemeine große Politiker, dem die einzelne Wirtschafts-, Finanz- und sozialpolitische Maßnahme das notwendige Mittel für seine große allgemeine Politik im nationalen und wahrhaft staatlichen Sinne ist. Gerade im Gesamtinteresse von Reich, Staat, Volk, Volkswirtschaft, Macht und Stärke, auch der Dynastien, war Bismarck erst später Schutzzöllner und besonders agrarischer Schutzzöllner, war er Sozialpolitiker und besonders Vertreter der Arbeiterversicherung, war er Befürworter und Durchführer der Eisenbahnverstaatlichung, auch schon länger anderer Monopole, war er Hindränger auf unbedingt stark zu vermehrende eigene Reichseinnahmen geworden, um das Reich und damit Volk und Volkswirtschaft und die Einzelstaaten zu stärkeren Leistungen, als mit den bisherigen Finanzmitteln möglich war, auf allen Gebieten seiner Tätigkeit, im Rechts- und Machtgebiet und im Kultur- und Wohlfahrtsgebiet anzuspornen.

In die Schutzzollpolitik auch auf Industrie- und Montangebiet als großartiger Erziehungsmaßregel im Listschen Sinn und als Erholungsmaßnahme lenkte Bismarck ein nach den Rückschlägen der 1870er Jahre, welche der Gründerperiode, der gesteigerten Konkurrenz der fremden, besonders der britischen, und der sich erholenden französischen Industrie folgten, ferner nach den ungünstigen Erfahrungen in der liberalen Tarifpolitik, in zu weitgehenden Zollbeseitigungen oder Zollermäßigungen, im Übergang und Rückkehr fremder Länder zu vermehrtem Schutzzoll und zu wirtschafts-egoistischeren Handelsverträgen. Bismarck wurde zweifelhafter an der Richtigkeit und an den praktischen Erfolgen der Freihandelspartei und der dieser huldigenden politischen Parteien und Beamtenschaft, besonders einzelner Politiker wie Delbrücks, Camphausens und anderer Männer in leitender Amts- und parlamentarischer Stellung im Reich und in den Einzelstaaten. Er überzeugte sich zugleich mehr von der Wahrheit und Zweckmäßigkeit der entgegengesetzten Richtung, wurde selbständiger in seinen eigenen wirtschaftspolitischen Auffassungen und wagte, sie in eigener Initiative und durch andere Mitarbeiter durchzusetzen. Die flauen Zeiten der 70er Jahre, die steigende Auswanderung in Deutschland, die günstigen Erfahrungen des Schutzzolls in fremden Ländern, die richtige Erkenntnis, daß die deutsche und sonstige Massenauswanderung nach Amerika, vor allem den Vereinigten Staaten, nicht sowohl ein Produkt schlechterer Lage in Deutschland, als besserer Lage in der Neuen Welt sei und durch günstige Konjunkturen in Ländern der Masseneinwanderung, wie Nordamerika, gesteigert werde, ferner die Erkenntnis, daß Deutschland seine Industrie und seinen Bergbau und auch seinen Fabrikatenexport leichter, stärker und lohnender entwickeln könne für seine ganze Volkswirtschaft, seine Kapitalbildung, für die Lebenslage und besonders die Lohngestaltung seiner industriellen Arbeiterklassen: das alles waren die Beweg- und Bestimmungsgründe, die den großen Realisten Bismarck in das Schutzzollager hinüberführten. Daß er dabei auch manches der Industrie und dem Bergbau mehr zugestand, als er aus ganz freien Stücken getan haben würde, entsprang für ihn neben den allgemeinen eben angedeuteten Gründen auch der Erkenntnis, daß er den industriellen Interessenten, um sie für die ihm vor allem notwendigen Hilfsmaßregeln für die Landwirtschaft zu gewinnen, entgegenkommen müsse. Aber ferner war auch dafür maßgebend die Einsicht, daß es sich in der auswärtigen Handels- und Zollpolitik um eine große, allgemeine Tarifreform handele, um die gesamte nationale, wirtschaftliche Arbeit und Produktion zu schützen, alle Hauptzweige des Inlandes zu kräftigen, wirksamer das Ausland zu bekämpfen und Deutschland günstiger an der Weltwirtschaft zu beteiligen.

Da wurde der Mann des konkreten Vorgehens in der Wirtschafts- und Handelspolitik, auch ohne das bei sich selbst zur Formulierung zu bringen, Systematiker und wahrhaft nationalwirtschaftlicher Handels- und Zollpolitiker. Am schärfsten, überzeugtesten und mit den klarsten Gedanken und Erwägungen trat dies bei Bismarck in seiner neuen agrarischen Handels- und Zollpolitik hervor. Er konnte in der bloßen bisherigen Ausfuhrfreiheit und -zollosigkeit selbst in direkter Begünstigung wie durch höhere Einfuhrzölle für fremdes, und Ausfuhrprämien für heimisches Produkt, wie bei Zucker, in der neuen Phase des ausländischen Verkehrs bei Agrarprodukten nicht mehr das Entscheidende sehen. Bei der großen Entwicklung der transatlantischen Einfuhr von Agrarprodukten, besonders Getreide, auch animalischen Nahrungsmitteln, konnte er nicht verkennen, daß die günstigen Folgen der britischen Aufhebung, besonders der Getreidezölle, aber auch anderer agrarischer

Zölle, für die deutsche Ausfuhr, damit für deutsche Landwirtschaft und ländlichen Grundbesitz nicht mehr wie seit den 1840er Jahren bestanden. Vielmehr waren Amerika und Rußland für England immer wichtigere Bezugsländer für diese Produkte geworden. Umgekehrt hatte Deutschland bei seiner steigenden Bevölkerung, bei der wohlfeilen Masseneinfuhr von Agrarprodukten, ebenfalls aus Osteuropa und Amerika, begonnen, immer mehr gerade hierin aus einem Ausfuhrland zu einem Einfuhrland wie England zu werden. Die seit Jahrzehnten gestiegenen Getreidepreise waren zum Stehenbleiben und Sinken gelangt unter dem Einfluß der wohlfeileren Produktion und des billigeren Transports, besonders des ausländischen Korns. Diese Entwicklung auf der einen, die deutsche industrielle Entwicklung und die erreichbaren günstigen Entwicklungsbedingungen des heimischen Bergbaus, der Kohle, des Eisens und der sich anschließenden Montan-, auch Maschinenindustrie auf der andern Seite hatten bereits, trotz der bisherigen liberalen Handelspolitik gute Erfolge gehabt, würden aber immer mehr bei einem Umschwung derselben zu günstigeren Resultaten führen. Ohne das wichtigste in diesen Dingen, ohne Kornzölle für auswärtiges Produkt, würde aber die Hauptsache fehlen. Der deutsche ländliche Grundbesitz und die Landwirtschaft würden der fremden Einfuhrkonkurrenz gegenüber sich nicht einmal im bisherigen Umfange erhalten, sondern bei vermehrtem Bedarf an agrarischen Nahrungsmitteln, Korn voran, der mit wohlfeileren auswärtigen Agrarprodukten dank dem auswärtigen Handel befriedigt werden könnte, und gerade bei weiter starker Volksvermehrung, Weiterentwicklung von Industrie und Fabrikatenexport und von immer mehr steigender städtischer Bevölkerung wahrscheinlich absolut, und sicher relativ, wie in England, zurückgehen. Um das zu vermeiden, kamen auch Bismarcks Einfuhrzölle für Agrarprodukte nicht allein, aber doch wohl als besonders wirksame Mittel in Betracht. Ob er sie überschätzt oder ganz falsch geschätzt hat, wie manche seiner wirtschaftspolitischen Gegner gemeint haben und noch meinen, ist nicht sicher anzunehmen, ja eigentlich unwahrscheinlich. Er hat namentlich zuerst die sehr niedrigen neuen Zölle überhaupt nicht einmal als Schutzzölle gewollt, sondern als Finanzzölle. Er hat vielleicht die etwas verschiedenen Wirkungen besonders der Kornzölle auf die verschiedenen Größenkategorien der Besitzer und Wirte nicht genügend beachtet; er hat die Wirkungen der Zölle gerade auf wichtigste Nahrungsmittel für den heimischen Konsumenten nicht klar erkannt und die erst allmählich eintretenden Dauerwirkungen auf die inländischen Getreidepreise nicht so weit gewürdigt, als richtig gewesen wäre. Er ist selbst noch verhältnismäßig bald zu bedeutend höheren Einfuhrzöllen, denen eine Wirkung auf den Preis als wirklicher Schutzzoll nicht so weit abgestritten werden kann, wie er es getan hat, genötigt oder durch die Umstände, auch vielleicht mit durch die Interessenten, gezwungen worden. Er hat auch nicht offen und ausreichend gewürdigt, daß durch die Getreidezölle die in einer Beziehung erwünschte Folge einer starken Vermehrung der Einnahmen gerade bei den wichtigsten Nahrungsmitteln zugleich eine schärfere Belastung der mittleren und unteren Konsumentenklasse herbeiführe. Er hat die Konsequenzen nicht gezogen, daß auf diese Weise die ganze Besteuerung ungleichmäßiger und nach den Volksmassen hin schwerer und ungerechter drücke, und daß dies Bedenken vom Standpunkt gerechter Steuerverteilung erregen und Ausgleichungsmaßregeln erfordern müßte.

Hier möchte in manchen Einzelheiten Bismarcks Beweisführung für den Agrarzoll und, soweit er Finanzmaßregel ist, für seine ganze Steuerpolitik, Lücken enthalten. Nicht sowohl was er in der Agrarpolitik getan, war falsch, sondern vielmehr ein Teil

seiner Begründung dafür und das, was er dabei auf anderen agrarischen und Besteuerungsgebieten unterlassen hat, so der bleibende Mangel, die Ausbeutung der Zölle zur mechanischen und spekulativen Preissteigerung der Kapitalwerte des ländlichen, besonders Groß-Grundbesitzes durch gesetzliche und administrative Maßregeln zu hemmen.

Doch die gesamte agrarische Zollpolitik Bismarcks traf das Richtige: die spätere Caprivische gegenteilige Politik übersah das. Bismarcks Politik hat die Ausdehnung im Anbau des ländlichen Bodens mit Korn vor allem für menschliche Ernährung möglich gemacht und erhalten. Wir sind dadurch sehr erwünscht in stärkerem Maße Agrarstaat geblieben und nicht noch rascher und einseitiger Industriestaat, Stadtstaat, Handels-, Geld-, Bank- und Börsenstaat geworden, wir haben ländlichen Grundbesitz größer, stärker, gesünder erhalten und dadurch unsere ganze ländliche Bevölkerung privatwirtschaftlich, sozial, sanitär, ethisch, aber auch unser gesamtes Staatsleben selbständiger, widerstandsfähiger, weniger abhängig vom Ausland erhalten. Unsere politischen Feinde sind zwar nicht wie z. B. die „seebeherrschenden" Engländer so ganz vom Gedanken der Aushungerungspolitik abgekommen,* aber wir haben dieser Gefahr mit immerhin geringerer Sorge dank der Bismarckschen Handels- und Zollpolitik auf agrarischem Gebiete entgegensehen dürfen. In bloßen Zahlen tritt der vorteilhafte Unterschied von Deutschland gegen England gerade hier hervor; wir haben doch immerhin nur bei Weizen und Gerste nötig, ein Drittel unseres Bedarfs aus dem Ausland zu decken, dem unser großer Export an Rübenzucker ausgleichend gegenübersteht. Wir haben bei Roggen und Hafer dank den Zöllen es doch dahin gebracht, fast den ganzen heimischen Bedarf aus heimischem Boden zu decken, bei Roggen selbst ohne die spätere, nicht ganz unbedenkliche Maßregel der Zolleinfuhrscheine. Was das sagen will, braucht in der Gegenwart des englischen und russischen Krieges nicht erst noch betont zu werden. Bismarcks Schutzzollpolitik, besonders in den Agrarzöllen, hat jetzt erst ihre volle und offene Bewährung gefunden. In ihr tritt der große Wirtschaftspolitiker für jeden objektiven Kritiker hervor, auch für den, der in manchen einzelnen Maßregeln und deren Begründung ihm nicht überall beistimmt, und namentlich seine Steuerpolitik mehrfach für der Ergänzung bedürftig ansieht. Auch die freihändlerischen Optimisten und die Illusionäre hinsichtlich des Wollens und der Macht, vor allen der Engländer, uns an unserer freien weltwirtschaftlichen Ein- und Ausfuhr gar nicht wirksam hemmen zu wollen und zu können, sind dieser Bismarckschen Politik gegenüber im Irrtum geblieben, darin längst vom Standpunkt Bismarcks aus erkannt und vollends heute durch die Tatsachen des Weltkrieges widerlegt worden.

Auf die eigentliche Sozialpolitik, namentlich zugunsten der Arbeiter, und auf Bismarcks Hauptanteil daran, soll in diesem Abschnitt nicht näher eingegangen werden, sondern in dem ihr in diesem Werk von anderer Feder eigens gewidmeten. Hier daher nur wenige Worte. Die Größe der Bismarckschen Politik zeigt sich auch hier darin, daß er, der Vertreter des Sozialistengesetzes, nicht nur mit Repressiv-Maßregeln gegen Ausschreitungen der Sozialdemokratie vorgehen wollte, vielmehr war er in großartiger und z. T. völlig neuer Weise positiver Sozialpolitiker mit unmittelbaren Maßregeln zugunsten der wirtschaftlichen und sozialen Lage der Arbeiter. Dies geschah in seinem großen Plan der Arbeiterversicherung. In gewaltigem Lapidarstil hat er die leitenden Gesichtspunkte schon in den prächtigen Motiven zur Unfallversicherung aus 1881, später

noch einmal nach den Attentaten in der Kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1881 allgemeiner hervorgehoben. Jedenfalls waren das seine eigensten Gedanken, wenn auch nicht seine eigenen Formulierungen. Die Novemberbotschaft hat man mit Recht seitdem vielfach das „sozialpolitische Evangelium" Kaiser Wilhelms genannt. Das leitende Prinzip der Arbeiterversicherung, daß sie nämlich auf dem großen Gedanken des Zwangsbeitritts, der Zwangsbeiträge der beiderseitigen Interessenten, Arbeiter und Arbeitgeber, teilweise auch des Staates, nämlich bei der Alters- und Invalidenversicherung, beruhe, ist von welthistorisch wichtiger wirtschafts- und sozialpolitischer Bedeutung. Dieses Vorgehen hat einen Bruch mit dem Manchestertum erzeugt und für das junge preußisch-deutsche Reich und die Hohenzollern ein wichtiges Blatt des Weltruhms gebildet. Daß dabei unter und bei Bismarck die beiden anderen Teile einer notwendigen großzügigen sozialen Arbeiterpolitik: die Arbeiterschutzgesetzgebung und das Arbeiter-Organisationsrecht, nicht ebenso zur Anerkennung und Entwickelung kamen, ja, von Bismarck selbst teilweise prinzipielle und praktische Gegnerschaft fanden, ist freilich daneben zuzugestehen. Es beweist wieder, daß selbst den Größten nicht alles gleichmäßig und vollends nicht auf einmal gelingt. Bismarck als Begründer der Arbeiterversicherung und gleichzeitig der neuen, besonders agrarischen Schutzzollpolitik steht zugleich sozial, national und wirtschaftspolitisch unvergleichlich hoch als Staatsmann da.

Er rückt durch eine andere gleichartige Politik, die ebenfalls nach den drei genannten Seiten von durchschlagender Bedeutung ist, noch höher: durch seine Verkehrs-, besonders Eisenbahnpolitik. Der volle Erfolg, der freilich auch leichter war, wurde ihm schon in der Norddeutschen und Reichsverfassung, allerdings mit Ausnahme der etwas aparten Stellung Bayerns und Württembergs im Post- und Telegraphenwesen zuteil. Es wurde staatsrechtlich, verwaltungsmäßig und fiskalisch Reichssache; es wurde für ganz Deutschland unifiziert; auch die alte Thurn und Taxissche Post, die wenigstens in einigen Kleinstaaten immerhin einen Ersatz für eine fehlende größere Gesamteinrichtung geboten hatte, wurde mit der preußischen und Reichspost vereinigt. Auf dem noch viel wichtigeren Eisenbahngebiete wäre nicht nur im Verkehrsinteresse, sondern auch im allgemeinen politischen, militärischen, im Wirtschafts- und Finanzinteresse bei der maßlosen Zersplitterung des Privatbahnwesens und auch der sonst schon befriedigenderen Einzelstaatsbahnen eine Übertragung auf das Reich als der Übergang zu einem allgemeinen Staatsbahnwesen auch das allein richtige gewesen. Darauf strebte Bismarck z. T. im Widerspruch mit preußischen Staatsmännern, Parlamentariern und Politikern seit den 70er Jahren zielbewußt energisch hin. Der mittelstaatliche politische und administrative Partikularismus trat ihm als nicht zu überwindendes Hindernis entgegen. Aber Bismarcks Pläne verlieren damit nichts, sondern gewinnen nur an Größe. Er hat nach dem Scheitern des Reichseisenbahnplanes, zu dem doch durch den Erwerb der Elsaß-Lothringischen Bahnen im Frankfurter Frieden schon ein kleiner Schritt gemacht worden war, durch die energische Aufnahme der Eisenbahnverstaatlichung in Preußen wenigstens für Preußen das große Ziel erreicht und die geeigneten Männer, den Plan durchzuführen und administrativ und finanziell vortrefflich zu verwirklichen, mehrfach erst an Stelle weniger geeigneter und nicht recht williger, gewonnen. Die Vorteile davon sind Preußen so allerdings vornehmlich zugute gekommen, auch die finanziellen dem preußischen Fiskus. Die apart stehenden Mittelstaaten haben vielfach das Nachsehen gehabt, später auch wohl teilweise erkannt, daß sie sich als Gegner des Reichseisenbahnplanes ins eigene

Fleisch geschnitten haben. Gewisse verkehrspolitische Vorteile hat gewiß auch das ganze Reich und haben auch indirekt die nichtpreußischen Einzelstaaten von der großen preußischen Eisenbahnverstaatlichung gehabt; die finanziellen Vorteile sind Preußen doch vor allem allein geblieben. Die jetzt etwa rund 1/4 Milliarde Mark betragenden Überschüsse aus den Eisenbahnen sind nach aller Eisenbahnschuldverzinsung und -tilgung Preußen für die allgemeinen Staatsausgaben verwendbar geblieben. Sie wären beim Gelingen der Bismarckschen Pläne dem ganzen Reich zugute gekommen und hätten so auch indirekt den viel knapperen fiskalischen Ergebnissen der mittelstaatlichen Eisenbahnnetze erwünscht aufgeholfen. Die großen modernen Staatsverkehrsanstalten: Post, Telegraphie und Eisenbahnen gehören eben mit Recht zu den Dingen des größeren Bundesstaats und Reichs, nicht mehr der Einzelstaaten, auch nicht der größeren. Das hat Bismarck auch früher und klarer erkannt als viele andere deutsche Staatsmänner, Parlamentarier, Politiker, auch als manche preußische, darunter auch administrative und finanzielle Fachmänner selbst.

Leider hat Bismarck mit seinen Monopolplänen nicht denselben praktischen Erfolg gehabt, wie mit der preußischen Eisenbahnverstaatlichung, also im Grunde der größten wirtschaftlichen und finanziellen Monopolmaßregel in der ganzen Welt, vielleicht auch nicht immer dasselbe Geschick bewährt und dieselben geeigneten Mitarbeiter gefunden. Allerdings waren auch die theoretischen und praktischen Hindernisse und Schwierigkeiten persönlicher und sachlicher Art mehrfach wohl noch bedeutender. Aber die Einsicht vor allem in der Tabakmonopolfrage hat Bismarck zwar nicht allein und auch nicht zuerst, aber doch mit am frühesten und in hervortretender Weise bewiesen und die wichtigen Gründe wirtschaftlicher und finanzieller Art scharf erkannt. Bei der bisherigen Entwickelung des Privat-Tabakbaus im Inland, der privaten Industrie auch vielfach in Form der Hausindustrie und kleiner Fabriken, und des privaten Groß- und Kleinhandels, bei der Unvermeidlichkeit großer Enteignungen mit Entschädigung des privaten Interessenten, war allerdings die Monopolisierung besonders schwierig und auch kostspielig. Der Privatkonsum war durch wohlfeile, qualitativ im allgemeinen gute, den Einkaufsgelegenheiten nach sehr zahlreiche Bedienung verwöhnt. Aber Bismarck hat mit Recht erkannt und in guten Beweisführungen mündlich und in seinen Gesetzesvorlagen dargelegt, daß alle Gründe gegen das Monopol nicht stichhaltig seien und die Gründe dafür den Ausschlag gäben. Vielleicht war in der Entschädigungsfrage das, was gewährt werden sollte, alten preußischen, an sich ja ganz berechtigten Gründen gemäß etwas zu knapp bemessen, so daß die ohnehin starke Opposition der privaten Tabakinteressenten der Produktion und des Handels noch größer wurde. Die vermeintliche Verletzung der Konsumenteninteressen in Qualität und Preis, auch in Bezugsgelegenheiten der Fabrikate, wurde gut widerlegt. Das verbleibende und große fiskalische Interesse an der Tabakmonopolisierung als einer doch im Grunde nur abweichenden Form der Tabakbesteuerung wurde deutlich nachgewiesen. Aber es half alles nichts; das Vorurteil gegen alle Monopole war dem Deutschen seit Jahrhunderten charakteristisch, den Theoretikern und privaten Konsumenten, den Wirtschaftspraktikern vielfach zu einem Dogma geworden; auch den eigenen für die Durchführung der Maßregel etwa in Betracht kommenden fachmäßigen Staatsbeamten nicht genehm. Bismarck fand auch in diesen Kreisen vielfach nicht die geeignete Unterstützung, sogar mehr oder weniger offene Opposition. So mißlang der Versuch; es kam zwar zu Reformen der Tabaksteuer, die aber wirtschaftlich

und fiskalisch nicht ausreichten und erst in der späteren nachbismarckischen Zeit zwar auch noch nicht zum Monopol führten, aber doch besser gelangen, auch fiskalisch. Ob ausreichend, möchte auch jetzt noch zu bezweifeln sein, selbst wenn ein besonderes Zigarettenmonopol für die neue Zigarettensteuer gelänge. Hier seien nur noch in der Tabakmonopolfrage zwei Punkte erwähnt. Bismarck hatte wenigstens längere Zeit hindurch den nach der Meinung des Verfassers dieser Zeilen richtigen und guten Gedanken, das Tabaksteuer- und Monopolprojekt mit demjenigen der Arbeiterversicherung zu verbinden. Es sollte der Mehrertrag des Tabakmonopols, wenigstens einer Quote davon, nach Abzug des bisherigen Ertrags für die Reichsfinanzen aus Tabakzoll und -steuer, mit als Dotation des Reichs für die Arbeiterversicherung, speziell für die Alters- und Invalidenversicherung verwendet werden. Dadurch den Monopolplan in weiteren Volkskreisen populärer zu machen, war dabei ein stark mitsprechender Gedanke; der Verfasser dieses hat selbst nach Bismarckschen mündlichen und aus seinen Kreisen kommenden schriftlichen Äußerungen (so seines Sohnes Herbert) diesen Plan eines sogenannten „patrimonium pauperum" oder „patrimonium der Enterbten" öffentlich im Reichstagswahlkampf 1881 und in der Presse oft und scharf mit vertreten, aber der Plan fand auch in dieser Form keine allgemeine Billigung, ist von Bismarck selbst auch später nicht mit der sonst üblichen Energie festgehalten und der allgemeinen Opposition gegenüber schließlich fallen gelassen worden. Als zweiter Punkt sei noch erwähnt, daß besonders die Fortschrittliche Opposition der Richter usw., auch die heimischen Tabakbauer gegen den Plan aufgestachelt haben, als werde ihr Interesse gegen den Zwangsankauf des zu monopolisierenden heimischen Tabaks stark wachgerufen und falle sehr zugunsten des Verkaufs wie bisher an den freien Tabakhandel und -industrie ins Gewicht. Hier möchte auch für Bismarck ein schlagender Gegenbeweis in der Tatsache gelegen haben, daß gerade diejenigen deutschen Tabakbauer, die die beiden Systeme des Absatzes des Rohtabaks an eine Monopolverwaltung oder an die Privaten aus eigener Erfahrung kannten, nämlich diejenigen im Reichsland Elsaß-Lothringen, Freunde des Monopols waren, da sie wußten, was sie für bessere Käufer ihres Tabaks in einer tüchtigen Monopolverwaltung hatten, die nach soliden Grundsätzen handelt, ohne freilich zu überzahlen, als in dem gepriesenen „freien Tabakhandel", der mit allen seinen Kniffen den von ihm abhängigen Tabakbauer zu behandeln und sich fügsam zu machen weiß.

Auch der andere große Monopolplan der Bismarckschen Zeit: der des Branntweins, ist nicht gelungen. Er lag mannigfach für die Produzenten des Branntweins, auch für die Finanz- und Steuertechniker und für Bismarck selbst etwas anders als beim Tabak. Die Gegnerschaft war teilweise auch eine andere und focht mit anderen Gegengründen. Agrarische Interessenfragen, auch des ländlichen Großgrundbesitzes und der Eigenbrenner, der Landwirte, spielten hinein. Aber schließlich gelang ihm auch dieser Plan nicht. Die späteren anderen Steuerformen genügten aber immerhin fiskalisch und technisch etwas mehr als beim Tabak.

In der Reichsfinanzpolitik wurde ja das allgemein Notwendige bis in die erste Reichszeit hinein durch die Übernahme von bisherigen Einrichtungen der Einzelstaaten selbst bestimmt. Das ergab sich aus der Verfassung des Norddeutschen Bundes und des Reiches selbst, daher vor allem aus der Wehrverfassung zu Land und zu Wasser und aus der Verfassung des Verkehrswesens. Die meisten Angelegenheiten der Zivilverwaltung verblieben ja den Einzelstaaten. Auf diese Weise ergab sich auch der erste Rahmen der

Reichsausgaben und folgeweise der erste Umfang und die ersten Arten der Reichseinnahmen. Der glänzende Erfolg des Krieges gegen Frankreich ermöglichte es nach der Erzielung der fünf Milliarden Frcs. französischer Kriegskontribution, nicht nur die Kosten dieses Krieges, soweit sie aus Kriegsschulden des Norddeutschen Bundes und der süddeutschen Staaten bestritten waren, zurückzuzahlen, sondern auch die Kosten der Wiederinstandsetzung des Heeres, der Gewinnung von Fonds für die Sicherung der Kriegsinvaliden (Reichsinvalidenfonds), der Ausstattung und Erweiterung der Elsaß-Lothringischen Reichsbahn, konnten so gesichert werden. So kam das neue Reich nach wenigen Jahren schuldenfrei und die Einzelstaaten mit verringerten Schulden und alle mit finanziellen Reserven aus dem großen Kriege heraus, im Unterschiede zu den meisten und wichtigsten Vorgängen in älterer und neuerer Zeit bei den anderen fremden Staaten. Diesen günstigen Verhältnissen in Deutschland bequemte sich auch die Finanzpolitik des Reichs wie der Einzelstaaten anfangs wesentlich ganz an, auch diejenige Bismarcks. Das war ja auch politisch begreiflich, weil man so das Unliebsame starker, neuer Staatsausgaben und damit unvermeidlicher, schwerer, in Arten und Formen unpopulärer Steuereinnahmen vermeiden konnte. Auch die alte historische Steuerscheu der guten Deutschen, die von jeher in der Not- und Kriegszeit an Blut und Gut viel leichter große Opfer brachten, als in Friedenszeit an Steuern, konnte so besser geschont werden, was vollends unter den neuen Verhältnissen von Reich und Einzelstaaten zueinander auch politisch zu beachten wünschenswert erscheinen mußte. So hat wohl auch Bismarck auf die relative Stabilität der Reichs- und Staatsausgaben und Einnahmen in der ersten Reichszeit als einen normalen Finanzzustand gerechnet und einstweilen sich mit dem begnügt, was zur Herbeiführung des Übergangs der Einzelstaatsfinanzen und des Zollvereins in die Norddeutsche Bundes- und Reichszeit sich fast von selbst als notwendig, aber auch ausreichend erwies. Der Zollverein, nunmehr als Dauereinrichtung und in seiner Tarifgestaltung als abhängig von der Reichsverfassung, konnte auch in finanzieller Beziehung als Hauptgrundlage des neuen Reiches gelten. Die Zolleinnahmen aus fiskalischen und den Schutzzöllen der früheren Zeit brauchten nicht mehr an die Einzelstaaten verteilt zu werden, sondern konnten in die Reichskasse fließen. Von den Reinerträgen aus Post, Telegraphie, Bankwesen, Elsaß-Lothringischen Reichsbahnen galt das gleiche, nicht minder von der inländischen Rübenzuckersteuer. Dazu trat dann der Ertrag der Salzsteuer aus den in der „Reichssalzsteuer" vereinigten früheren Einzelstaats-Regalen, der Ertrag der ebenfalls einheitlich gestalteten einzigen Reichs-Verkehrssteuer: des Wechselstempels, der noch ganz unbedeutenden inländischen Reichstabaksteuer und der Ertrag der vereinigten Norddeutschen Branntwein- und Biersteuer. Mit diesen Finanzmitteln konnte der normale Friedensetat hauptsächlich gedeckt werden. Was daran fehlte, sollte nach der Kopfzahl der Bevölkerung von den Einzelstaaten (Matrikularbeiträge) aufgebracht werden. Eine wesentlich größere Ausgabe und Einnahme des Reichs scheint auch Bismarck wenigstens zuerst nicht ins Auge gefaßt zu haben. Wie es nach Verbrauch der französischen fünf Milliarden werden würde, wie die normalen Einkommenquellen an Zöllen und inneren Verbrauchssteuern für etwaige neue und erhöhte alte Ausgaben, für stärkeren Bedarf auch in Friedenszeit für das Heer und besonders auch für die Flotte, für Zuwachs auch an inneren Reichsverwaltungsausgaben, für etwaige Zinsen und Tilgung für neue Reichsschulden, aus den ursprünglichen Reichseinnahmen gedeckt werden sollten, wurde nicht berücksichtigt. Bei Bismarck trat aber dann bald seine Ab-

neigung gegen die Matrikularbeiträge als Belastung der Einzelstaaten zugunsten des Reichs, sein Wunsch, diesen Zustand zu beseitigen und sein gerade entgegengesetztes Bestreben hervor, die Einzelstaaten aus Kostgebern des Reiches zu Kostgängern desselben zu machen, und zu diesem Zwecke die indirekten Steuern des Reiches zu erhöhen, um dadurch Zuschüsse des Reichs an die Einzelstaaten zu gewinnen und so die Möglichkeit, die direkte Einzelstaatssteuer herabzusetzen, zu schaffen. Das war nicht unbedingt richtig und jedenfalls für die Reichsfinanzen schwierig. Daß die etwaige Vermehrung der Matrikularbeiträge bei deren mangelhafter Verteilungsgrundlage und bei der Verschiedenheit der Einzelstaatseinnahmen und deren Arten große Mißstände und Schwierigkeiten, vielleicht selbst Unmöglichkeiten (zumal bei den kleineren Staaten) mit sich bringen müßten, das waren unverkennbare Mängel der Reichsfinanzverfassung. Zweierlei scheint doch auch Bismarck wenigstens in der ersten Zeit nicht genügend gewürdigt zu haben, auch wenn man dabei es begreiflich genug findet, daß der große Staatsmann sein politisches Werk nicht noch sofort durch neue schwierige finanzielle Aufgaben belasten wollte; einmal war es überhaupt, zumal in einem modernen Staate und in einer modernen Volkswirtschaft mit rascher und kostspieliger Steigerung der Produktionstechnik wie auch der Technik des Heeres und besonders der Flotte in Angriffs- und Verteidigungsmitteln, und auch in vielen Zivilverwaltungszweigen, notwendig, mit den Tatsachen, ja, ich glaube sagen zu dürfen: mit dem förmlichen Entwickelungsgesetz der Vermehrung, Vervielfältigung und Verwickelung, daher auch Kostspieligkeit der Staatsaufgaben zu rechnen, als es freilich ziemlich allgemein bei Staatsmännern und Parlamenten in und außerhalb Deutschlands, aber auch bei den größten, wie einem Bismarck, geschah. Mit dem törichten Einwande linksliberaler Politiker eines Eugen Richter u. a.: „man dürfe keine Steuern „auf Vorrat" ohne einen besonderen konkreten Zweck zu konkreter Zeit bewilligen und müsse allen offenen und heimlichen Bestrebungen in dieser Richtung prinzipiell und praktisch entgegenstehen", konnte und durfte ein großer Staatsmann niemals sich verständigen. Zweitens: vollends in einem so komplizierten neuen Staatswesen, wie in einem Bundesstaat und Reich gleich dem deutschen, konnte die unvermeidliche, allerdings etwas mehr zentralistische als lediglich föderalistische Entwickelung mit ihren finanziellen Folgen für Reich und Einzelstaaten schon von vornherein nicht so verkannt bleiben wie es selbst bei Bismarck, freilich auch vielleicht politisch-taktischer Rücksichten halber, der Fall war. Eben deswegen konnte ein Reich nicht zur Ergänzung seiner sonstigen Einnahmen auf ein so elendes Mittel wie die Matrikularbeiträge der Einzelstaaten, gar nach bloßer Kopfquote, auf die Dauer angewiesen bleiben. Auch die Begründung eines solchen Systems von Matrikularbeiträgen mit parlamentarischen Steuerbewilligungs-Rücksichten reichte hierzu durchaus nicht aus. Sein erwähntes Bestreben, die Einzelstaaten zu Kostgängern des Reiches zu machen und so die etwa formell verbleibenden Matrikularbeiträge an das Reich durch Zuschüsse des Reiches an die Einzelstaaten zu ersetzen, hat so freilich die Finanzpolitik Bismarcks schwieriger gemacht, ohne doch dem Reiche selbst im steigenden Ertrage der Reichssteuern wirklich zugute zu kommen, da die Summen in starkem Maße nur zur Kompensation der von den Einzelstaaten stammenden Matrikularbeiträge dienen sollten. Diese Maßregeln machten Reichs- und Einzelstaatsfinanzen unklarer und die gesamte Finanzlage verwirrter. Die notwendige Vermehrung eigener Reichseinnahmen über die ursprünglichen verfassungsmäßigen Arten und Mengen hinaus hat Bismarck wenigstens später, aber noch zur rechten Zeit, erkannt und scharf betont, auch die

erforderlichen Maßregeln energisch befürwortet und betrieben, freilich längere Zeit hindurch nicht mit ausreichendem Erfolge. Dieser ist ihm erst, auch nicht stets in genügendem Maße, bei den Zöllen, inneren Verbrauchs- und Verkehrssteuern gelungen seit Ende der 1870er Jahre. Es genügt hier, dafür auf das oben bei der Wirtschaftspolitik Gesagte zu verweisen, besonders auf alles das, was in der auswärtigen Zoll- und inneren Wirtschaftspolitik mit der finanziellen Seite im agrarischen und allgemeinen Schutzzoll-System zusammenhängt. Dadurch ist, z. T. freilich erst nach Bismarcks Zeit, aber auf der Basis seiner Steuerpolitik, das Zollwesen, und sind die inneren Steuern, besonders für Tabak, Bier und Branntwein, und die verschiedenen Stempelabgaben, namentlich die Börsensteuern, ihrer notwendig auch finanziellen Aufgabe allmählich ergiebiger gerecht geworden, fast immer übrigens noch in weniger fiskalischer Übertreibung als in dem mit uns konkurrierenden Auslande (Frankreich, Großbritannien, Rußland, auch Italien, Österreich, Nordamerika). Insofern ist die Bismarcksche Finanz- und Steuerpolitik, besonders der Jahre 1878/79, doch auch in ihrer hohen Bedeutung anzuerkennen.

Eine wesentliche Lücke bleibt in dieser Hinsicht aber bis zum Schluß in Bismarcks Politik der direkten Besteuerung offen, sowohl in Preußen, als auch im ganzen Deutschen Reich. Es ist ein Fehler, der gewiß mit auf den Schwierigkeiten der Bundesverfassung, auf den Finanzverhältnissen und Bedürfnissen der Einzelstaaten, auch Preußens, auf der historischen Entwickelung der Einzelstaatssteuerverfassung, auf vielen Vorurteilen der Staatsmänner und Parlamente beruht, aber doch auch stark in Bismarcks Persönlichkeit und finanzpolitischer Auffassung begründet ist. Es hätte von vornherein prinzipiell, und von der Zeit der erhöhten Zoll- und Verbrauchssteuer-Einnahmen an auch praktisch, anstatt der Matrikularbeiträge einer direkten Einkommen- und Vermögenssteuer, auch des Reiches selbst, bedurft. Sogar verbesserte Matrikularbeiträge der Einzelstaaten, etwa als Zuschläge der direkten Einzelstaatssteuern, selbst zu deren Einkommen- und Vermögenssteuer, konnten nicht ausreichen, nicht nur aus dem oft unter Bismarck selbst geltend gemachten, aber nicht unbedingt richtigen Grunde, daß das Reich ebenso steuerpolitisch wesentlich auf indirekten Steuern, die Einzelstaaten und Gemeinden wesentlich auf direkten Steuern finanziell gegründet seien, und weil diese Tatsache auch Bismarcks Steuerpolitik, wie vielfach allgemein, als richtig erschien, sondern auch, weil durch eine derartige Verbindung indirekter Reichssteuern und direkter Einzelstaatssteuern sich steuertechnisch richtig keine auch nur leidlich gleichmäßige Gesamtsteuerbelastung der Bevölkerung in Reich und Einzelstaaten ausführen läßt. Bei der Verschiedenheit der direkten Steuern der Einzelstaaten, die doch auch noch in erheblichem Maße fortbestand, als die Einzelstaaten spontan ihr direktes Steuersystem, besonders ihre Einkommen-, und mehrfach ihre Vermögenssteuer, auch einzelne Ertragssteuern, gleichmäßiger ausgebildet hatten, ließ sich durch Zuschläge der Einzelstaaten für Reichszwecke eine gleichmäßigere Gesamtverteilung der Steuerlast in der Reichsbevölkerung nicht herstellen. Die bei Bismarck wie überhaupt gern bei großen leitenden Staatsmännern, die ihrem Staate bedeutende Leistungen zumuten, vorkommende Vorliebe für indirekte Steuern: Zölle, innere Verbrauchssteuern, auch Monopole, wurde bei Bismarck gern durch Hinweise auf das Ausland, namentlich Frankreich, unterstützt, aber vielfach mit unrichtigen Tatsachen oder wenigstens mit Übertreibungen derselben in der auswärtigen Steuerpolitik. Daß gerade Frankreich trotz der starken Entwickelung seiner Zölle, seiner inneren Verbrauchs- und Verkehrssteuern (Enregistrement und Stempel), seines Tabakmonopols, seiner städtischen octrois, und

trotz seiner fehlenden allgemeinen Einkommen- und Vermögenssteuer sehr starke sonstige direkte Staats- und Gemeindesteuern habe, namentlich in seinen alten direkten Hauptsteuern und den Gemeindezuschlägen dazu: Grund- und Gebäudesteuer, Tür- und Fenstersteuer, Personal- und Mobiliarsteuer, Patentsteuer, ferner, daß eine der direkten Staatsbesteuerung in der Wirkung ähnliche starke Erbschafts- und Schenkungssteuer im Enregistrement bestehe, wurde gerade von Bismarck dabei nicht beachtet. Und doch wirkte diese französische Steuerverfassung, wenn auch technisch mangelhaft, im Prinzip und in praxi so ein, wie es steuerpolitisch zu verlangen ist, aber im Deutschen Reich als finanzieller Gemeinschaft von Reich und Einzelstaaten fehlte. Die gegenseitige Ausgleichungstendenz zwischen der Gesamtheit der indirekten und direkten Steuern fehlte in Frankreich weniger als in Gesamt-Deutschland. Auch von den einzelnen Gliedern des Reichs galt das, z. B. in den süddeutschen Staaten mit ihrem eigenen Biersteuerprivileg, z. T. gerade wegen dieses, in Preußen, wo Bismarck unmittelbar die Steuern beeinflußte, wegen der verbleibenden großen Mängel der direkten Staatssteuern und der Kommunalzuschläge dazu. Von den sogenannten Ertragssteuern war nur die Grund- und Gebäudesteuer schon vor Bismarck gleich im ersten Jahre der Regierung Wilhelms I. endlich reformiert, aber keineswegs genügend, wie es doch möglich gewesen wäre und blieb dann unter Bismarck im wesentlichen beim Alten. Die Gewerbesteuer der 1820er Jahre blieb von einer eigentlichen Reform ganz unberührt. Die wichtige preußische Personalsteuer, die Klassen- und klassifizierte Einkommensteuer wurden erst später unter Bismarck zwar verbessert, die unteren Stufen der Klassensteuer aufgelassen, in den mittleren Stufen erfolgten in späterer Zeit Ermäßigungen, aber die Verbesserungen, namentlich in der Veranlagung, waren völlig ungenügend. Eine eigene Kapitalrentensteuer wurde 1884 in der Gesetzgebung einmal geplant, aber nicht ausgeführt. Bismarcks Absicht, mit der Vermehrung der Zölle und indirekten inneren Reichssteuern eine Verminderung der direkten Staats- und Kommunalsteuern, besonders der personalen Klassen- und Einkommensteuern, zu verbinden, und dazu die erforderlichen Maßregeln zu ergreifen, war der leitende Gesichtspunkt bei seiner Reichs-, Einzelstaats- und Kommunalbesteuerung, besonders in der mittleren und späteren Zeit seiner Reichskanzlerschaft. Dadurch wurde aber die gesamte Verteilung der Steuerlast mehrfach eher noch ungleichmäßiger, vollends je ertragsreicher die Zölle und Reichs-Verbrauchssteuern wurden, je mehr die Ermäßigung gewisser Teile der direkten Staats- und Kommunalsteuern gelang, je mangelhafter der Rest und die neu hinzutretenden direkten Staatssteuern wurden, und je lückenhafter und steuertechnisch mangelhafter das direkte Einzelstaatssteuersystem blieb. Für Preußen muß dabei als ein schwerer Übelstand gerade während Bismarcks Zeit besonders folgendes hervorgehoben werden: bei den direkten Ertragssteuern war der dauernde Mangel einer eigenen Kapitalrentensteuer insofern ein Fehler mit bedenklichen steuerpolitischen Folgen, als der Realbesitz (Grund und Boden und Gebäude), auch gewerblicher, einer Doppelbesteuerung durch Grund- und Gebäudesteuer und zugleich durch die personale Klassen- und Einkommensteuer (wo diese nicht durch Kleinheit des Einkommens fortfiel), belastet war. Hierdurch war auch die Überlastung des Realbesitzes durch seine eigene Personalsteuer gegenüber dem alleinigen sonstigen Einkommen anderer Zensiten aus Gewerbe, Handel, freien Berufen, bloßem Arbeitseinkommen mit großer Ungleichheit der Besteuerung verbunden, sicher Folgen, die den eigentlichen Tendenzen der Bismarckschen Steuerpolitik

widersprachen, aber wegen fehlender Steuerreform doch mit hingenommen wurden. Ohne Deklarationszwang mußte vollends die Einkommensteuer, gerade auch für die reicheren Klassen, außerhalb der Realbesitzer, eine viel mangelhaftere bleiben, so bei reinen Kapitalisten, wie sich auch tatsächlich vielfach gezeigt hat. Daß es aber zu einer wirksamen Reform der Personalsteuer (Klassen- und Einkommensteuer) schließlich nicht kam, namentlich nicht zur Verbesserung des Veranlagungsverfahrens, zur Einführung der Deklarationspflicht, auch fast nicht zur Erhöhung des Steuerfußes für die höheren Einkommen, entsprach wohl allgemein Bismarcks steuerpolitischer Auffassung, war und blieb aber ein Mangel, und immer mehr im Laufe der Zeit mit steuerpolitischen Bedenken und Ungleichmäßigkeit der Gesamtverteilung der Reichs-, Landes- und Gemeindesteuerlast verknüpft, dies gerade um so mehr, als die Erträge der Zölle und der inneren Reichsverbrauchssteuern stiegen und einzelne dieser Zölle, besonders der Agrarzölle, auch in höherem Maße auf die Masse der Bevölkerung, also der unteren arbeitenden und Mittelklassen drückten. Dafür hätte um so mehr gerade Bismarcks aus allgemeinen finanziellen Gründen notwendige und richtige Zoll- und Verbrauchssteuerpolitik gleichzeitig mit einer Reform der direkten Personalbesteuerung im Sinne einer höheren Belastung durch letztere für die höheren Mittel- und vollends die reicheren Klassen begleitet sein müssen. Das praktisch Wichtigste hiervon, eine Verbesserung des Veranlagungsverfahrens, unterblieb aber, wie gesagt. Es muß anerkannt werden, daß erst durch die Reformen unter Wilhelm II., besonders durch Miquel und seine Nachfolger, diese Versäumnis, wenigstens zum erheblichen Teil, gutgemacht worden ist.

Auch trotz dieser Versäumnis bleiben Bismarck als Finanzpolitiker doch so große Verdienste, daß ihm auch als solchem neben dem Wirtschaftspolitiker der große Name zukommt. Auch hier gilt das Wort von ihm: einer kann nicht alles leisten. Auch in finanzpolitischen Einzelheiten hat Bismarck mehrfach Erhebliches geleistet. Es sei nur noch daran erinnert, mit wie zutreffenden Gründen er nach dem französischen Kriege den Übergang des preußischen baren Staatsschatzes an das Reich und die Erhaltung dieser trefflichen preußischen Institution aus den Zeiten Friedrich Wilhelms I. für das neue Reich befürwortete und der fortschrittlichen und doktrinären Gegnerschaft des Parlaments gegenüber durchsetzte. Ohne die baren Mittel des preußischen Schatzes, so sagte er damals, hätte der französische Krieg nicht in und jenseits Saarbrücken, sondern vermutlich am Rhein und vielleicht diesseits des Rheins begonnen, weil Preußen nicht alles für den Krieg so rasch hätte bereit haben können. Da zeigte sich der große Politiker auch als überlegener Finanzmann.

Die meiner Überzeugung entsprechende, manchem Freunde Bismarcks vielleicht etwas zu scharfe Kritik eines Teils seiner Steuerpolitik hat auch in meinen Augen nicht die Folge, den Ruhm Bismarcks als Wirtschafts- und Finanzpolitiker herabzusetzen.





Kupfertiefdruck von Broschek & Co., Hamb.

Bismarck im Jahre 1885

Nach einer Photographie von Loescher & Petsch, Königl. Hofphotographen, Berlin





Bismarcks Kolonialpolitik.

Von Karl Rathgen.

„Ich bin kein Kolonialmensch von Hause aus gewesen" sagte Bismarck in einer seiner wichtigsten kolonialpolitischen Reden, als er am 26. Januar 1889 im Reichstage für den Gesetzentwurf betr. die Bekämpfung des Sklavenhandels und den Schutz der deutschen Interessen in Ostafrika eintrat, einen Gesetzentwurf, der in entscheidender Wendung aus den ersten vorsichtigen Anfängen deutscher Kolonialpolitik herauslenkte. Wir kennen zahlreiche Äußerungen Bismarcks von der Zeit der Reichsgründung an bis 1883, die die Wahrheit jenes Wortes bestätigen.

Wir wissen ja, daß der Staatsmann Bismarck nicht aus dem Boden der allgemeinen deutschnationalen Stimmung der vierziger Jahre erwachsen ist. Damals hatte das Anschwellen der deutschen Auswanderung mancherlei Träume von deutschen Kolonien, mancherlei Pläne von einem Neudeutschland über See entstehen lassen, die Träume und Pläne bleiben mußten, solange ihnen der Rückhalt staatlicher Macht fehlte. Es war natürlich, daß sie wieder erwachten, als die Reichsgründung diese Voraussetzung schuf, in einer Zeit, in der nach Beendigung des amerikanischen Bürgerkrieges die deutsche Auswanderung einen neuen Aufschwung nahm. Wie in den vierziger Jahren wirkte gleichzeitig vom Ausland her das neubelebte Interesse an kolonialer Ausdehnung. Die mit den fünfziger Jahren sich durchsetzenden freihändlerischen Anschauungen hatten in den Kolonialstaaten Westeuropas die Kolonialpolitik als etwas antiquiertes, als eine lästige Erbschaft der Vergangenheit bezeichnet, was freilich nicht hinderte, daß die koloniale Praxis den Besitz immer weiter ausdehnte. Aber auch die Anschauungen vom Werte der Kolonien änderten sich seit etwa 1870, nicht zum wenigsten unter dem Einfluß der schweren wirtschaftlichen Depression, die seit 1873 die Kulturwelt ergriff. Gewinnung neuer Märkte über See schien ebenso wichtig, wie die neuer Felder für die Betätigung nationaler Tatkraft. In England entstand das Schlagwort vom Größeren Britannien, in Frankreich suchte der verwundete nationale Stolz nach Entschädigung in Afrika, in Ostasien.

Was Wunder, daß auch im neuen Deutschen Reiche eine Strömung entstand, anfänglich schwach, vereinzelt, allmählich breitere Kreise ergreifend, die eine nationale Kolonialpolitik forderte: um die deutsche Auswanderung in nationalen Bahnen zu erhalten, um den auswärtigen Handel zu heben, um heimischem Tatendrang Raum zu

verschaffen. Die ersten Vorschläge zur Erwerbung bestimmter Gebiete tauchten schon während der Erörterung der Bedingungen des Friedens mit Frankreich auf. Aber der Reichskanzler verhielt sich durchaus ablehnend. Die ungeheuren nötigsten Aufgaben der Einrichtung des Reiches wollte er sich nicht durch ganz neue Probleme erschweren lassen. Deutschlands politische Interessen lagen in Europa. Neue Reibungsflächen zu schaffen, das Verhältnis zu England zu verwickeln, schien ihm durchaus unerwünscht. Jede Kolonialpolitik führte notwendig in das Interessengebiet der westlichen Großmächte, mit denen der Reichskanzler gute Beziehungen pflegen wollte. In solchen Erwägungen der auswärtigen Politik liegt doch wohl der eigentliche Grund, weshalb sich Bismarck zunächst kolonialpolitischen Vorschlägen gegenüber ablehnend verhielt, nicht in allerlei nach seiner Art drastisch hingeworfenen Bemerkungen, die in seiner Umgebung aufgezeichnet sind, wie die, daß Kolonien für uns ein kostspieliger Luxus sein würden, wie die seidenen Zobelpelze in polnischen Adelsfamilien, die kein Hemd haben, oder daß er dem deutschen Beamten die Fähigkeit, Kolonien zu verwalten, nicht zutraue. Solche Betrachtungen haben Bismarck nicht gehindert, später tatsächlich eine deutsche Kolonialpolitik zu eröffnen. Wirtschaftliche Gründe drängten ihn zunächst nicht auf diese Bahnen. Der Auswanderung stand er mit sehr stark ablehnenden Empfindungen gegenüber, die er auch stets festgehalten hat: für den Deutschen, der seinem Vaterlande den Rücken kehre, fehlte ihm jede Sympathie. Von einer Auswanderer-Schutzpolitik wollte Bismarck nichts wissen.

Für den Handel über See aber erstrebte er vor allem, daß dem deutschen Kaufmann und der deutschen Ware in friedlichem Wettbewerb gleiche Gelegenheit geboten sei: freier Zugang in fremde Kolonien, gemeinschaftliches Vorgehen der zivilisierten Staaten in Halbkulturländern und unzivilisierten Gebieten, kurz das, was man später die Politik der „offenen Tür" genannt hat. Über den Schutz der Person des deutschen Kaufmannes sollte die neue Macht des Reiches nicht hinausgehen. Eine solche Politik entsprach nicht bloß der Überlieferung der Hansestädte und Preußens, es war nicht bloß eine Politik des geringsten Kraftaufwands. Sie war auch richtig in einer Zeit, in der die Kolonialstaaten das alte exklusive Kolonialsystem beseitigt hatten, und solange die zivilisierten Staaten die Gesamtinteressen der weißen Völker gemeinschaftlich wahrnahmen, wie das in Ostasien lange Zeit der Fall war. Den höchsten Erfolg erreichte diese Politik eben unter Bismarcks Führung in der Berliner Konferenz von 1884/85 und der daraus hervorgegangenen Kongoakte zu einer Zeit, in der die Voraussetzungen solcher Politik schon im Zerbröckeln waren. War die Spitze der Kongoakte doch wesentlich gegen England gerichtet, das jahrzehntelang der Träger jener Grundsätze gleicher Gelegenheit für alle gewesen war. Daß dieser Zweck der Kongoakte später durch Leopold II. und durch die französische Kongopolitik in raffinierter Weise vereitelt werden sollte, hat 1885 kein Mensch vorhergesehen.

Die Solidarität der Kulturstaaten in überseeischen Gebieten erwies sich als ein unsicheres Fundament, als die überseeischen Machtbestrebungen, vor allem Englands und Frankreichs, wieder stärker hervortraten. Die Begünstigung der eigenen wirtschaftlichen Interessen der Kolonialstaaten zeigte sich teils offen, wie in den französischen, teils versteckter, wie in den britischen Besitzungen. Ärgerliche Streitigkeiten über Landansprüche deutscher Kaufleute, die nach der Annexion der Fiji-Inseln durch Großbritannien 1875 entstanden, haben auch auf den Reichskanzler Eindruck gemacht.

Aber jahrelang wurden solche Reibungen ertragen und erst als die Wendung zu einer neuen überseeischen Politik erkenntlich war, wurden sie zu neuer politischer Verwertung hervorgezogen.

Daß das Deutsche Reich gewillt sei, selbst Kolonien zu begründen, nicht bloß persönliche Interessen deutscher Kaufleute über See, sondern auch deren territoriale Erwerbungen unter seinen Schutz zu nehmen, war nach der langjährigen Haltung Bismarcks eine Überraschung für die Welt. Als der neue Grundsatz im Frühjahr 1884 erklärt wurde – klar und scharf in dem Auftrag an den deutschen Konsul in Kapstadt am 24. April 1884 – nahm man das im englischen Auswärtigen und im Kolonial-Amte überhaupt nicht ernst und es dauerte Monate, bis man in London einsah, daß hier tatsächlich neue politische Wege eingeschlagen waren. Nur so erklärt sich das lässige tatsächliche Ignorieren der deutschen Ansprüche, wodurch man in London dem Gegner scharfe Waffen für den diplomatischen Kampf in die Hand gab.

Ganz so unvermittelt und unvorbereitet, wie es dem damaligen oberflächlichen Beobachter scheinen mochte, war die Wendung freilich nicht.

Seit dem Ende der siebziger Jahre war ja überhaupt eine grundsätzliche Wandlung in der deutschen Wirtschaftspolitik eingetreten. Seit Bismarck selbst 1880 die Leitung des preußischen Handelsministeriums übernommen hatte, wurde sichtbar, daß neben den Zollschutz für den inländischen Markt ein reges Interesse an der Förderung des Exports trat. Erörterungen über Einrichtung subventionierter Dampfschiffahrtslinien begannen, wenn auch in vorsichtiger Form. Großes Aufsehen erregte es in Deutschland, als Anfang 1880 dem Reichstage eine Vorlage gemacht war, einer deutschen Gesellschaft, welche die Unternehmungen der Firma J. C. Godeffroy auf Samoa fortführen wollte, eine Dividendengarantie von Reichs wegen zu gewähren. Aber es ist doch sehr fraglich, ob darin schon, wie meist behauptet wird, die planmäßige Einleitung einer eigentlichen Kolonialpolitik zu suchen war. Die Samoa-Vorlage ging über den Rahmen des persönlichen Schutzes deutscher Kaufleute an sich nicht hinaus. Neu war nur das Versprechen einer Dividendengarantie, um das Unternehmen als deutsches zu erhalten. Diesem Novum, nicht eigentlich dem Prinzip einer Kolonialpolitik, galt die Ablehnung des matt verteidigten Vorschlages im Reichstage, die aber mit der Kleinlichkeit ihrer Motive der beginnenden Kolonialbewegung Wasser auf die Mühle führen sollte. Bismarck selbst hat die Samoa-Vorlage später als einen Fühler bezeichnet. Jedenfalls machte ihre Ablehnung ihn nicht geneigter, auf weitere kolonialpolitische Pläne einzugehen, die ihm in der nächsten Zeit entgegentraten. So wies er Anfang 1883 Pläne des Kommerzienrat Baare ab, weil in dem damaligen Reichstage die für eine Kolonialpolitik nötige nationale Gesinnung nicht zu finden sei. Noch im Juli 1883 erschien gegenüber dem Drängen der kolonialpolitischen Agitation eine offiziöse Erklärung, daß das Deutsche Reich mit der Erwerbung von Kolonien eine zu große Verantwortlichkeit auf sich laden würde. Sollte diese Erklärung beruhigend auf das Ausland wirken? Sollte sie die öffentliche Meinung Deutschlands auf die mit einer Kolonialpolitik verbundenen Opfer hinweisen? Fest steht jedenfalls, daß der Reichskanzler um diese Zeit schon mit weittragenden Erwägungen beschäftigt war. Hanseatische Kaufleute, die im tropischen Westafrika in herrenlosem Gebiete Handel trieben, klagten über mangelnden Schutz, fühlten sich in der Südsee von australischen Ausdehnungsplänen bedroht. Und ebenso war es mit territorialen Erwerbungen des Bremers

Lüderitz in südwestafrikanischen Gebieten, von denen die britische Regierung wiederholt erklärt hatte, daß sie nicht britisches Gebiet seien, die jetzt aber die kapländische Regierung sich anschickte zu annektieren. In Deutschland aber war, wie Bismarck dem Grafen Münster nach London mitteilte (2. April 1884), die Überzeugung erschüttert, daß jede Ausdehnung der britischen Autorität in unzivilisierten Ländern ein Gewinn für alle Nationen sei, weil eine Erweiterung des Gebietes geordneter Rechtszustände darin liege. Und nun erging jenes Telegramm nach Kapstadt vom 24. April 1884, daß die Erwerbungen des Kaufmannes Lüderitz nördlich vom Oranjefluß unter dem Schutze des Reiches ständen. Es waren dieselben Tage, in welchen Deutschland in London Einspruch dagegen erhob, daß der Verkehr mit dem Kongobecken durch den englisch-portugiesischen Vertrag vom 26. Februar 1884 den Mißbräuchen portugiesischer Zollverwaltung an der Kongomündung ausgeliefert werde. (29. April 1884.)

Es war der Beginn einer neuen Periode. Was hat Bismarck zu dem Bruche mit der bisherigen Politik bewogen? Was hat ihn bestimmt, jetzt die Klagen deutscher Kaufleute zum Anlaß zu nehmen und ganz neue Bahnen der Politik einzuschlagen?

Bismarck hat früher und später erklärt, eine solche Politik könne er nur befolgen, wenn sie getragen sei von der starken Strömung einer großen nationalen Überzeugung. Er hat noch in seiner letzten großen Kolonialrede im Reichstage am 26. Januar 1889 erklärt: nur der Druck der öffentlichen Meinung, der Druck der Mehrheit hat mich bestimmt, zu kapitulieren und mich unterzuordnen. Ein langjähriger Beobachter deutscher Verhältnisse, der britische Botschafter in Berlin, Lord Ampthill, berichtete am 28. Juni 1884: „es ist eine merkwürdige Tatsache, daß Fürst Bismarck entgegen seinem Willen und seiner Überzeugung durch die öffentliche Meinung zur Einleitung der Kolonialpolitik getrieben ist, die er bisher als schädlich für die Konzentration deutscher Kraft und Macht erklärt hatte." Diese Vorstellung von dem gegen seinen Willen vorwärts gedrängten Bismarck ist mit der Wirklichkeit kaum in Einklang zu bringen, auch wenn der Fürst sich zu seiner Deckung ihrer bediente. Er hat anderen Strömungen bekanntlich widerstanden, die ganz anders mächtig erschienen.

Gewiß hatte sich seit dem Ende der siebziger Jahre eine deutsche Kolonialbewegung entwickelt, die durch Vorträge und durch die Presse die öffentliche Meinung zu gewinnen suchte; Vereine entstanden, die Einheit in die Bewegung bringen wollten. Aber man kann nicht behaupten, daß all das bereits eine große Macht im öffentlichen Leben Deutschlands gewesen wäre, die politischen Parteien beherrscht hätte. Es lag doch wohl so, daß Bismarck in dieser Kolonialbewegung eine nationale Kraft sah, neue Ideale des Nationalgefühls, die er in einer Zeit verbreiteter innerer Verdrossenheit nicht vernachlässigen wollte. Er sah in der Kolonialpolitik ein Tor für den Überschuß von Kraftgefühl, Unternehmungsgeist und Entdeckungsgeist in der deutschen Nation (14. März 1885), Kräfte, die durch das Reich für das Reich nutzbar gemacht werden konnten. Es waren Bestrebungen, die bei denselben Parteien Widerspruch fanden, welche dem Kanzler im Reichstag opponierten, die ihm dabei Hilfskräfte in den inneren Kämpfen werden konnten. Es ist nicht unmöglich, daß auch die Sympathie des Kronprinzen mit der kolonialen Bewegung in Bismarcks Motiven mitgespielt hat.

Wenn der Kanzler überseeische Besitzergreifungen überhaupt für nötig hielt, dann war es auch nötig, rasch zuzugreifen, angesichts der Bestrebungen der anderen Kolonialmächte. Die Aufteilung der Welt zwischen alten und neuen Kolonialmächten war im

vollen Gange. Verharrte Deutschland jetzt in seinen Bedenken, so wäre es bald zu spät gewesen. In späteren Zeiten würde man es bereut haben (Rede vom 26. Jan. 1889). Wiederholt hat Bismarck es ausgesprochen, daß es sich um die Sicherung von Gebieten für die Zukunft handele, wie bei der Mutung eines Bergwerks, dem spekulativen Ankauf eines Baugrundstücks.

Erwog der Kanzler überhaupt die Möglichkeit kolonialer Besitzergreifungen, so mußte ihn gerade in diesem Augenblicke die internationale Lage reizen, seine Meisterhand zu erproben. Es war die Zeit des höchsten Einflusses Bismarcks in der Welt. Frankreich war unter Jules Ferrÿs Leitung im Einverständnis mit Deutschland seit 1881 dabei, in Tunis, in Ostasien, in Madagaskar, in Westafrika seine Kolonialherrschaft auszuweiten, in dauernden Reibungen vor allem mit England. England, das als überseeische Macht vor allem in Betracht kam, war durch das Ministerium Gladstone gerade jetzt in das gespannteste Verhältnis zu Frankreich wie zu Rußland geraten und dadurch gefesselt. Am 12. Februar 1884 hatten die Russen, entgegen den feierlichsten Zusagen, Merw besetzt. In Afghanistan steigerten sich die Gegensätze, die im nächsten Jahre in dem Zusammenstoß von Penjdeh gipfelten. Vor allem die Besetzung Ägÿptens 1882 hatte die englische Politik in eine Kette von Schwierigkeiten verschlungen, in denen sie auf den guten Willen Deutschlands den größten Wert legen mußte. Mit Rußland war die deutsche Politik durch das Neutralitätsabkommen vom 21. März 1884 wieder in ein besseres Verhältnis gekommen.

Es soll nicht im einzelnen geschildert werden, mit welcher Meisterschaft, man könnte sagen mit welcher Berufsfreude dem überraschten England die Zustimmung zu den deutschen Besitzergreifungen abgenötigt wurde. Ägÿpten war der Punkt, an dem der Hebel angesetzt wurde. Als die englische Regierung im Frühjahr 1884 den deutschen Bestrebungen verständnislos und unfreundlich entgegentrat, den Besitzergreifungen zuvorzukommen suchte, wurde ihr rundheraus erklärt, Deutschland könne in Ägÿpten nicht entgegenkommen, wenn es in den kolonialen Fragen schlecht behandelt würde. Aus Rücksicht auf Ägÿpten gab Lord Granville in den strittigen Punkten nach (Juni 1884): Anerkennung der deutschen Hoheit über Angra Pequena, Aufgabe des Kongovertrages mit Portugal, Einsetzung einer Kommission für die deutschen Ansprüche in Fiji. Und auch weiterhin lag in den Verhandlungen über die Finanzkontrolle in Ägÿpten, wie in dem Druck der russischen Schwierigkeiten der eigentliche Grund, warum es in der Südsee wie in Afrika zu einer Verständigung über die kolonialen Ansprüche kam (März/April 1885). So schroff Bismarck gelegentlich gegen das liberale Ministerium auftrat, im Ganzen verlor er dabei das Ziel eines guten Verhältnisses zu England nicht aus den Augen. Zweimal schickte er seinen Sohn nach England im Interesse der Verständigung, und die schließliche Einigung trug im Geben und Nehmen durchaus den Charakter eines Kompromisses. Erst recht war das der Fall, nachdem Lord Salisburÿ die Leitung der Geschäfte in England übernommen hatte, der gegenüber Rußland und Frankreich ein gutes Verhältnis zu Deutschland und dem Dreibunde wünschte. Als 1888 Unruhen an der ostafrikanischen Küste ausbrachen, wirkten englische und deutsche Schiffe zusammen. Zur Ordnung der unerquicklichen Verhältnisse in Samoa wurde an dem Zusammengehen mit England festgehalten (Samoa-Akte von 1889) trotz aller Unzufriedenheit der kolonialen Kreise. In der großen Reichstagsrede vom 26. Januar 1889 aber betonte Bismarck nachdrücklich, wie sehr er die Fühlung mit England, auch in

den kolonialen Fragen festzuhalten wünsche. Und was er hier in der Öffentlichkeit erklärte, wiederholten die Anweisungen an seine Beamten. „England ist uns wichtiger wie Sansibar und ganz Ostafrika zusammen", „die Erhaltung von Lord Salisbury an der Regierung hat für mich mehr Wert als ganz Witu". So wuchtig die diplomatischen Verhandlungen 1884/85 geführt waren, um die kolonialen Ansprüche Deutschlands durchzusetzen: im Vordergrunde stand dem Fürsten doch immer die europäische Politik und das um so mehr, als nach Jules Ferrys Sturz (30. März 1885) das Verhältnis zu Frankreich sich rasch verschlechtert hatte.

Wie sehr koloniale Ansprüche hinter den Anforderungen der europäischen Politik zurücktreten mußten und wie wenig Bismarck geneigt war, andere als diplomatische Mittel für ihre Behauptung einzusetzen, zeigte der Streit, der mit Spanien über die Karolinen entstand. Er wurde durch den überraschenden Ausweg eines päpstlichen Schiedsspruches aus der Welt geschafft (22. Oktober 1885).

Mit der gleichen Wucht wie in der auswärtigen, setzte Bismarck die Kolonialpolitik im Reichstage im Kampfe mit seinen politischen Gegnern durch. Wenn neben der Zentrumspartei und der Sozialdemokratie vor allem der linke Flügel der Liberalen die alte freihändlerische Gegnerschaft gegen die Kolonialpolitik betätigte, so sehen wir den Reichskanzler ganz persönlich den Kampf gegen die alten Feinde, gegen Richter, gegen Bamberger führen. Hier vor allem betonte er die nationale Seite der neuen Bewegung. Mit wahrer Kampfesfreude benutzte er jede ungeschickte Wendung, die den Gegnern entschlüpfte, beschuldigte er sie die Geschäfte des Auslandes zu besorgen. Es war in den Kämpfen um die Kolonialpolitik, daß er (13. März 1885) jenes prachtvolle Bild entwarf von dem deutschen Völkerfrühling, den zu erschlagen Loki, der Parteigeist, den blinden Hödur, den Wähler, zu verleiten suche.

Hatte er anfänglich vorsichtig noch davon gesprochen, daß es sich um den Schutz unsicherer Unternehmungen handle, aus denen man sich herausziehen könne, wenn die Sache nicht gehe (26. Juni 1884), so war das doch wohl mehr parlamentarische Taktik als eigene Überzeugung. Wies er doch am selben Tage darauf hin, daß es unmöglich sei, über alle schwebenden Fragen cartes sur table zu spielen. In den Vordergrund stellte er weniger den unmittelbaren Nutzen als die staatliche Pflicht, deutschen Unternehmungen Schutz zu gewähren.

Das ist dann auch der leitende Gesichtspunkt dafür, wie nun diese neue Kolonialpolitik durchzuführen sei. Auch nach den Besitzergreifungen kommt Bismarck immer wieder auf sein altes Bedenken zurück, daß unser bureaukratisches Beamtentum zur Verwaltung von Kolonien sich nicht eigne, eine Vorstellung, die in seinen allgemeinen Anschauungen über die Bureaukratie wurzelte. Deshalb soll das Reich die Kolonien nicht selbst verwalten, sie sollen nicht „Provinzen" werden. Das Reich soll sie nach außen hin schützen, es soll im Innern für die nötige Gerichtsgewalt sorgen. Alles weitere bleibe den Unternehmern, den Kaufleuten überlassen. Sie sollen für die einzelnen Schutzgebiete Kompagnien errichten, die wie die ostindischen, die Verwaltung besorgen, denen das Reich die nötigen Befugnisse durch einen Schutzbrief, einen Charter, überträgt, wie das gerade damals die englische Kolonialpolitik neu zu beleben suchte. Die Voraussetzung dafür war freilich, daß sich solche Kompagnien von genügender Kapitalkraft bildeten. Und in dieser Hinsicht hat Bismarck die Initiative und Opferwilligkeit der Interessenten überschätzt, die Vorsicht der hanseatischen Kaufleute unter-

schätzt. Im tropischen West-Afrika gelang die Bildung solcher Gesellschaften von vornherein nicht. In den übrigen Schutzgebieten kamen sie, unter mancher Hilfe der Regierung, zwar zu Stande. Aber sie waren, mit Ausnahme etwa der Jaluit-Gesellschaft, viel zu schwach, als daß sie die ihnen zugewiesenen Aufgaben hätten erfüllen können. Früher oder später war das Reich eben doch genötigt, die Verwaltung selbst in die Hände zu nehmen und die nötigen Zuschüsse zu leisten.

Es ist nicht zweifelhaft, daß der Reichskanzler sich darüber bald klar geworden ist. Als der Vorkämpfer deutscher Kolonialpolitik, Fabri, 1889 die Forderung einer intensiveren Reichsverwaltung der Schutzgebiete stellte, antwortete ihm Bismarck (5. Juni): „Was die koloniale Frage im allgemeinen betrifft, so ist zu bedauern, daß dieselbe in Deutschland von Hause aus als Parteisache aufgefaßt wurde und daß im Reichstage Geldbewilligungen für koloniale Zwecke immer noch widerstrebend und mehr aus Gefälligkeit für die Regierung oder unter Bedingungen eine Mehrheit finden. Die Kaiserliche Regierung kann über ihr ursprüngliches Programm bei Unterstützung überseeischer Unternehmungen nicht aus eigenem Antriebe herausgehen und kann nicht die Verantwortung für Einrichtung und Bezahlung eigener Verwaltung mit einem größeren Beamtenpersonal und einer Militärtruppe übernehmen, solange die Stimmung im Reichstage ihr nicht helfend und treibend zur Seite steht und solange nicht die nationale Bedeutung überseeischer Kolonien allseitig ausreichend gewürdigt wird und durch Kapital und kaufmännischen Unternehmungsgeist Förderung findet." Während der Reichskanzler selbst so, ähnlich wie 1878 während der Vorbereitung des Schutzzolltarifs, um Unterstützung für weiteres Vorgehen warb, war er doch selbst schon über das ursprüngliche Programm hinausgegangen. Wohl behauptete er aus taktischen Gründen noch auf ihm zu stehen, als Anfang 1889 für die Niederwerfung des Aufstandes an der ostafrikanischen Küste zum ersten Male zu kolonialen Zwecken größere Summen gefordert wurden. Er wies zur Begründung auf die moralische Verpflichtung zur Unterdrückung des Sklavenhandels hin, auf die Pflicht, in Afrika die christliche Kultur zu fördern. Er konnte sich darauf berufen, daß der Reichstag durch Annahme eines Antrages Windthorst (14. Dezember 1888) die Regierung zu Maßnahmen gegen den Sklavenhandel aufgefordert hatte. Die ganze Maßregel war aber doch etwas Neues, bedeutete eine grundsätzliche Wendung in der Kolonialpolitik, die der Änderung der Machtverhältnisse im Reichstage entsprach. Der Kartellreichstag von 1887 bot eine ganz anders feste Stütze, als die Reichstage von 1881 und 1884. Die Zentrumspartei trat aus ihrer bisherigen Negation heraus unter dem Einfluß der Antisklavereibewegung, die vor allem von den Kreisen der katholischen Missionen getragen wurde. Wieder sehen wir den Reichskanzler die Gunst der allgemeinen Lage benutzen. Wie 1884/85 vertrat er seine Vorlage persönlich im Reichstage, trat er mit England, mit Frankreich, mit Portugal, mit dem Papst in Verbindung.

Die Bewilligung einer Reichsunterstützung für eine Postdampferlinie nach Afrika, 1885 noch abgelehnt, wurde Anfang 1890 durchgesetzt.

Als Bismarck am 20. März 1890 das Reichskanzleramt verließ, war die Weiterentwickelung vorgezeichnet. Er hatte das Reich zu weit in die Kolonialpolitik hineingeführt, als daß es noch zurückgekonnt hätte. Die Entwickelung einer eigenen Reichsverwaltung in den Schutzgebieten war angebahnt, die Errichtung einer besonderen Abteilung für Kolonialpolitik im Auswärtigen Amte war vorbereitet.

Wenn heute ein deutsches Helgoland die deutsche Bucht gegen den Feind schützt, so wollen wir nicht vergessen, daß dessen Erwerbung durch Bismarcks Nachfolger im Vertrage vom 1. Juli 1890 zuerst 1884 im Zusammenhang mit kolonialpolitischen Besprechungen in London angeregt worden ist.

Man hat mit Recht gesagt, daß Bismarcks Politik durchaus eine europäische, noch keine Weltpolitik im späteren Sinne war. In seiner Kolonialpolitik reicht er über sein eigenes Zeitalter hinaus. Er hat dem deutschen Volke das Tor offengehalten zu dem Wege, auf dem es sich weiterentwickeln kann. Auch auf diesem noch bescheidenen Gebiete zeigt sich uns der ganze Bismarck in der Kraft seiner Entschlüsse auf ganz neuen unerprobten Wegen, in der meisterhaften Ausnutzung der Weltlage und der Schwächen seiner Gegner im Kampfe um ein großes nationales Ziel einer späteren Zukunft.



Bismarcks Sozialpolitik.

Von Karl Rathgen.

Noch kein halbes Jahr war verflossen, seit Bismarck mit der Leitung der preußischen Politik den heftigsten Kampf gegen Liberalismus und Demokratie aufgenommen hatte, als dieser ein neuer Gegner von linksher erstand: Vom 1. März 1863 war das offene Antwortschreiben Lassalles datiert, das die politische deutsche Arbeiterbewegung einleitete.

Aus derselben Zeit stammen die ersten aktenmäßigen Zeugnisse von dem Interesse des Ministerpräsidenten an der Arbeiterfrage. Wir wissen, daß er bald darauf mit dem Präsidenten des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins persönlich in Beziehung getreten ist, dessen überspanntem Selbstbewußtsein Bismarck freilich mit dem Gedanken gegenübertrat: „was kannst Du armer Teufel geben". Aber interessanter waren ihm immerhin Lassalles sozialpolitischen Ansichten als die Plattheiten ihrer gemeinschaftlichen Gegner. Wenn Bismarck damals sich der armen Waldenburger Weber annahm, ihnen die Mittel zur Begründung einer Produktivgenossenschaft verschaffte, so war es ihm gewiß ein Vergnügen, daß er damit auch gegen die fortschrittlichen Arbeitgeber jener Weber Stellung nahm. Aber es ist doch nur eine sehr dürftige Auffassung, die in all dem nur eine Episode in dem Kampfe gegen die Fortschrittspartei sah.

Es handelte sich für Bismarck um etwas viel Tieferes und viel Dauerhafteres. Es handelte sich um die ganze Auffassung von der Stellung des preußischen Staats gegenüber den sozialen Fragen, es handelte sich um Mittel zur Bekämpfung der daraus entstehenden Schwierigkeiten, es handelte sich um Anschauungen, an denen Bismarck mit überraschender Zähigkeit festgehalten hat und mit denen er in Widerspruch zu der in Beamtentum und Parlament herrschenden Meinung trat.

Als in dem vom Grafen Itzenplitz geleiteten Handelsministerium 1865 erklärt wurde, daß gewisse Eingriffe in die Arbeitsverhältnisse „den ersten Grundsätzen der Volkswirtschaftslehre" widersprächen, erhob er den schärfsten Widerspruch. Es klingt ganz wie die Kritik, die eben in der Wissenschaft gegenüber dieser Volkswirtschaftslehre erwachte, wenn er aussprach, daß die Theorien nur insofern zur Anwendung gelangen könnten, als sie auf das Maß und die Bedingungen der vorhandenen Zustände zurückgeführt seien.

Unbekümmert um die Modetheorien, die dem Staate jeden Eingriff in die Arbeitsverhältnisse verboten, wies der Ministerpräsident am 18. März 1863 den Minister des Innern auf die Wichtigkeit der Errichtung von Arbeiterversorgungsanstalten hin. Die Regierung müsse zur Gründung solcher Anstalten anregen und für ihre Beaufsichtigung sorgen. Wie beim Sparkassenwesen habe der Staat ein Interesse an der Förderung einer Einrichtung, welche den arbeitenden Klassen die Gelegenheit biete, sich durch eigene Anstrengung und Sparsamkeit in jüngeren Jahren eine gesicherte Leistung im Alter zu verschaffen. Auf diesem Wege könne sich der Arbeiter eine Invalidenpension sicherstellen, so daß er nach Erschöpfung seiner Arbeitskraft nicht im gebrechlichen Alter der Armenpflege anheimfalle. Der Gedanke hat Bismarck nicht wieder losgelassen. Er hat 1869 gemeint, die Post könne, wie als Sparkasse und Lebensversicherungsanstalt, auch für die Altersversorgung nutzbar gemacht werden. Bis dann 1877 der Plan der späteren Arbeiterversicherung sich zu einem Ganzen formte.

Wie Bismarck später einmal im Reichstage erklärte, es sei ihm ganz gleichgültig, ob man seine Vorschläge Sozialismus nenne, so schrieb er schon 1871 an den Handelsminister: „Eine Einmischung des Staates in die sozialistische Bewegung ist so wenig gleichbedeutend mit dem Siege der sozialistischen Doktrin, daß mir vielmehr die Aktion der gegenwärtig herrschenden Staatsgewalt als das einzige Mittel erscheint, der sozialistischen Bewegung in ihrer gegenwärtigen Verirrung Halt zu gebieten und dieselbe insbesondere dadurch in heilsame Wege zu lenken, daß man realisiert, was in den sozialistischen Forderungen als berechtigt erscheint und in dem Rahmen der gegenwärtigen Staats- und Gesellschaftsordnung verwirklicht werden kann." „Die sozialistischen Theorien sind bereits so tief in die Massen eingedrungen, daß es als ein vergebliches Bemühen erscheint, sie ignorieren oder ihre Gefahren durch Stillschweigen beschwören zu wollen. Im Gegenteil erscheint es mir als dringend geboten, dieselben so laut und so öffentlich als möglich zu erörtern, damit die irregeleiteten Massen nicht immer lediglich die Stimmen der Agitatoren vernehmen, sondern aus dem Für und Wider lernen, was an ihren Forderungen berechtigt und unberechtigt, möglich und unmöglich ist." Und als brennendste Fragen werden die der Arbeitszeit und des Arbeitslohnes und die Wohnungsnot bezeichnet. Ein vergebliches Bestreben sei es, die Agitation zu beschwören, wenn man den Agitatoren ihre besten Agitationsmittel lasse.

Damals fielen solche Worte in den Fachministerien noch auf steinigen Boden. Die von Bismarck 1865 und 1871 gewünschten Untersuchungskommissionen führten nicht zu Ergebnissen. Bismarck selbst hat in den gewaltigen politischen Kämpfen des Verfassungskonfliktes und der Reichsgründung nur gelegentlich zu den sozialpolitischen Aufgaben Stellung genommen. Aber aus den Augen verlor er sie nicht. Im Gegensatz zu der allgemeinen freihändlerischen Stimmung des Beamtentums zog er Männer in seine Umgebung, die auf diese Doktrinen nicht eingeschworen waren, wie H. Wagener, wie

L. Bucher, und zu der Eisenacher Versammlung, auf der 1872 der Verein für Sozialpolitik gegründet wurde, entsandte er einen seiner Vertrauten.

Erst seit Bismarck, um 1876, sich mehr und mehr den Problemen der Wirtschaftspolitik des Reiches widmet, können wir von mehr als einzelnen sozialpolitischen Ansichten, können wir von einer Bismarckischen Sozialpolitik sprechen.

Alle Sozialpolitik, das wird so oft vergessen, ist in erster Linie Politik, ist das Verhältnis des Staates zur Gesellschaft und den in ihr wirkenden Kräften und Machtverhältnissen. Wenn irgendwo, ist vor allem in Bismarck der Sozialpolitiker nur zu verstehen im Zusammenhang seiner Gesamtpolitik und Staatsauffassung, aus den jeweiligen politischen Strömungen und den wechselnden politischen Aufgaben.

Bismarck ist an die sozialen Schwierigkeiten und Aufgaben herangetreten nicht vom Sozialen her. Bestimmend waren ihm immer die Bedeutung für das preußische Königtum, für den preußischen Staat, für das Deutsche Reich. Er beurteilte auch diese Dinge immer danach, wie sie seinen großen politischen Zwecken dienten. Danach wechselten Ansichten und Mittel. Was nicht damit zusammenhing, war ihm nebensächlich. Aber alles sah er daraufhin an, wie es dienstbar gemacht werden könne. Wie er es oft gesagt hat, die Salus publica war der Richtstern seines Handelns; an der Befestigung des Reiches wollte er arbeiten, so lange es für ihn Tag war.

Wer so stark staatlich empfand, wie Bismarck, konnte sich selbstverständlich nicht bei dem wirtschaftlichen Individualismus beruhigen, der in den fünfziger und sechziger Jahren in der öffentlichen Meinung herrschte, im Beamtentum nicht weniger als in Parlament und Presse. Wie er der Opposition im Landtage das Wort des jugendlichen Friedrich des Großen entgegenwarf, daß er der König der armen Leute sein wolle, so sollte auch jetzt der preußische Staat, das Reich der große Regulator, der allgemeine Wohltäter sein. Wie die Handels-, die Eisenbahn-, die Steuerpolitik sollte die Sozialpolitik dazu dienen, alle Klassen der Bevölkerung enger mit dem Reiche zu verknüpfen. Der Arbeiter sollte die Grundlagen seines Wohlergehens im Reiche finden und erkennen.

Den kühnsten Griff seiner inneren Politik, die Einführung des allgemeinen, gleichen Wahlrechts, rechtfertigte er als das Mittel, um die gesunden Elemente, welche den Kern und die Masse des Volkes bilden, wieder in Berührung mit der höchsten Gewalt zu bringen.

Rein politisch gedacht ist dann der Wandel in Bismarcks Anschauungen über die Arbeiterbewegung. Wohl erklärte er diese für notwendig, um dem Egoismus der Besitzenden und der großen Unternehmer Opfer abzuringen, wohl hat er mehr als einmal von ihrem berechtigten Kerne gesprochen. Gemeint waren damit aber nur wirtschaftliche Ziele. Für die demokratische Seite der Arbeiterbewegung fehlte dem großen Autoritär das Verständnis. Ihre politische Betätigung unter der Führung Lassalles und Schweitzers war ihm nicht unwillkommen. Aber sobald Anfang der siebziger Jahre der internationale Marxismus zur Herrschaft kam, das Kokettieren mit der Revolution, die Drohungen mit Gewalt sich breitmachten, änderte sich das. Bismarck sah in diesem Gebahren doch vor allem die Auflehnung gegen die Autorität. Er rechnete mit der Möglichkeit von Straßenkämpfen und revolutionären Erhebungen. In dem Schreiben an Itzenplitz vom 21. Oktober 1871 über Besprechungen mit dem österreichisch-ungarischen Reichskanzler in Gastein stellt er an die Spitze die Notwendig-

keit, „den Wünschen der arbeitenden Klassen – das Wort in dem schiefen, aber ganz und gäben Sinne verstanden – welche in den Wandlungen der Produktions-, Verkehrs- und Preisverhältnisse eine Berechtigung haben, durch die Gesetzgebung und die Verwaltung entgegenzukommen, soweit es mit den allgemeinen Staatsinteressen verträglich ist." Aber als zweite Forderung fügt er sofort die hinzu, „staatsgefährliche Agitationen durch Verbots- und Strafgesetze zu hemmen, soweit es geschehen kann, ohne ein gesundes öffentliches Leben zu verkümmern".

In der Novelle zum Strafgesetzbuch werden 1875 schärfere Waffen gegen die verhetzende Agitation gefordert; 1878 wird mit aller Energie und unter Ausnützung der Zeitumstände das Gesetz zur Bekämpfung der Sozialdemokratie durchgesetzt und in Kraft erhalten bis zum Ende von Bismarcks Reichskanzlerschaft.

War dabei immer betont, daß mit der Repression die positiven Maßregeln zugunsten der wirtschaftlich Schwachen Hand in Hand gehen müßten, so waren diese doch schwerer und mühsamer durchzusetzen. Die Schwierigkeiten lagen so gut in der tatsächlichen Kompliziertheit der wirtschaftlichen Verhältnisse, wie in dem Widerstand der Parteien und der Interessentengruppen. Sie lagen zum Teil doch auch in der Eigenart Bismarcks selbst.

Es ist ja gänzlich schief, wenn man ihn etwa als den typischen Junker dargestellt hat. Aber er war doch vor allem auch der Mann der starken Autorität. Daß er dabei voll Mißtrauen gegen die staatliche Bureaukratie war, auf der einen Seite große Anstalten und Einrichtungen des Reiches schaffen wollte, auf der andern die Schattenseiten staatlichen Reglementierens so scharf betonte, gehört nun einmal zu dem Bilde seiner Gesamtpersönlichkeit.

Vollständig schief ist es auch, aus den einzelnen Äußerungen und Maßregeln Bismarcks ein folgerechtes System der Sozialpolitik aufbauen zu wollen. Vieles geschah, was der Politiker als Kompromiß hinnehmen mußte, um ein bestimmtes Ziel doch in der Hauptsache zu erreichen. Wenn er später von manchem sagte, daß er es so nicht gewollt habe, so ist das nur zuweilen ein Verschieben im Gedächtnis. Er hat in Reichstagsreden und in Denkschriften selbstverständlich nicht immer seine innersten Gedanken aussprechen können. Oft sollte gerade eine bestimmte Wirkung erzielt, ein Widerspruch entwaffnet, ein Gegner niedergeschlagen werden. Manches Argument diente dem politischen Kampfe um ganz andere Dinge. Manches, was uns widerspruchsvoll erscheint (z. B. wie der Gegner der Mahl- und Schlachtsteuer zum Kämpfer für Getreide- und Viehzölle wird), hat er, den wechselnden Staatsnotwendigkeiten sich anpassend, sicher gar nicht als Widerspruch empfunden. Und daß er aus der Erfahrung lerne und danach seine Ansichten auch gewechselt habe, hat er mit überlegenem Behagen dem doktrinären Eigensinn seiner Gegner entgegengehalten. Bismarck läßt sich auch als Sozialpolitiker in ein System, unter eine Formel nicht pressen. Keine Schule kann ihn in Anspruch nehmen. Für unfehlbare Systeme, die die Wirklichkeit meistern wollten, wie die doktrinäre Freihandelsschule, hatte er die vollste Verachtung. Theorien und Dogmen machten ihm auf unserem Gebiete, wie auf allen anderen, keinen Eindruck. Aber jedes praktische Beispiel weckte seine Aufmerksamkeit. Er war auch hier ganz der Mann des Willens. Nicht theoretische Vollkommenheit, sondern die rasche Tat fordert er. Als die Vorarbeiten zur Arbeiterversicherung bei der Neuheit des Gegenstandes nur langsam vorrückten, drängt er, daß vor allem irgend etwas geschehen müsse.

Selbstverständlich bildet Bismarck sich seine Anschauung und – sehr starke – Überzeugungen wirtschafts- und sozialpolitischer Art. Aber es ist ganz bezeichnend, wie sie zustande kommen. Bismarck kam an diese Dinge ja nicht als Fachmann heran. Er ging durchweg aus vom Einzelerlebnis. Es sind oft kleine, an sich unbedeutende Vorfälle, aus denen intuitiv die konstruktive Phantasie die allgemeine Anschauung entwickelt. In einer Reihe von Fällen können wir das sehr hübsch nachweisen, wie z. B. seine Eisenbahnpolitik, seine steuerpolitischen Ansichten sich an der Hand einzelner Vorkommnisse bilden. Selbstverständlich hatte das seine Gefahren. Es ist nicht merkwürdig, daß Bismarck so manches einseitig sah, daß manche Äußerungen für die Fachleute verblüffend waren. Es war jedenfalls eine Methode, die nur beim schöpferischen Genius zu großen Ergebnissen führen konnte.

Jede wirtschaftspolitische Maßregel hat ihre soziale Seite, Ursachen und Wirkungen gesellschaftlicher Natur. Man könnte das ganze Gebiet Bismarckscher Wirtschaftspolitik durchlaufen und es nach dieser Seite hin untersuchen. Nichts ist bezeichnender als Bismarcks Stellung zur Eisenbahnpolitik. Mit gleicher Schärfe und Lebhaftigkeit erfaßte er die kleinen Mißstände der Zersplitterung des deutschen Eisenbahnwesens unter einigen sechzig Verwaltungen, wie die große Grundfrage, daß die Eisenbahn ein Machtmittel zur Beherrschung des Wirtschaftslebens ist, daß hinter ihrer allgemeinen Bedeutung die Rücksicht auf Dividenden, wie auf fiskalische Einnahmen zurücktreten muß. Ein solches Machtmittel muß aus politischen, aus sozialen, aus wirtschaftlichen Gründen in den Händen der Gesamtheit liegen. Zunächst des Reichs. Und da das nicht durchzusetzen ist, wenigstens in der Hand des preußischen Staats.

Alle Steuerpolitik hat einen eminent sozialen Charakter. Wie soll die Steuerlast auf die Klassen der Gesellschaft verteilt werden? Die Berliner Mietsteuer bekämpft Bismarck seit 1864. Sie ist „eine der unvollkommensten, drückendsten, nach unten hin wachsende, sogenannte degressive Steuer, eine der unbilligsten, die überhaupt gefunden werden kann". (4. März 1881.) Es ändert an der Richtigkeit des Urteils nichts, daß die Einschätzung der Reichsbeamten zu der Steuer den Anlaß zur Kritik gibt und daß der Reichskanzler mit Vergnügen dem Berliner Magistrat, der nichts zur Beseitigung der Steuer tut, seine unsoziale Gesinnung vorhält.

So betont Bismarck immer wieder den eckigen Druck direkter Staatssteuern auf die kleinen Leute. Er möchte nur eine Anstandssteuer auf das Einkommen der Wohlhabenden. Er wirft schon früh den Gedanken an eine stärkere Besteuerung desjenigen Einkommens auf, das nicht aus Arbeit stammt. Er setzt von viel weitergehenden Wünschen wenigstens die Aufhebung und Milderung der untersten Stufen der Klassensteuer durch. Die für das Reich so unbedingt nötige Vermehrung seiner Einnahmen soll auf eine Weise herbeigeführt werden, die am wenigsten drückend empfunden wird, vor allem durch Steuern auf Gegenstände des entbehrlichen Massenverbrauches. Und die Vermehrung der Reichseinnahmen soll so reichlich sein, daß das Reich der große Wohltäter ist für die Einzelstaaten, wie für die breiten Massen, die in der Durchführung der Arbeiterversicherung eine größere Sicherheit ihrer Leistung finden sollen.

Auch in dem Eintreten für das Gedeihen der Produktion fehlen die sozialen Gesichtspunkte nicht: der Hinweis auf reichliche und stetige Arbeitsgelegenheit. Aber es ist

nicht zu verkennen, wie mit zunehmendem Alter hier die Rücksicht auf die großen Grundbesitzer, auf die großen Unternehmer in den Vordergrund tritt.

Was nun Bismarcks Stellung zur Arbeiterfrage im engeren Sinne betrifft, so hat er nicht nur in den schon erwähnten Schreiben und Denkschriften von 1865 und 1871 ausgesprochen, daß die Selbsthilfe der Lohnarbeiter zur Erreichung besserer Lohn- und Arbeitsbedingungen staatliche Unterstützung finden müßte. Immer wieder kam er darauf zurück, daß „das Anweisen des Schwachen auf seine eigenen Kräfte und auf Privathilfe" mit den preußischen Traditionen im Widerspruch stehe. Er hat noch 1878, in einer Reichstagsrede vom 17. September, in der er die utopischen Bestrebungen der Sozialdemokratie zurückwies, gesagt: „Die Gewährung von Staatsmitteln zu Produktivgenossenschaften ist eine Sache, von deren Unzweckmäßigkeit ich noch heute nicht überzeugt bin". Wenn der Staat Versuche über landwirtschaftliche Systeme anstelle, wäre es doch auch nützlich, Versuche, wie sie 1864 mit dem Darlehn an die Waldenburger Weber gemacht seien, zu erneuern, um auch in der Beschäftigung der Menschen die soziale Frage durch Verbesserung des Loses der Arbeiter zu lösen. Daß die Schwierigkeit für den Erfolg der genossenschaftlichen Produktion in dem kaufmännischen Teile der Verwertung der gewonnenen Produkte liegt, sprach freilich der Reichskanzler auch deutlich aus.

Das Koalitionsrecht und die Arbeitseinstellung erkannte er als berechtigte Kampfmittel der Arbeiter an. Wenn aber dadurch über den unmittelbaren Zweck der Verbesserung der Arbeitsbedingungen hinaus gewirkt werden, wenn der Erfolg der Produktion selbst gefährdet würde, wie bei Arbeitseinstellungen der Landarbeiter, wenn der Kontraktbruch zur Waffe des Kampfes, wenn die öffentliche Ordnung gefährdet werde, dann regte sich in dem autoritären Staatsmanne der heftige Widerspruch, wurden die Gefühle des Großgrundbesitzers rege.

Nach den Erfahrungen des ersten zur fabrikmäßigen Großindustrie übergegangenen Landes, Englands, stand in vorderster Reihe der vom Staate zugunsten der Lohnarbeiter zu ergreifenden Maßregeln die Arbeiterschutzgesetzgebung, oder wie man damals sagte, die Fabrikgesetzgebung, und ihre Durchführung: Beschränkungen der Freiheit des Arbeitsvertrages bei der Festsetzung der Arbeitszeit, namentlich der Frauen und Kinder, Festsetzungen über die Lohnzahlung usw., alles das gesichert durch die staatliche Fabrikinspektion. Unverkennbar ist Bismarcks Stellung zu solchen Forderungen im Laufe der Zeit immer ablehnender geworden. Zum Teil ist das der Verschiebung der allgemeinen wirtschaftlichen Lage zuzuschreiben. In den ersten siebziger Jahren war die Nachfrage nach Arbeitskräften so stark, daß ihre Ausbeutung bis zur Erschöpfung zu befürchten war. Frauen und jugendliche Arbeiter vor Überanstrengung zu schützen, erschien als ein Gebot der Humanität und gegenüber der in starkem Aufschwunge befindlichen und mit großen Gewinnen arbeitenden Industrie leicht durchführbar. Im Frühjahr 1873 war der Reichskanzler mit der Veranstaltung einer Erhebung über Frauen- und Kinderarbeit in Fabriken als Einleitung zu weiteren Maßregeln der Gesetzgebung ganz einverstanden, die über das bescheidene aus der preußischen Gesetzgebung von der Gewerbeordnung übernommene Maß hinausführen sollte.

Aber eben damals erfolgte die Krisis, welche die lange Depression des Wirtschaftslebens der ganzen Kulturwelt einleitete, die mit kurzen Unterbrechungen bis in die Mitte der neunziger Jahre anhielt. Diese Wendung hat auf Bismarck, wie auf alle Zeit-

genossen einen tiefen Eindruck gemacht, der in seiner ganzen Wirtschaftspolitik zu beobachten ist. Verschärfungen der Gewerbeordnung in der Zeit ungünstiger Konjunktur einzuführen, war er durchaus abgeneigt.

Bismarcks spätere Abneigung gegen eine weitergehende Arbeiterschutzgesetzgebung und ihre Durchführung durch die Ausbildung der Gewerbeinspektion hat aber doch tiefere Gründe als die damaligen Zeitumstände. Vor allem war es doch eine wachsende Abneigung gegen Eingriffe in die Freiheit des Arbeiters, über seine Zeit zu verfügen, eine wachsende Furcht, die Produktion und die Gewinne des Unternehmers zu beeinträchtigen, die Henne zu schlachten, die die goldenen Eier legt. Werden die Gewinne des Unternehmers beeinträchtigt, so stellt er seine Tätigkeit ein und der Arbeiter hat überhaupt keine Arbeit mehr. Beschränkt man die Arbeitszeit, so sinkt in gleichem Verhältnis das Einkommen des Arbeiters. Es ist besser, der Jugendliche arbeitet, als daß er sich herumtreibt. Die Argumente erinnern stark an die der sonst so verachteten Manchestermänner. Merkwürdig, wie dabei die lebensvollen Beispiele doch wesentlich ländlichen, landwirtschaftlichen Verhältnissen entnommen sind. Es ist der Großgrundbesitzer, der aus seiner Erfahrung spricht. Überraschend ist dann wieder, daß das Recht auf Arbeit anerkannt wird (Rede vom 4. Mai 1884) unter Berufung auf das Allgemeine Landrecht. Bei näherem Zusehen stellt es sich doch mehr als die Pflicht der öffentlichen Körperschaften dar, Notstandsarbeiten einzurichten, als das Recht des Arbeiters, in seinem Beruf beschäftigt zu werden.

Was Bismarck, im Sinne des selbstherrlichen Arbeitgebers, gegen den Arbeiterschutz bedenklich stimmt, ist vor allem die Abneigung gegen seine Durchführung durch die Gewerbeaufsichtsbeamten. Der Fabrikinspektor ist ihm bedenklich, der den Unternehmer in seiner Tätigkeit stört, die Fabrikbesitzer der Regierung feindlich macht, wenn er nach seinen individuellen Ansichten durch Autoritätsbedürfnis, durch Rechthaberei, durch enthusiastischen Idealismus Schaden anrichtet. Das alte Mißtrauen Bismarcks gegen die Bureaukratie bricht durch, in der jeder die Ansprüche seines Ressorts übertreibe und sie erschöpfend erledigt sehen wolle, ehe er den Interessen der Regierten ein Existenzrecht einräume.

Daß Bismarcks Ansichten gerade über die Arbeiterschutzgesetzgebung einer der Anlässe waren, die zu der Entfremdung zwischen ihm und Kaiser Wilhelm II. führten, ist an dieser Stelle nicht auszuführen.

So fremd, einer vergangenen Zeit angehörig, uns heute jene Ansichten berühren, ein Gedankengang kehrt in ihnen wieder, der in eine fruchtbare Zukunft wies: wie wichtig für den Schutz des Arbeiters die Arbeiterversicherung werden würde, deren Organisationen ein Interesse hätten, Unfälle und vorzeitige Invalidität zu verhüten, die aus Erschöpfung durch Arbeit und aus Krankheit im Dienst hervorgehe. (So vor allem in dem Schreiben an den Handelsminister vom 10. August 1877.)

Das führt uns zu Bismarcks ureigenster und folgenreichster sozialpolitischer Tat: der Einführung der allgemeinen zwangsweisen Arbeiterversicherung. Wohl gab es gewisse Ansätze und Vorläufer, die Bismarck nicht unbekannt waren, das Knappschaftswesen der Bergleute, die Gemeindekrankenkassen. Die „caisse des retraites pour la vieillesse" Napoleons III. hatte ihn interessiert. Schon Ende 1862 und 1863 hatte er seine Ministerkollegen auf die Bedeutung von Alterspensionskassen hingewiesen, die den alternden Arbeiter von der Sorge befreie, der Armenpflege anheimzufallen. Das Haftpflichtgesetz

von 1871, das Hilfskassengesetz von 1876 hatte seinen Beifall. Immer stärker wuchs in ihm die Überzeugung, daß es die Unsicherheit der Existenz sei, die den Arbeiter unzufrieden mache. Wenn das Reich ihn befreie von der Sorge vor den Folgen von Unfällen, der Arbeitsunfähigkeit durch Krankheit, Erschöpfung, Siechtum, Alter, so werde man ihn mit dem Reiche verknüpfen, ihn aus der Reichsfeindschaft befreien, in die die Agitatoren ihn hineinhetzten.

Als der Kanzler gegen diese die Waffe der Repression in dem Sozialistengesetz von 1878 erlangt hatte, stand fest, daß neben diese die präventive, die positive Tätigkeit des Staates zu treten habe. Aus einzelnen Anregungen und Gedanken, ohne direktes Vorbild kristallisierte sich der umfassende Plan der Unfall-, Kranken-, Invaliden- und Altersversicherung. Im Herbst 1880 wurden die ersten Beratungen bekannt. Und wenn zunächst nur die Rede von einem Unfallversicherungsgesetze war, so ließ Bismarck sich bald vernehmen, daß man erst am Anfang einer Gesetzgebung stehe, die vielleicht einen zehnjährigen Zeitraum ausfüllen könne. Der Staat habe die Aufgabe, kräftig für diejenigen einzutreten, die ohne Mitwirkung des Staates enterbt sein würden. Am 8. März 1881 wurde der Gesetzentwurf über die Unfallversicherung zum ersten Male dem Reichstage vorgelegt und am 2. April hielt der Kanzler die erste der großen staatsmännischen Reden, mit denen er das schwierige Werk vorwärts zu treiben suchte.

Hier ist nicht diese Gesetzgebung selbst in ihrem Werdegang und ihrem Inhalte nach darzustellen. In dem Kampfe um das gewaltige Werk, der von 1881 bis 1889 dauerte, zeigt sich uns, wie jedesmal, wenn es sich um ganz große und neue Aufgaben handelte, Bismarck in der ganzen Größe seiner staatsmännischen Kraft, der Kühnheit seiner Staatskunst, die sich im Kampfe am wohlsten fühlt. Es handelte sich ja nicht etwa um eine allgemein volkstümliche Forderung. In einer rastlosen Agitation, die zunächst auf Bismarck allein ruhte, mußten die neuen Gedanken der Nation nahegebracht werden. Eine Welt von Zweifeln und Hohn, von Gleichgiltigkeit und doktrinärer Verneinung galt es zu überwinden. Ohne Bismarcks zähes Drängen, ohne die Wucht seines persönlichen Eintretens wäre das Werk nie zur Vollendung gekommen.

Ungeduldig auf das Hauptziel vorwärtsdrängend, gibt er beweglich und findig im einzelnen nach, selbst in den wichtigsten Organisationsfragen, auf die er den größten Wert legt. Er hat die Unfallversicherung als große Reichsanstalt gewollt und dann mit aller Kraft den korporativen Aufbau der Genossenschaften betrieben. Er war gegen die bureaukratische Gestaltung der Invalidenversicherung. Er wollte in Reichszuschüssen die Arbeiterversicherung zur großen Wohltäterin machen und mußte in der Hauptsache darauf verzichten. Waren doch auch die großen dazu nötigen Mittel, die vor allem das Tabaksmonopol liefern sollte, vom Reichstage nicht zu erlangen. Er fühlte selbst, daß es sich um unerprobte Dinge handle, über die erst Erfahrung zu sammeln war, die spätere Revision nötig mache. Er, der über die Belästigung mit statistischen Erhebungen wettern konnte, hat die erste große brauchbare Berufsstatistik veranlaßt, um die Unterlagen für sein großes Werk zu beschaffen.

Kein besseres Zeugnis aber für die Bedeutung, die Bismarck seinem Werke beilegte, gibt es als die kaiserlichen Botschaften von 1881 und 1883, die doch wohl ganz Bismarcks Feder entstammend, in feierlichen Worten den Reichstag antrieben, das Werk zu fördern: Nicht ausschließlich im Wege der Repression sozialdemokratischer Ausschreitungen, sondern gleichmäßig auf dem der positiven Förderung des Wohles der Arbeiter sei die Heilung

der sozialen Schäden zu suchen. „Wir halten es für Unsere kaiserliche Pflicht, dem Reichstage diese Aufgabe von Neuem ans Herz zu legen und würden Wir mit um so größerer Befriedigung auf alle Erfolge, mit denen Gott sichtlich Unsere Regierung gesegnet hat, zurückblicken, wenn es Uns gelänge, dereinst das Bewußtsein mit zu nehmen, dem Vaterlande neue und dauernde Bürgschaften eines inneren Friedens und den Hilfsbedürftigen größere Sicherheit und Ergiebigkeit des Beistandes, auf den sie Anspruch haben, zu hinterlassen." Und nachdem das Programm der drei großen Versicherungen aufgestellt ist, heißt es weiter: „Für diese Fürsorge die rechten Mittel und Wege zu finden, ist eine schwierige, aber auch eine der höchsten Aufgaben jedes Gemeinwesens, welches auf den sittlichen Fundamenten des christlichen Volkslebens steht".

Heute, wo die Sozialversicherung immer weiter ausgebaut und befestigt dasteht, würde keine Partei es wagen, sie grundsätzlich zu bekämpfen. War ein Hauptbedenken, daß ihre Lasten der deutschen Industrie die Konkurrenz auf dem Weltmarkte erschweren würden, sehen wir heute, daß die Grundgedanken der Sozialversicherung ihren Siegeszug durch alle Kulturstaaten angetreten haben.

Man hat wohl mit einem gewissen hämischen Vergnügen darauf hingewiesen, Bismarck habe das Ziel der Vernichtung der Sozialdemokratie auf diesem Wege nicht erreicht. Aber sein Werk hat Millionen von Deutschen mit dem Reiche aufs engste zusammengeschlossen, wie er es erhofft hat, und die erhebenden Tage des Ausbruchs des Weltkrieges haben uns gezeigt, wie mit dem ganzen Volke auch die sozialdemokratischen Massen um das Reich und seine Einrichtungen sich geschart haben. Daran hat die Sozialversicherung ihren großen Anteil.

Bismarck hat uns gezeigt, daß alle Sozialpolitik am letzten Ende auf der Macht, auf der politischen und wirtschaftlichen Einheit des Reiches beruht. Die ist die Voraussetzung jeder gesunden sozialen Entwicklung.





Kupferlichtdruck von Broschek & Co., Hamburg

Bismarck am Schreibtisch im Jahre 1886

Nach einer Photographie von A. Bockmann





Bismarck und das neue Deutschland.

Von Friedrich Meinecke.

Die großen Jahrhunderterinnerungen strahlen uns jetzt auf wie Leuchtfeuer im Sturme. Im vergangenen Jahre feierten wir am 3. September den Säkulartag des preußischen Gesetzes über die allgemeine Wehrpflicht, deren Kräfte uns das Deutsche Reich erkämpften und es uns jetzt behaupten müssen gegen eine Welt von Feinden. Nun steigt auch die Riesengestalt des Reichsgründers vor uns auf, und das Jahrhundert, das sein irdisches Leben und Wirken umfaßte, endet in gewaltiger Steigerung mit dem großen Kampfe um die Existenz und Zukunft des von ihm geschaffenen Werkes. Es ist eine grimmige Jahrhundertfeier, die uns das Schicksal diktiert. Aber es ist in seinem Geiste, daß sie nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse, sondern durch Eisen und Blut gefeiert werden muß. Das bedeutet nicht, daß ein dämonischer Einfluß seines Geistes uns trieb, das Schwert des Eroberers zu ziehen. Er warnte uns vielmehr davor, und hat seit 1871, was er durch seine Kraft und Kunst nur irgend vermochte, getan, dem deutschen Volke den Frieden zu bewahren und die schwellenden Fluten zu zerteilen, die es bedrohten. Aber er hat allerdings mit dem ihm eignen mächtigen Schicksalsgefühle die Rosse und Wagen am Himmel zu schauen vermocht, die einmal kommen mußten, wenn das geschichtliche Leben seine Tiefen auswirkte. Er hat uns vorausgesagt daß der Krieg von 1870 ein Kinderspiel gegen den nächsten Krieg sein würde, daß dieser unter sehr viel komplizierteren und gefährlicheren Verhältnissen als damals wahrscheinlich werde auszukämpfen sein. Als er in der Nacht vor seinem Tode zu Gott für Deutschland betete, mag er vielleicht an eine solche Prüfung, wie sie nun über uns gekommen ist, gedacht haben. Wir enthalten uns der müßigen Klage, daß er heute nicht mehr unter uns ist und uns leiten und beraten kann. Wir handeln in seinem Geiste, wenn wir denselben Gott anrufen, den er anrief, und mit jenem freien und selbständigen Heldentume, das ihn zum Siege führte, unsere eigene Sache austragen. Prometheus ist uns entrissen, aber der prometheische Funke ist uns geblieben, und von ihm durchglüht führen wir diesen Krieg. Und wenn wir uns heute fragen, ob und wie weit das heutige Deutschland sich noch rühmen dürfe, das Deutschland Bismarcks zu sein, so haben wir diese Frage auch mit jenem ganz freien und stolzen Sinne zu beantworten, in dem er sich mit dem Deutschland und Preußen seiner Vorgänger auseinandergesetzt hat. Er hat es getan mit Kritik und Pietät zugleich, als kühner

Zerbrecher entseelter Konventionen, als Träger und Beleber der wahren und großen Traditionen. Das neue Deutschland ist nicht mehr schlechthin das Deutschland Bismarcks, und wer an dem Buchstaben seiner Worte haftet, könnte bald meinen, daß wir von seinen gesunden Wegen abgewichen seien, bald aber auch ihm den Vorwurf machen, daß er wesentliche Züge der Entwicklung unrichtig und kurzsichtig beurteilt habe. Möchte uns, indem wir sein und unser Tun und Denken miteinander vergleichen, des Auge ebenso hell und ungetrübt sein, wie die Hand derer fest, die heute an Bismarcks und Moltkes Statt unser Schwert führen. Freilich werden wir uns der Schranken unserer Erkenntnis bewußt bleiben müssen.

Die Politik, so hat Bismarck in seinen letzten Jahren einmal gesagt, ähnelt der Forstwirtschaft. „Wir ernten, was wir nicht gesäet haben; und wir säen, was wir nicht ernten werden." Ein General am Abend der Schlacht, die er gewonnen habe, sei in besserer Lage als der Staatsmann, der, so lange er lebe, im Zweifel über die eigenen Leistungen und Erfolge bleibe. Dies Wort trifft wunderbar unsere heutige Lage. Unserer bisher erfochtenen Siege im Felde sind wir sicher und froh, aber sind wir dessen so ganz unbedingt sicher, daß unsere äußeren und inneren politischen Wege, die uns seit Bismarcks Abgang leiteten, so und nicht anders laufen mußten? Freilich, Bismarck war bescheiden und vorsichtig genug, dieselbe skeptische Frage auch an seine eigene Politik zu richten. Streng genommen, gehören Jahrhunderte dazu, um Wert und Wirkung großer politischer Leistungen ganz sicher abzuwägen. Aber es gibt ein unmittelbares Lebensgefühl, das nicht so leicht irregeht in der Einschätzung der dominierenden politischen Kräfte, und von ihm geleitet, spüren wir heute, wie tief die Fundamente der Bismarckschen Reichsgründung in unser Dasein hinabreichen. Was ist es, was ihre Stärke ausmacht?

Unsere Gegner behaupten, es sei die Vorherrschaft Preußens und des preußischen Militarismus im Reiche, und Bismarck habe Deutschland zur preußischen Provinz und zu einer disziplinierten Kaserne gemacht. Sie können sich auf manche Urteile und Klagen berufen, die in den letzten Jahrzehnten in unserem eigenen Lande laut geworden sind. Sie gründeten darauf ihre Hoffnung, daß unser Staatswesen von tiefen Rissen und Fugen durchzogen sei, die eine äußerliche Klammer mechanisch zusammenhalte. Deutschland besiegen, so bildeten sie sich ein, hieße Deutschland befreien von der preußischen Zwangsgewalt. Dieser Krieg hat die Probe auf das Exempel geliefert. Er hat gezeigt, daß das, was dem Auge der Fremden als Riß und Spalt erschien, in Wahrheit Wachstumserscheinung eines sich dehnenden und entwickelnden Organismus war, Regung mannigfaltiger Kräfte in ihm, die nicht gleich in das richtige Verhältnis sich setzen können, sich aber sofort energisch zusammenschließen, wenn eine äußere Gefahr sie bedroht. Das ist die „Kohäsionsfähigkeit", die Bismarck dem deutschen Staats- und Volksleben geben wollte und gegeben hat, als er ihm die merkwürdige und anscheinend höchst widerspruchsvolle Reichsverfassung gab. Als ein ganz offenbarer Widerspruch erschien es, daß Bismarck dem streng unitarischen und ganz demokratisch gewählten Reichstage den dem alten Bundestage nachgebildeten Bundesrat gegenüberstellte und dieses Organ der partikularistischen Gewalten zum Organ der Souveränität des Reiches erhob. Als ein versteckterer, aber fast noch empfindlicherer Widerspruch konnte es im Laufe der Zeit aufgefaßt werden, daß die wahre Macht im Reiche nicht beim föderalistischen Bundesrate, noch weniger beim unitarischen Reichstage, sondern beim preußischen Königtume und seinen unmittelbaren Organen, dem Reichskanzler und den preußischen Ministern beruhte, wobei es

dann selbst wieder zwischen Reichskanzler und preußischen Ministern oft genug klaffen konnte. Also, so konnte es scheinen, ein Herrschaftsstaat mit dem Fassadenschmuck des Gemeinwesens, und Kern wie Fassade dabei in sich wieder durchzogen von Widersprüchen. Nun, wer die letzten Monate mit ihrem wundervollen spontanen Zusammenwirken aller Staats- und Volkskräfte im Reiche erlebt hat, möchte es eher ein einziges großartiges Gemeinwesen in den äußeren Formen des Herrschaftsstaates nennen. Aber auch das trifft das Wesen dessen, was Bismarck schuf und heute ohne Bismarck seine Lebenskraft bewährt, noch nicht. Man kann vom Reiche sagen, was Goethe von der Natur sagte: Es hat weder Kern noch Schale, und was außen ist, ist auch innen: Herrschaftsgedanke und Gemeinschaftsgedanke, Preußen und Deutschland, Einzelstaaten und Gesamtnation wirken im Reiche ebensowohl gegen wie ineinander. Sie können auseinandertreten, aber können einander nicht entbehren, und jede ernste Krisis führt sie wieder zusammen. Ihr Zusammenwirken ist im gewöhnlichen Laufe der Dinge gewiß nicht immer ideal, und insbesondere hat Bismarck noch zwischen Preußen und Deutschland einige vielleicht überflüssige Reibungsflächen gelassen, weil er den Kräften des neuen Deutschlands doch wohl noch nicht so ganz vertraute. Aber er hat zugleich allen verfassungsmäßigen Gewalten so viel Spielraum und Elastizität gegeben, daß es zur völligen Vergewaltigung der einen durch die andern nie kommen konnte. Am vollkommensten gelang es ihm, das Verhältnis zwischen Einzelstaaten und Reich zu regulieren. Es war eine geniale und erstaunliche Leistung, den deutschen Territorialstaat, der von der Stunde seiner Entstehung an der natürliche Gegner einer starken Reichsgewalt war und sein mußte, so einzubauen in das neue Reich, daß er aus eigenstem Interesse es nun mittragen und erhalten muß. Hat er diese Wandlung noch zu seinen Lebzeiten freudig anerkennen können, so hat die weitere Entwicklung sie nur noch vertieft. Bei dem ersten Versuche zur preußisch-deutschen Reichsgründung 1849 war der Gegensatz zwischen einzelstaatlichen und Reichsinteressen fast nirgend schärfer gewesen, als in den Fragen des Reichskriegswesens und Reichsfinanzwesens. Gerade diese Fragen wurden durch Bismarck zu Klammern, die Einzelstaaten und Reich aufs festeste zusammenzuhalten. Das immer wieder sich erneuernde Bedürfnis nach Erschließung neuer Finanzquellen für das Reich und nach Steigerung seiner Wehrkraft bildet seit Bismarck gleichsam immer wieder neue Knotenpunkte des inneren Reichslebens, immer wieder neue Verständigung und Verschmelzung der einzelstaatlichen Interessen mit dem Reiche. Mag auch im Reichsfinanzwesen eine ganz vollkommene Verschmelzung und Ausgleichung immer noch nicht geglückt sein, so ist doch der Trieb zu ihr hin dem Leben des Reiches tief eingesenkt.

Schon unter Bismarck und erst recht nach Bismarck hat noch ein zweites großes Moment das Verhältnis der Einzelstaaten zum Reiche regulierend und ausgleichend beeinflußt - nichts anderes, als die mächtige Entfaltung unserer gesamten Kultur und Wirtschaft. Sie stellte dem Staate eine Fülle neuer Arbeit und Aufgaben, die nur durch eine ausgedehnte Arbeitsteilung zwischen Reich und Einzelstaaten und wiederum zwischen Staat und Selbstverwaltungs-Körperschaften bewältigt werden können. So strotzt nun jede dieser Gewalten von Lebensblut und Tatendrang, und sie können in ihren eigensten Sphären Ehrgeiz und Energie so reichlich befriedigen, daß sie nicht überzugreifen brauchen in das Gehege der anderen. Was verschlägt es nun, daß die wahre Initiative im Reiche nicht vom Bundesrate, sondern von der Reichsregierung

geübt wird. Die Einzelstaaten wurden in Wahrheit dadurch entlastet und stärker konzentriert auf die Pflege der ihnen bleibenden und immer noch wachsenden Aufgaben.

Nicht so vollkommen ist die Synthese von Herrschaftsstaat und Gemeinwesen im Verhältnis zwischen Reichsregierung und Reichstag gelungen. Bismarck war schwer enttäuscht durch die Entwicklung, die der Reichstag nahm. Er hatte sich ihn als „Brennpunkt des nationalen Lebens" vorgestellt und auf konstante Majoritäten in ihm gehofft, die der Reichsregierung zugleich als Stütze und als Korrektiv etwaiger bureaukratischer und absolutistischer Gelüste dienen sollten. Aber die konstante Majorität, mit der er in den siebziger Jahren zu arbeiten begonnen hatte, stand seinen innersten Neigungen fern und entwickelte parlamentarische Herrschaftsansprüche, die er nicht dulden wollte. Er zerbrach sie, aber es wurde nicht besser damit, denn durch Kulturkampf und Wirtschaftsreform wurden die Parteien so zerklüftet, daß er die Stütze, die er brauchte, nicht mehr fand und nun in zornigem Schmerze den Loki des Parteihaders als den bösen Feind des neuen Reiches anklagte. Er schob die Schuld auf den nachwirkenden Geist der Theorien und Doktrinen und erhoffte eine Heilung des Parteilebens von dem Eindringen der realen wirtschaftlichen Interessen. Aber dies Gegengift, das er sich wünschte, drohte schon unter ihm und erst recht nach seiner Zeit zum eigentlichen und schlimmsten Gifte zu werden. Es entzündete nicht nur die Leidenschaften des Klassenkampfes der Sozialdemokratie gegen die bürgerliche Gesellschaft, sondern zerriß auch diese selbst in Gruppen, die sich mit rücksichtslosem Interessenegoismus durchzusetzen versuchten. Es war gewiß nicht Bismarck allein, der den Anstoß zu dieser materialistischen Umbildung der Parteien gab. Sie mußte erfolgen, weil alle erwerbenden Stände in Mitleidenschaft gerieten durch den Sturm und Drang der neuen wirtschaftlichen Entwicklungen, und wurde so zu einer neuen, nicht gerade holden Sturm- und Drangperiode der deutschen Parteigeschichte. Aber wie unendlich schwer ist es doch, zu einem unparteiischen historischen Urteile über deutsche Parteigeschichte sich zu erheben. Selbst dem außer den Parteien Stehenden will es nicht so leicht gelingen, und man darf auch von Bismarck, ohne seine Größe zu beeinträchtigen, behaupten, daß er es nicht vermocht hat. Er, der den Parteien seiner Alterszeit vorwarf, daß sie den doktrinären Geist der dreißiger Jahre noch nicht überwunden hätten, hat selber diesem doktrinären Geiste noch einen Tribut entrichtet, als er die Parteien schlecht und recht in staatsverneinende und staatsbejahende einteilte und entsprechend behandelte. Das war, wenn man historisch hinhört, der schroffe Dualismus von gut und schlecht, mit dem man in den Anfängen des politischen Lebens operiert hatte, mit dem die vormärzlichen Parteien sich gegenseitig das Lebensrecht abgesprochen hatten. Bismarck übte freilich diesen Dualismus in anderem Geiste als die ideologischen Politiker seiner Jugendzeit. Er nannte staatsbejahend diejenigen, die seine jeweiligen Ziele förderten, und staatsverneinend die, die sie hemmten, und war deswegen bereit und imstande, dem Wandel der Dinge Rechnung zu tragen und Parteien, die er früher bekämpft, aus der Klasse „schlecht" in die Klasse „gut" zu versetzen, wenn sie ihm nützlich wurden. Aber er war nicht so leicht imstande, das relative Lebensrecht auch der ihm feindlichen Parteien anzuerkennen. Er hat von der Sozialdemokratie wohl 1884 das großherzig unbefangene Wort sagen können, daß sie ein Menetekel für die besitzenden Klassen sei und daß ohne sie die mäßigen Fortschritte in der Sozialreform, die wir überhaupt gemacht hätten, noch nicht existieren würden. Aber er hat sich im Jahre

1890 zu dem harten Urteile hinreißen lassen, daß er die Sozialdemokraten nicht zu den Deutschen rechne, und hat in den letzten Monaten seiner Amtsführung Pläne erwogen, die dieser Gesinnung entsprachen.

Er glaubte eine heilige Pflicht für Staat und Vaterland zu üben, wenn er sie hegte, weil er der Ansicht war, daß die sozialistische Bewegung in Deutschland unfehlbar zu einem blutigen Kataklysmus führen werde. Die Entwicklung der Dinge im neuen Deutschland hat ihm nicht recht gegeben, und die Katastrophentheorie des älteren Geschlechtes, die nicht nur einem Karl Marx, sondern auch einem Bismarck das Auge trüben konnte, ist zu unserem Heile durch die Ereignisse der letzten Monate endgültig widerlegt worden. Die verbindende und versöhnende Kraft eines großen Staats- und Nationaldaseins hat in der Stille und Tiefe den Riß zu überbrücken begonnen, den die stürmische Entwicklung der modernen wirtschaftlichen und sozialen Mächte in die Nation gebracht hatte. Der jugendlich unreifen und leidenschaftlichen Sturm- und Drangperiode der deutschen Parteigeschichte kann nun vielleicht die Periode der männlichen Reife folgen, wo alle Parteien auf dem Boden der großen Staats- und Nationalnotwendigkeiten sich finden und die Überlebsel älterer Verbitterungen allmählich zusammenschmelzen.

Einem solchen Zustande strebten ja schon Bismarcks heißeste Wünsche zu. Er wollte ihn schier erzwingen und die Parteien erziehen, pressen und modeln durch die Macht seines Eigenwillens. Das konnte nicht glücken, aber seinem Werke gelang, was seinem Willen nicht gelang. Indem es lebendig sich entfaltete und wirkte, indem es die Widerstrebenden an sich zog und innerlich gewann, hat es die schwerste seiner Alterssorgen, daß eine europäische Krisis uns uneinig und zerrissen finden würde, entkräftet. Und nicht nur sein Werk, sondern auch das Vorbild seiner Persönlichkeit hat in der Stille gewirkt. Er war doch der Erste in Deutschland, der in großem Stile es uns vorgemacht hat, Dogmen und Vorurteile der Parteien abzustreifen, immer wieder einzutauchen in den Strom der Erfahrung und sich durch ihn zu verjüngen. Er hat uns gezeigt, daß die Sorge für den konkreten Staat, wie er ist, Hand und Geist freier macht für schöpferische Arbeit, als die Sorge für den Staat, wie er nach der Theorie sein soll. So hat er uns die Freude und den Schwung des Umlernens und Neulernens vorgelebt, von den Tagen an, wo er sich mit Adlerflug über die Ideenwelt seiner konservativen Freunde erhob, bis zu den Zeiten hin, wo er mit schöpferischer Originalität die neuen Formen der Sozial- und Wirtschaftspolitik schuf.

Die kaiserliche Botschaft von 1881 leitete eine neue Epoche des inneren Staatslebens ein, allein schon durch den Geist, in dem hier Aufgaben angepackt wurden, die noch kein Staat gelöst hatte. Es war zunächst ein Geist der Vorurteilslosigkeit. In denselben Jahren, in denen Bismarck die harte Hand des Ausnahmegesetzes auf die Sozialdemokratie legte, nahm er einen Teil ihrer Forderungen auf und scheute nicht den Vorwurf, daß er dadurch einem allgemeinen Sozialismus vorarbeite. Es war ganz groß von ihm, daß er nicht auf eine ängstliche Dosierung dieser Zugeständnisse bedacht war. „Ich weiß selbst noch nicht," erklärte er 1882 im Reichstage ganz ruhig, „wieviel Tropfen sozialen Öles wir dem Staate noch beizusetzen genötigt sein werden". Es war weiter ein Geist der wagenden Kühnheit. Er scheute nicht die Gefahr des Irrens und den Vorwurf des Experimentierens. Er verbesserte ohne Säumen durch neue Experimente das erste mindergeglückte und begann so den gewaltigen Bau der sozialen Versicherungsgesetzgebung mit mancherlei unbehauenen und ungefügen Blöcken. Aber

das wurde nun insgesamt der Geist der modernen Gesetzgebung in Deutschland, daß sie von Aufgabe zu Aufgabe stürmt, unbekümmert um das klassische Ideal der älteren Legislatoren Notdächer baut und Risse stopft und heute umwirft, was sie gestern geschaffen hat, um nur mit dem drängenden und stoßenden Leben von heute Schritt zu halten. „Es ist kurz gesagt," so hat es der Jurist Ernst Landsberg neuerdings ausgedrückt, „der Geist der technisch und naturrechtlich unbegrenzten Möglichkeiten, der heute unsere Gesetzgebung beherrscht". Können wir noch zweifeln, was er uns heute bedeutet? Es ist, als ob das Schicksal ihn gerade in unserem Lande zur Entfaltung gebracht hat, um die unerhörte Lage, in die wir heute durch den Kampf gegen drei Weltmächte gedrängt worden sind, beherrschen zu können. Man hat uns abgesperrt fast von der ganzen Welt, man hat unserer Industrie die Einfuhr der Rohstoffe und die Ausfuhr der Produkte, unserem ganzen Volke aber die bisher unentbehrliche Zufuhr von Nahrungsmitteln abgeschnitten. Aber wir sind Herren unseres Schicksals geworden und haben einen Umbau unserer Wirtschaft und wirtschaftlichen Gesetzgebung vollzogen, den wir entschlossen noch höher türmen würden, wenn es die Not verlangte. Wir lassen uns nicht dadurch abschrecken, daß dies und das sich nicht gleich zum Ganzen fügen will; wir fürchten auch nicht die unabsehbaren Konsequenzen, die diese ungeahnten Eingriffe des Staates in das private Dasein noch einmal haben könnten. Aber indem wir uns auf den Ursprung dieser Dinge besinnen, dürfen wir gehobenen Mutes uns sagen, daß Bismarcks Geist in unserer heutigen Kriegswirtschaft lebt.

Wir sind auch nicht an Bismarcks Buchstaben haften geblieben. Seine Sozialreform, so großartig und originell sie im Kerne war, hatte noch gewisse Schranken und Befangenheiten, die das nachbismarckische Deutschland abzustreifen begonnen hat. Wohl hat er die soziale Fürsorge des Staates für die wirtschaftlich Schwachen auf das große und wichtige Prinzip begründet, daß der Arbeiter sie als ein ihm gebührendes Recht, nicht als eine Wohltat der Armenpflege zu erwarten habe. Aber er hat auch hier nicht ganz einen jener älteren Dualismen staatlichen Denkens zu überwinden vermocht, die aus den Zeiten der scharfen Trennungen zwischen Staat und Volk, Regierenden und Regierten stammen. Er sah in dem Staate und abermals dem Staate die Macht, die pflichtgemäß für den wirtschaftlich Schwachen zu sorgen habe, dadurch in ihm das Gefühl der Dankbarkeit und Anhänglichkeit erwecken und wiederum dadurch auch ihre eigene Stärke erhöhen werde. Er hat nicht genug die Kräfte der Selbsthilfe, der Mitarbeit und eigenen Verantwortlichkeit des Arbeiters gewürdigt, ohne die eine umfassende und tiefe Sozialreform nicht gelingen kann. Oder er hat sie doch nur auf einem unrichtigen Gebiete, wo sie mehr schaden als nützen konnten, anerkannt, indem er dem Arbeiter die unbegrenzte Ausbeutung seiner Arbeitskraft und Arbeitszeit sichern wollte und ihn dadurch freilich mehr zum Objekte als zum Subjekte dieser Ausbeutung zu machen drohte. So wurde hier das Jahr 1890 und Bismarcks Kampf mit dem jungen Kaiser um die Grundsätze des Arbeiterschutzes zu einer Scheide der Zeiten. Auch die neue, seitdem einsetzende Ära sozialpolitischer Gesetzgebung hat ihre Rückschläge gehabt und ist die Reste des älteren Mißtrauens der Regierenden gegen die Regierten nicht ganz los geworden. Nun stehen wir abermals nach 25 Jahren auf einer Scheide der Zeiten. Der große Bau der deutschen Gewerkschaftsorganisation, bisher schier eine Kampfesorganisation der Arbeiter gegen den Staat und die bürgerliche Gesellschaft, will sich jetzt einfügen in das große nationale Gemeinwesen, zu dem Staat und Nation nun-

mehr endgültig zusammenwachsen müssen. Schon haben die Gewerkschaften mitgewirkt an dem Umbau der Friedenswirtschaft zur Kriegswirtschaft. Nun hoffen wir, daß aus dieser Kriegswirtschaft die Friedensverfassung der deutschen Arbeiterschaft erblühe. Die Reichsverfassung Bismarcks hat den Sondergeist des deutschen Territorialstaats überwunden, indem er die früheren Feinde der Einheit zur Gemeinschaft der Träger der Einheit erhob. Die Arbeitsverfassung des kommenden Deutschlands hat ihrem Beispiel zu folgen und durch den Gemeinschaftsgedanken den Sondergeist der Arbeiterschaft zu überwinden.

Es gilt hier wie überall. Bismarcks Schöpfungen waren Schöpfungen ihrer Zeit, Menschenwerk, nicht schlechthin vollkommen, mit diesen und jenen Überlebseln behaftet. Aber es strömt von ihnen eine zeugende Kraft aus, es sind unendlich fruchtbare Grundideen in ihnen lebendig, denen er nur gleichsam die ersten vorläufigen Formen gab, aber Formen, die der Erweiterung und Umbildung fähig sind. Vielleicht schärft der heutige Moment unser Auge auch für das Wesen seiner vielumstrittenen Wirtschaftspolitik, für ihre Stärken wie für ihre Schwächen. Er fand wie auf sozialem, so auch auf wirtschaftlichem Gebiete eine extrem manchesterliche Lehre und Praxis vor, der er zum Teil ebenso extreme Grundsätze entgegensetzte. Er fand, daß das kosmopolitische Interesse des Kaufmanns zu übermäßiger Geltung gelangt sei, des Kaufmanns, der am liebsten alles, was bei uns gebraucht wird, aus dem Auslande kaufe und am liebsten alles, was bei uns im Inlande produziert wird, nach dem Auslande ausführe. So sind wir, sagte er 1879 im Reichstage, durch die weitgeöffneten Tore unserer Einfuhr die Ablagerungsstätte aller Überproduktion des Auslandes geworden. Er fand insbesondere die deutsche Landwirtschaft in Gefahr, dadurch erdrückt zu werden. In welcher Gefahr würden wir heute schweben, wenn er dies damals hätte geschehen lassen. Wir würden wehrlos unseren Feinden ausgeliefert sein, wenn unsere Landwirtschaft uns nicht mehr zu ernähren vermöchte. Unsere politische Unabhängigkeit beruht auf demjenigen Grade von wirtschaftlicher Unabhängigkeit, den ein moderner Industriestaat des alten Kontinents überhaupt noch festzuhalten vermag. Bismarcks Meinung, daß blühende Landwirtschaft und blühende Industrie bei uns sich gegenseitig bedingen, daß der innere Markt und die innere Kaufkraft für uns wichtiger sei als die Aufsuchung neuer Exportmärkte, gilt auch für unsere heutige Industrie, die durch den Krieg zusammengebrochen wäre, wenn sie nicht die Reserven des inländischen Absatzes und die Möglichkeit, sich auf die inländischen Bedürfnisse umzustellen, hätte. Als Bismarck sein Wirtschaftsideal einer möglichst hohen nationalen Autarkie sich bildete, hat er die heutige Lage, in der sie unsere Rettung bedeutet, noch nicht ahnen und übersehen können. Und doch ist es aus einem tiefen machtpolitischen Instinkte geschaffen worden. Das zusammengepreßte, rings von Feinden und Neidern umgebene Deutschland muß aus sich selbst herausholen, was es nur irgend vermag, und der deutsche Nationalstaat muß rationeller und bewußter als andere Staaten die Quellen seiner Kraft in sich selbst entwickeln.

Wie aber ist diese Zusammenziehung in uns selbst vereinbar mit den Aufgaben der Weltwirtschaft und Weltpolitik, die uns die Entwicklung der Dinge seit Bismarck mit elementarer Gewalt aufgedrängt hat? Und wie weit kann uns Bismarck auch für diese als Führer noch gelten? Man kann nicht leugnen, daß ihm jene politische Phantasie eines Friedrich List fehlte, die das nationale Leben gern in seine weitesten Zukunftsperspektiven verfolgte. - Er erfaßte das Heute und das Morgen, das dem Heute folgt, mit schlechthin unvergleichlicher Schärfe, aber er wies es von sich, das

Heute in den Dienst des geahnten Übermorgen zu stellen. Er war nicht gleichgültig gegen den Export unserer Industrie in ausländische Absatzgebiete, er förderte den Verkehr mit den exotischen Gebieten durch die Subventionen der Reichspostdampfer. Er sah in der Exportindustrie ein Mittel, die Auswanderung, die in den siebziger und achtziger Jahren noch recht stark war, zu hindern. Er verlangte schon 1871 von den Gesandten, daß sie mehr als in früheren Zeiten sich derjenigen Tätigkeit annehmen sollten, die man gewöhnlich den Konsulaten zuschiebe, und hat in seinen letzten Jahren auch, wenn uns recht berichtet wird, schon von der „Weltpolitik" gesprochen, in der Deutschland seit 1871 mitten inne stehe. „Der Krieg der Zukunft", soll er zu Bucher geäußert haben, „ist der wirtschaftliche Krieg, der Kampf ums Dasein im großen. Mögen meine Nachfolger dies immer im Auge behalten und dafür sorgen, daß, wenn dieser Kampf kommt, wir gerüstet sind". Für die Verteidigungswaffen dieser Rüstung hat er in großartigster Weise gesorgt. Seine nationale Wirtschaftspolitik war, so sahen wir, ein Stück dieser Rüstung, das jetzt zur Bürgschaft unserer Rettung geworden ist. Merklich anders aber steht es mit den Angriffswaffen weltwirtschaftlicher Rüstung. Daß Deutschland den weltwirtschaftlichen Vorsprung Englands je werde einholen können, hat er nicht glauben wollen. „Die Frage eines großen Exporthandels", sagte er 1879 im Reichstage, „ist immer eine außerordentlich prekäre; neue Länder zu entdecken, gibt es nicht mehr, der Erdball ist umschifft, und wir können kauffähige Nationen von irgendwelcher erheblichen Ausdehnung, an die wir exportieren können, nicht mehr finden". Über seine Kolonialpolitik aber hat er zehn Jahre später geurteilt: „Ich bin kein Kolonialmensch von Hause aus gewesen; ich habe gerechte Bedenken gehabt, und nur der Druck der öffentlichen Meinung, der Druck der Mehrheit hat mich bestimmt, zu kapitulieren und mich unterzuordnen." Was er hier übertrieben scharf ausdrückte, ist im Kerne nicht zu bezweifeln. Der Entschluß, deutsche Kolonien zu gründen, entsprang nicht dem Zentrum seines Wollens. Es ist der erste und einzige seiner großen Entschlüsse, von dem man dies sagen kann, und darum historisch und psychologisch so überaus merkwürdig. Wenn der einst so Unbeugsame hier einem fremden Willen nachgab, so kann er nur aus großen Gründen und einem großen Willen, nicht einer Zufallsmehrheit nachgegeben haben. Es war das junge emporsprießende und in die Welt hinausdrängende Deutschland, dem er nachgab. Es war einer jener seltenen Fälle, wo die ältere Generation das Recht der jüngeren Generation großherzig anerkennt, nicht eigentlich aus Überzeugung, sondern aus Respekt vor ihrer Lebenskraft. Es galt, so sagte er 1885, ein Tor zu öffnen für den Überschuß von Kraftgefühl, Unternehmungsgeist und Entdeckungsgeist, den die deutsche Nation in sich verspürt. Es war recht eigentlich der Anfang unserer Weltpolitik, die uns aus dem kontinentalen Dasein der Bismarckschen Ära hinausgeführt hat. Es war die Kraft und der Lebenstrieb des deutschen Volkes, der sie begonnen hat unter Bismarcks Ägide, wie ein kühner Jüngling die ersten Schritte auf eigener Bahn noch mit dem Rate eines klugen Vaters beginnt, der es weiß, daß man den Geist wehen lassen muß, wie er will. Bismarck fühlte die Pflicht gegen die nach ihm Kommenden. Ich fragte mich, erklärte er 1889, ob wir in 10 bis 20 Jahren nicht vielleicht bereuen würden, die uns gebotenen kolonialen Besitztitel verschmäht zu haben. Und er half sie sichern und den Gewinn unter Dach und Fach bringen, indem er die höchsten Künste seiner Diplomatie noch einmal spielen ließ. Es war ein Meisterstück, wie er ohne

jedes Machtmittel zur See Englands Widerstreben und Mißgunst zum Schweigen brachte, indem er die kontinentalen Machtwerte, über die Deutschland allein verfügte, in überseeische Machtwerte zu übersetzen verstand. Englands Nöte mit Rußland wegen Zentralasiens und Englands Nöte mit Frankreich wegen Ägyptens wurden so geschickt von ihm mit den Trümpfen, die Deutschland in Europa auszuspielen hatte, verknotet, daß England vorzog, Deutschlands Begehren nach kolonialen Brosamen zu befriedigen. So und nicht anders mußte damals Deutschland beginnen, überseeische Macht zu werden; es mußte sich hineinlisten und -schleichen in die Fugen, die England noch offen gelassen hatte, es wurde Kolonialmacht zwar nicht durch Englands Gunst, aber durch Englands erpreßte Zulassung. Aber konnte auf diesem Wege der deutsche Kolonialbesitz mehr werden, als eine Art überseeische Villeggiatur, die dem heimischen Hauswesen ein paar interessante Gewächse liefert, aber bedeutungslos ist für sein täglich Brot? Hier, darf man urteilen, versagte doch Bismarcks politische Phantasie. Er hat den kolonialen Gedanken noch nicht zu Ende gedacht, er hat sich noch nicht vorstellen können, daß Kolonien einmal eine der großen Existenznotwendigkeiten für Deutschland werden könnten. Ihm erschien es auf absehbare Zeit als eine Abenteuerlichkeit, das ganze Gewicht der Macht und das Schwert in die Wagschale zu werfen für koloniale Ziele. Sein Blick ging noch nicht über die englische Mauer, die durch die Welt gebaut ist, hinaus. Wir wollen, erklärte er 1889 im Reichstage, in kolonialen Bestrebungen nicht weiter vorgehen, als wir uns mit England zu verständigen imstande sein werden. Unmöglich kann, sagte er ein andermal in engerem Kreise, Deutschland Kolonialpolitik treiben, wenn es sowohl England als Frankreich zu Gegnern hat. Wie hätte er freilich, wird man einwenden, damals wagen dürfen, ernstlich mit England anzubinden, wo Deutschland zur See noch ganz wehrlos war gegen England. Aber Bismarck hat auch nicht an die Zukunftsmöglichkeit denken wollen, daß Deutschland noch einmal mit England zur See es aufnehmen könne. Wohl war er der Meinung, daß Deutschland nach und nach seine Flotte vermehren müsse, aus Gründen der nationalen Würde und um den wachsenden Handel zu schützen, aber nicht über die Maße einer Flotte zweiten Ranges hinaus; deswegen war er auch mehr für Kreuzer als für Schlachtschiffe. Wenn wir es auf die Höhe der englischen Seemacht bringen wollten, sagte er 1885, so hätten wir doch immer noch ein Bündnis von England und Frankreich zu fürchten, und die sind vereint immer noch stärker als eine einzelne Macht in Europa je sein kann. Die Gewinnung Helgolands sah er 1890 mit sehr skeptischen Augen an. Es sei ein Phantasiewert, im Falle eines Krieges könne es sogar, wenn es nicht stark befestigt würde, gefährlich werden, denn dann könnten es die Franzosen zu einem bedrohlichen Angriffspunkte machen, während 1870 das neutrale England uns die Sorge für Helgoland abgenommen habe.

Man sieht ganz deutlich, daß er mit einer zukünftigen Gegnerschaft Englands überhaupt nicht rechnete. Das bedeutete keineswegs, daß er meinte, Deutschland müsse allerwegen vor dem mächtigen englischen Vetter zur Seite treten oder gar ihm in großen Krisen Gefolgschaft leisten. Er hat Deutschlands Ehre gegen England genau so eifersüchtig und stolz wahren wollen, wie gegen jede andere Großmacht. Er achtete manches an England, aber er liebte es nicht und beurteilte den Charakter der englischen Politik, wie er war, ist und sein wird, mit völliger Nüchternheit. Sie gönnen es, bemerkte er 1885, dem kleinen ruppigen Preußen nicht, daß es in die Höhe kommt. Das ist ihnen

ein Volk, das bloß dazu da ist, um gegen Bezahlung Krieg zu führen. Warum auch nicht, spottete er ein andermal. Wenn ich einen großen und starken, dummen Kerl finden könnte, der für mich mit meinem Feinde kämpft, so wäre ich ein Esel, wenn ich es nicht ebenso täte wie die Engländer. Mit größter Aufmerksamkeit hat er das deutsche Staatsschiff stets so gesteuert, daß er nicht in das Kielwasser und Schlepptau Englands geriete. Eine der großen Sorgen, mit der er nach 1890 in die „neue Ära" hineinsah, war, daß der junge Kaiser sich zu tief in die englische Freundschaft verstricken und jenen kontinentalen Degen für sie ziehen möchte, ohne den England nun einmal nie auskommen kann. Sich weder von England mißhandeln, noch von England mißbrauchen zu lassen, war die Summe seiner englischen Politik.

Aber die Voraussetzung derselben war, wie man nun sieht, die stillschweigende Anerkennung der englischen Seeherrschaft. Man wird sich der gewaltigen Wandlung der Dinge bewußt, wenn man sich dies klar macht. Bismarck lebte in einer anderen weltgeschichtlichen Epoche als wir, und als Grenzsteine dieser Epoche erkennen wir nun die Jahre 1815 und 1900. Das Jahrhundert vor 1815 war das Jahrhundert der Begründung der englischen Seeherrschaft im Kampfe gegen den Nebenbuhler Frankreich. Dann folgt das Jahrhundert, das wir vom deutschen Standpunkte aus das Jahrhundert Rankes und Bismarcks nennen können. Die halkyonische Windstille der Restauration, in der Ranke sein Weltbild sich formte, und die Heldenzeit Bismarcks haben das miteinander gemein, daß sie keine neue große Nebenbuhlerschaft Englands kennen und sich darin ergeben, den Dreizack in seiner Hand zu sehen. Das kontinentale Europa und die übrige Welt leben und atmen nebeneinander, nicht unverbunden zwar, aber doch wie zwei Systeme, deren jedes seine Kämpfe in sich ausficht. Aber jede Epoche gebiert aus sich heraus eine neue Epoche und gibt ihr Herzblut ihr mit. Die neue Macht, die sich in der Mitte Europas erhob, hat ebensowohl durch ihre eigene organische Entfaltung, wie durch die Impulse, die sie den anderen Mächten gab, das Antlitz der Dinge umgestaltet. Nicht Bismarck, aber das Bismarcksche Deutschland wuchs mit der jungen Riesenkraft, die er in ihm freimachte, in die Weltwirtschaft und damit notwendigerweise auch in die Weltpolitik hinein; der Aufstieg Deutschlands zur Macht aber weckte den Ehrgeiz der älteren großen Mächte. Schon in den siebziger Jahren begann es unruhig zu werden an den Grenzen der zivilisierten und nichtzivilisierten Welt. Die Ära neuer Expansionen Rußlands in Zentralasien, Englands in der ganzen überseeischen Welt begann, der erste Akt der endgültigen Aufteilung der Welt, in deren Peripetie wir nun stehen. Während die größten Mächte der Welt noch größer zu werden versuchten, als sie schon waren, — sollte und durfte da Deutschland zur Seite stehen? Wenn es jetzt nicht ebenfalls mächtiger wurde, geriet es in Gefahr, in Zukunft wieder in jene Abhängigkeit zurückzusinken, in der der preußische Staat vor Bismarcks Auftreten, trotz aller seiner inneren Tüchtigkeit und Kraft, dahinleben mußte. Als stattliche Macht zweiten Ranges, als saturierter Kontinentalstaat hätte es vielleicht eine Zeitlang als Zünglein der Wage zwischen englischem und russischem Weltsystem, wie es Bismarck in den achtziger Jahren uns vormachte, sich noch behaupten können, um doch eines Tages gezwungen zu werden, für das eine oder das andere System zu optieren und dann in eine ähnliche Lage zu geraten wie Preußen am Schlusse seiner Baseler Neutralitätspolitik im Jahre 1805. Aber es handelte sich für uns auch gar nicht einmal nur um die Behauptung unserer 1871 errungenen Großmachtstellung. Die drängendsten wirtschaftlichen Bedürfnisse trieben

uns hinein in die Welt, um unserer Industrie und den durch die Industrie anwachsenden Volksmassen Nahrung, Arbeitsstoff und Absatz der Zukunft zu sichern. Bismarck hat diese mächtige Entfaltung unserer kapitalistischen und industriellen Energien nicht mehr im vollen Umfange erlebt und hat darum auch nicht die politischen Konsequenzen ziehen können, die wir aus ihr ziehen müssen. Bismarcks europäische Politik war eben noch, wie Marcks es prägnant ausdrückt, „frei von bindenden Weltinteressen". Wir können uns nicht mehr, wie er, damit zufrieden geben, daß England alle Hochstraßen des Weltverkehrs beherrscht und einen Teil unserer Lebensadern zu durchschneiden vermag. Wir können auch nicht, wie Bismarck es zuletzt wollte, Konstantinopel den Russen lassen und damit die Pforte zu der natürlichsten Ausdehnungssphäre unserer wirtschaftlichen Kräfte ihnen ausliefern. Damit aber ist unser Verhältnis zu Rußland seit Bismarcks Zeiten von Grund aus gewandelt. Wir gehen nicht mehr nebeneinander her, wie er es wollte und durchführen konnte, sondern wir stoßen hart an hart.

Dennoch wird sich wohl jeder von uns in diesen Monaten im stillen einmal gefragt haben, ob wir nicht doch Unmögliches begehren, wenn wir gegen England und Rußland zugleich uns durchzusetzen versuchen. Bismarck würde ohne Frage entsetzt gewesen sein, wenn er an die Möglichkeit der heutigen Weltgegnerschaft gedacht hätte, er würde im ersten Augenblick entweder an einen unverantwortlichen Leichtsinn, oder an ein namenloses Ungeschick unserer Staatsmänner glauben. Haben wir diese Koalition vermeiden können oder nicht? Diese Frage brennt uns allerdings auf dem Herzen, und sie wird noch spätere Geschlechter ebenso bewegen, wie die Frage, ob Friedrich der Große, wenn er geschickter operiert haben würde, den Siebenjährigen Krieg hätte vermeiden können. Man kann – das muß man allen Besserwissern und Dogmatikern heute zurufen – solche gewaltigen Schicksalsprobleme, in denen Hunderte von sichtbaren und unsichtbaren Fäden zusammenlaufen, nie und nimmer mit der exakten Sicherheit des experimentierenden Naturforschers beantworten. Man wird in dem einen Momente der Betrachtung es wohl für möglich halten können, daß ein Bismarck am Ruder der Dinge die Gefahren dieser Koalition hätte umschiffen können, und in dem anderen Momente wieder die Wucht der generellen Ursachen, die diesen Krieg in dieser Gestalt heraufgeführt haben, so übermächtig finden, daß sie auch einen Bismarck in ihren Bann gezwungen haben würde. Und die unmittelbarste und erste Aufgabe dieses Krieges, diejenige, die den Anstoß zu ihm gegeben hat, würde auch Bismarck uns nicht abgenommen haben, denn er hat selbst auf sie hingewiesen und sie als unumgänglich erklärt. Bereits zu seiner Zeit nagte die panslawistische Flut an den Dämmen des österreichischen Nationalitätenstaates. Um sie zu schützen, war schon er entschlossen, im Notfalle das ganze Gewicht der deutschen Macht für Österreichs Erhaltung gegen Rußland einzusetzen. Wer aber will heute nach den Leistungen der russischen Kriegführung verkennen, daß das Rußland, das heute Österreich und Konstantinopel bedroht, ein anderes, nationaleres und darum leistungsfähigeres und gefährlicheres Rußland ist als das Rußland, das Bismarck kannte und in seine Rechnungen einstellte. Auch er würde diese heute vermutlich revidieren. Etwa dadurch, daß er Rußland nachgäbe und Österreich opferte, um alle Kraft gegen England zu vereinigen, oder umgekehrt dadurch, daß er England nachgäbe, um sich auf Rußland zu werfen? Man braucht die Frage nur zu stellen, um sofort zu erkennen, daß so oder so ein Opfer deutscher Lebensinteressen gebracht worden wäre, – das wir nicht bringen wollen, nicht bringen können, nicht bringen dürfen. Es ist der Geist Bismarcks, der

uns verbietet, es zu bringen, und zu dem heroischen Entschlusse drängt, den gewaltigen Kampf gegen Ost und West aufzunehmen, - um mit Bismarck zu sprechen, „wie ein starker Bursche, der zwei gute Fäuste zu seiner Verfügung hat, eine Faust für jeden Gegner".

Bismarck bedeutet uns eben heute nicht allein den empirischen Bismarck, der im Sachsenwalde lebte und die Welt seiner Zeit mit durchdringendem Falkenauge überschaute, sondern zugleich ein Prinzip, eine Idee, eine Kraft, die in die Welt eintrat und neue Kräfte zeugte. Er bedeutet für uns, daß alles Heldisch-Trotzige im deutschen Wesen und alle staatsaufbauende Fähigkeit in ihm und alle unsere tiefe und oft weiche Liebe für Haus und Heimat und angestammtes Fürstenhaus, und schließlich alle deutsche Frömmigkeit gegen den Gott der Väter von ihm vereinigt worden sind zu einer neuen deutschen Lebensform, deren Teile vorher nur gebrochen und zersplittert wirkten, weil unsere Geschichte sie zersplittert hatte, nunmehr aber durch ihn ihren natürlichen und organischen Zusammenschluß gefunden haben. Es sind noch nicht alle Kräfte des deutschen Wesens, die diese Lebensform umschließt, aber es sind die elementarsten und zum Leben nötigsten. Sie umfassen Wurzeln und Kernholz des Baumes, der dann in allerlei grünem Gezweige sich ausbreiten kann. Wir haben doch seit Bismarck eine Entwicklung aller Anlagen und Triebe des deutschen Geistes erlebt, wie sie in dieser Gleichzeitigkeit und Fülle noch nie in unserer Geschichte gewesen ist. Die ordnende und organisierende Kraft und Zucht des preußischen Staats- und Heerwesens, auf der ethischen Wurzel des Pflichtgefühles beruhend, wurde zur allgemeinen Kraft der deutschen Arbeit in Haus und Feld, in Fabrik und Kontor. Nun wurde die Prophezeiung Friedrich Lists und des jungen Treitschke erfüllt, daß der deutsche Kaufmann sich noch einmal die Welt erobern werde. Kaum aber war dadurch die Gefahr aufgetaucht, daß das neue Deutschland nur noch das Deutschland der Beamten und Offiziere, des Kaufmanns, Technikers und Arbeiters sein würde, so lehnte sich auch schon die denkende und träumende Seele Deutschlands dagegen auf, nicht um dies neue Deutschland zu verneinen, sondern um es zu durchdringen mit neuem geistigen Hauche, mit einem modernen Idealismus, der von Bismarck auf Goethe und von Goethe wieder auf Bismarck schaut, von beiden aus aber auch freudig auf das wimmelnde Leben des Tages blickt und mit ernstem Todesmute das uns zugefallene Schicksal tragen hilft.

Dieses Schicksal trägt für uns keine starren und finsteren Züge. Es kam über uns, weil unser Wachstum es heraufbeschwor. Wie sollten wir da klagen und bangen. Wir fassen es getrost und männlich auf als eine Aufgabe für uns, nicht als ein Verhängnis. Die junge Eiche, die in die Sturmschicht emporwächst, empfängt auch von der mütterlichen Natur die Kraft, sich in ihr zu behaupten. Und das Grab des Helden, der sie pflanzte und in ihrem Schatten ruht, wird nun von dem Gesange der Sturmwinde gefeiert.



Bismarcks Orientpolitik.

Von Maximilian von Hagen.

Die große Lehre Rankischer Geschichtschreibung, daß nicht Ziele und Wünsche die Politik eines Staates bestimmen, sondern allein die universale Konstellation, von der ihre Durchführbarkeit abhängt, gibt die einzige Erklärung für die rätselvolle Orientpolitik unseres Reichsgründers, wofern man sie mit einem Blicke umfassen will. Hält man an dieser Voraussetzung fest, so wird jenes vielverkannte Kapitel Bismarckischer Staatskunst selbst dem überzeugten Weltpolitiker, dem der Unterschied des Bismarckischen und des Nachbismarckischen Zeitalters ohne weiteres klar ist, nicht mehr unverständlich bleiben. Vielmehr wird auch er geneigt sein, gerade in unseren Tagen, deren blutrotes Gestirn im Orient aufging, das Bleibende von dem Vergänglichen Bismarckischer Methoden zu sondern, um für kommende Friedenszeiten den sicheren Kurs zu finden durch das Labyrinth von Problemen, deren wichtigste im Bismarckischen Zeitalter kaum erst erkannt waren. Aus diesen Gründen dürfte auch heute noch ein historischer Rückblick auf die Orientpolitik unseres größten Staatsmannes willkommen sein; denn es handelt sich dabei um Fragen, die im Vordergrunde des Interesses stehen. Freilich darf man diese nicht vereinzelt, sondern nur von der Warte der hohen Politik aus im Zusammenhang beleuchten, da man beständig genötigt ist, Bismarck in die Sphäre des Allgemeinen nachzufolgen, in der der Meister der Staatskunst mit Künstlerblick die Situation überschaute, um ihr seine jeweiligen Entschlüsse abzuringen.

Aus diesen Andeutungen erhellt, daß die in ewigem Fluß begriffene Gruppierung der Mächte die jeweilige Politik des Reichsgründers in Orientfragen beeinflussen mußte und daß gerade hier die „Kunst des Möglichen" immer wieder ihre Probe zu bestehen hatte. Denn nur von der jeweiligen Bündnispolitik konnte Bismarck seine vorerst uninteressierte Stellungnahme zu den Problemen der orientalischen Frage abhängig machen; und erst allmählich erwuchs aus dieser Stellungnahme - parallel dem Aufstieg Deutschlands von einer europäischen Vormacht zu einer weltpolitisch ausgreifenden Großmacht - langsam, aber folgerichtig eine positivere Teilnahme an den orientalischen Zukunftsfragen, so sehr auch in einem Zeitalter überwiegender Kontinentalpolitik alle Forderungen nach einer intensiveren Weltpolitik naturgemäß zurücktreten mußten.

Bei dieser Sachlage, die gerade die opportunistische Orientpolitik Bismarcks immer wieder als großzügige Realpolitik erscheinen läßt, nimmt es nicht wunder, daß Bismarck als preußischer Minister den Orientfragen nur geringe Bedeutung beilegte. War doch die Sehnsucht seiner Generation die Wiederherstellung des einigen Deutschen Reichs, die nach Bismarcks Erkenntnis nur durch den Kampf um die Vorherrschaft Preußens in Deutschland erzielt werden konnte. Diesen Kampf, der eine Auseinandersetzung mit Österreich erforderte, konnte Preußen indes nur siegreich bestehen, wenn Rußland wohlwollend blieb. Solches Wohlwollen aber ließ sich nur erkaufen durch ein grundsätzliches

Desinteressement in Orientkonflikten, wie es Bismarck schon als Gesandter am Frankfurter Bundestage während des Krimkrieges mit überlegener Diplomatie in Berlin durchgesetzt hatte. Diese Politik, die entgegen den Sympathien und Antipathien der herrschenden Kreise damals eine Beteiligung Preußens am Krimkriege verhinderte, erreichte dreierlei: Einmal sparte Preußen seine Kräfte für den notwendigen Waffengang mit Österreich. Sodann ließ es sich weder von England und Frankreich, die schließlich im Bunde mit der Türkei gegen den russischen Protektor der Balkanchristen allein losschlugen, noch auch von Österreich mißbrauchen, das Preußen damals zu Vorspanndiensten benutzen wollte, ohne seine Teilnahme aber schließlich ebenfalls Gewehr bei Fuß verharrte, um dem deutschen Nebenbuhler nicht einen möglichen Vorsprung am Bunde zu gewähren. Endlich verletzte Preußen durch seine Neutralität nicht unnütz die Gefühle seines großen östlichen Nachbarn, wenn es auch seine Schwächung nicht zu bedauern brauchte. Rußland lohnte dem preußischen Ministerpräsidenten, der auch als Petersburger Gesandter diese russenfreundliche Politik um seines großen deutschen Zieles willen fortgesetzt hatte, jene Haltung im Krimkriege durch eine ehrliche Neutralität während der deutschen Einheitskämpfe von 1863/71. Bei der dynastischen Verwandtschaft beider Länder verdichtete sich diese russische Dankbarkeit trotz der französischen Sympathien maßgebender Kreise im siebziger Kriege sogar zu der Bereitwilligkeit, in Galizien einzufallen, falls Österreich aus „Revanche für Sadowa" dem Franzosenkaiser zu Hilfe gekommen wäre. Die wertvolle Neutralität, die Rußland 1864, 1866 und 1870/71 beobachtete, verhinderte also eine weitere Ausdehnung der Kämpfe, wie sie 1864 England, 1866 Frankreich und 1870 Österreich herbeizuführen wünschten.

Bismarck vergalt diese Dienste nicht nur mit einer bedeutsamen Korrektur des Pariser Friedens von 1856, die den Russen die Bewegungsfreiheit im Schwarzen Meere zurückgab, sondern mit einer jahrelangen, fast doktrinär anmutenden russenfreundlichen Politik, der infolgedessen auch die Orientfragen untergeordnet wurden. So kam es, daß er in den Jahren 1862/66 sowohl in Serbien, wie in Rumänien die türkenfreundliche „Erhaltungspolitik" Österreichs und Englands an der Seite Rußlands und Frankreichs bekämpfen mußte, wobei er auch auf den Einfluß Napoleons III. im Orient aus wohlberechnetem Eigennutz gebührende Rücksicht nahm. Konnte er doch an eine selbständige Orientpolitik Deutschlands, die, wenn sie Ziele verfolgt, nur türkenfreundlich sein kann, nicht eher denken, als bis er Preußens Aufgabe in Deutschland gelöst hatte. Immerhin ist nicht zu vergessen, daß er die Frage der rumänischen Thronkandidatur aufgriff, um dem Deutschtum neues Ansehen und neue Zukunftsmöglichkeiten zu schaffen, und daß er es war, der dem Hohenzollernprinzen Karl zu einem kühnen fait accompli riet, das sich allen Balkanstürmen zum Trotz bis auf den heutigen Tag bewährt hat.

Da Bismarck indes auf dem Schlachtfeld von Königgrätz bereits die Neuknüpfung des zerrissenen geschichtlichen Bandes zwischen Deutschland und Österreich in Betracht zog, wurde eine alleinige Vertretung russischer Orientwünsche immer undenkbarer. Denn bei gebesserten Beziehungen zu Österreich mußten auch dessen Interessen im europäischen Orient, den Bismarck damals noch allein im Auge hatte, voll berücksichtigt werden. Im Jahre 1872 gelang Bismarck die Versöhnung mit Österreich im „Dreikaiserverhältnis", einer Neuauflage der „heiligen Allianz", die der Lieblingsgedanke Bismarckischer Bündnispolitik war. Diese Gruppierung sollte das junge Werk seiner

Reichsgründung vor einer Wiederholung der Koalition des siebenjährigen Krieges bewahren, zu der Bismarck das revanchedurstige Frankreich immer bereit glaubte.

So groß aber der politische Gewinn dieses monarchischen Dreiverbandes auch war, indem er eine Annäherung Rußlands oder Österreichs oder beider Staaten an Frankreich ausschloß, so schwer war er zu erhalten wegen der Verschiedenheit der Orientinteressen beider Ostmächte. Bismarcks Hauptsorge mußte daher der vernünftige Ausgleich dieser gegeneinander laufenden Interessen bleiben, da er an eine Anmeldung von eigenen Wünschen am Balkan nicht denken konnte, solange der innere Ausbau und die äußere Sicherung seines jungen Reiches seine Aufgabe blieb. Dieser Umstand hatte für ihn den Vorteil, daß er im türkischen Spiel der Mächte als der am wenigsten Beteiligte die Hinterhand behielt und infolgedessen immer abwarten konnte, was die Vorderhand tat. Dank dieser Haltung gelangte er zu dem Axiom, daß Deutschland in Orientdingen sich überhaupt nicht aus dem abwartenden Stadium in das handelnde drängen lassen solle, und daß es (nach einer treffenden Interpretation des Fürsten Bülow) in jedem Falle nicht vorzeitig Stellung zu nehmen oder gar die Führung an sich zu reißen habe. Bei schwierigen Verhältnissen konnte er so seine ganze Autorität für die Wahrung des europäischen Friedens einsetzen, die er nicht müde wurde, für den „obersten Gesichtspunkt" der orientalischen Frage zu erklären.

Daher hielt er es für seine Pflicht, bei eintretenden Konflikten zwischen den Ostmächten seine Stimme im Dreikaiserverhältnis zurückzuhalten oder höchstens vermittelnd zur Geltung zu bringen. Wie behutsam er dabei vorging, beweist die Tatsache, daß er den Vorzug der Hinterhand gern dazu benutzte, die Vorschläge anderer Mächte zu unterstützen, um durch eine Betonung eigener Wünsche nicht die glücklich vollzogene Einheit der Dreikaisermächte wieder zu gefährden. Aus diesem Grunde vertrat er in der Orientkrisis von 1875/76 die englische Idee einer Konstantinopler Konferenz.

In dieser Krisis zeigte es sich zum ersten Male, wie schwierig die Stellung Deutschlands zwischen den beiden Ostmächten war und wie vorsichtig Bismarck lavieren mußte, wenn er nicht den Zorn eines der beiden Kontrahenten auf sich ziehen wollte. In richtiger Erkenntnis dieser Zwangslage richtete im Jahre 1876 Fürst Gortschakow, dem Bismarck diese Pression ebensowenig vergaß, wie seine berühmte „Intervention" in dem blinden Kriegslärm von 1875, die Frage an Bismarck, ob er in einem Kriege zwischen Rußland und Österreich neutral bleiben würde. Bismarck antwortete nach anfänglichem Zaudern, daß er die Vernichtung eines der beiden Gegner niemals dulden könne; und er verhinderte durch diese Wendung, die einem Eintreten für Österreich gleichkam, den Krieg seiner Ententegenossen. Rußland benutzte darauf den bosnisch-herzegowinischen Aufstand, um seine Kriegsbereitschaft auf den Balkan abzulenken, und so brach der russisch-türkische Krieg aus, der Rußland bis vor die Tore des langersehnten Konstantinopel führte. Bismarck blieb inzwischen allen interventionslüsternen Anfechtungen namentlich Englands gegenüber neutral, weil er sich nicht in eine Feindschaft mit Rußland hineinhetzen lassen wollte, zu der in der Tat damals kein realer Grund vorlag. Seine eigentliche Arbeit beschränkte sich auf eine Lokalisierung des Konflikts zum Zwecke der Erhaltung des europäischen Friedens, und aus diesem Grunde warnte er Rußland besonders vor einem Angriff auf Österreich, dessen „lebensgefährliche Verwundung" er niemals zulassen wollte. Im übrigen hätte er Rußland die Besetzung Konstantinopels gegönnt, da er sie damals für die beste Lösung der orientalischen

Frage hielt, und da er immer der Meinung war, daß Rußland durch Konstantinopel ebensowenig wie die Türkei oder „alle andern, die vorher dort waren", die Weltherrschaft besitzen würde. Auch später, als Österreich schon mit Deutschland verbündet war, blieb er der Ansicht, daß der Besitz seines Hausschlüssels am Schwarzen Meere Rußland eher schwächen als stärken würde, da es bei einem Kriege dann auch noch die Dardanellen zu verteidigen hätte.

Bismarck zog aber den russischen Besitz des Bosporus im Interesse der Zentralmächte auch darum einer englisch-türkischen Allianz vor, weil er von einer solchen mit Recht eine Ausnutzung Österreichs für britische Orientziele befürchtete. In der Tat versuchte England nur aus diesen Gründen das von Bismarck stets von neuem wiederhergestellte Verhältnis zwischen den Dreikaisermächten beständig zu stören. Es waren also wiederum Gesichtspunkte der großen Politik, die Bismarck zu seiner Haltung in bezug auf Konstantinopel bestimmten. Für die Erhaltung des allgemeinen Friedens und die Interessen der beiden deutschen Kaisermächte erschien ihm ein russisches Konstantinopel mit einem Protektorat über die Türkei oder auch nur ein russisch-türkisches Bündnis, das bei einem Zusammenstoß Rußlands mit England die Dardanellen verschlossen hielt, unbedenklicher als ein englisch-türkisches Bündnis, das Österreich nur gegen Rußland ausspielen und auch Deutschland mit in die Verwicklungen hineinziehen würde. Deutschland aber wollte er unter keinen Umständen als „Hetzhund gegen russische Bosporusgelüste" mißbrauchen lassen, weil er gerade von einer Begünstigung dieser Ziele eine wohltätige Ablenkung Rußlands von Galizien und damit die Wahrung des allgemeinen Friedens erwartete, die ihm die notwendigste Voraussetzung für die Erhaltung und Ausgestaltung seines Werkes sein mußte. Denn zweifellos hätte eine Besetzung Stambuls Rußland von dem guten Willen seines deutschen Gönners abhängig gemacht, da England und Frankreich wegen ihrer Mittelmeerinteressen sich mit diesem Zustand gewiß nicht befreundet hätten, Deutschland aber den Vorteil der Hinterhand und der russischen Dankesschuld immer nach der gegnerischen Seite hätte geltend machen können, wenn Rußland sich deutschen Wünschen nicht willfährig gezeigt hätte.

Der angenommene Fall trat niemals ein, da Rußland in vorsichtiger Erwägung der Konfliktsmöglichkeiten die Okkupation Konstantinopels immer wieder unterließ. Als es auch Anfang 1878 den günstigen Moment dazu versäumte, empfahl selbst Bismarck zur Verhinderung eines Weltkrieges, der durch das Eingreifen Englands in bedrohliche Nähe rückte, den Abzug beider Hauptakteure aus der Umgegend dieses gefährlichen Zankapfels. So kam es zum russisch-türkischen Vorfrieden von San Stefano, den England und Österreich sofort anfochten. Sogleich richteten sich aller Augen auf Bismarck, den dämonischen Unbeteiligten, der aber nur widerstrebend und keineswegs sorglos das Geschäft des „ehrlichen Maklers" auf dem Berliner Kongreß übernahm, da er sich des Risikos jeder Vermittlung zwischen den interessierten Orientmächten vollauf bewußt war. Liefen doch jetzt mit einem Male all die Gegensätze, die er bisher souverän von sich gewiesen und doch auch wieder geleitet hatte, in seiner Hand zusammen, mit der Gefahr, daß sie sich schließlich mehr gegen ihn als gegen ihre Urheber wendeten, und daß sie dem Vermittler seine Tätigkeit mit Undank und Übelwollen lohnten. Es ist bekannt, daß der Kongreß diese Folge gerade bei dem Kontrahenten zeitigte, von dem Bismarck es nach seiner ganzen politischen Haltung am wenigsten erwartet hatte, bei Rußland, und es ist anerkannt, daß die russische

Verstimmung gegen Deutschland trotz aller späteren Überbrückungsversuche nicht wieder zu beseitigen war eben wegen dieses Kongreßausganges, der Rußland um einen Teil seines Siegespreises brachte, obwohl gerade Bismarck die russischen Forderungen nach Möglichkeit unterstützt hatte. Besonders aus den freilich nur spärlich bekannt gewordenen Memoiren Ignatiews, dieses „gefährlichen Kerls" und „Vaters der Lüge", wissen wir, daß damals die panslavistischen Hetzer einsetzten, die in Deutschland den Hemmschuh russischer Expansionspolitik erblickten und die darum immer mehr auf eine Neuorientierung der auswärtigen Politik drangen, deren einziges Heil sie in dem Anschluß an das deutschfeindliche Frankreich sahen. Wohl wußte Bismarck mit der ganzen Energie seines politischen Willens bis zum Ende seiner Kanzlerschaft die Verwirklichung dieses Zieles der russischen Imperialisten zu verhindern. In Wahrheit gelang ihm dies indes nur durch allerlei diplomatische Künste, so daß es schließlich nur eines äußeren Anlasses bedurfte, um den Zweibund mit Frankreich zu sichern, den auch Bismarck bei einer längeren Amtszeit nicht dauernd hätte vereiteln können.

Bismarck wußte dieser Entwickelung beizeiten vorzubeugen. Obwohl er den Draht nach Petersburg bekanntlich niemals abreißen lassen wollte, entschloß er sich auf eine erneute russische Pression hin für ein Bündnis mit Österreich, dessen ungeschwächte Existenz ihm für Deutschlands Stellung in Europa wichtiger erschien als eine Allianz mit Rußland, in der er zu russischer Gefolgschaft gezwungen zu werden befürchtete. Auf diese Weise blieb nicht nur Deutschlands Verhältnis zu den welthistorischen Gegensätzen der großen Orientmächte am unabhängigsten; es war auch der Erhaltung des Weltfriedens am dienlichsten, wenn Deutschland auf seinen österreichischen Bundesgenossen mäßigend einwirkte, was bei Rußland in einem Bundesverhältnis weit schwieriger gewesen wäre, da dieses Land immer versucht haben würde, Deutschland gegen England mit fortzureißen. Freilich blieb die Gefahr, daß England durch Österreich auf Deutschland wirken würde, um Rußland in den Arm zu fallen. Aber diese Gefahr konnte niemals so elementar wirken, daß sie nicht durch „geschickte und vorsichtige Diplomatie" immer wieder behoben werden konnte.

Schon vor dem Berliner Kongreß hatte Bismarck den Orient nach seinem Willen unter die Interessenten zu verteilen gesucht, weil er vor allem die aggressiven Kräfte von Europa abzulenken, teilweise aber auch gegeneinander zu richten wünschte, um aus dieser Notlage neue Gewinne und Bündnismöglichkeiten für Deutschland zu schaffen. Über diese Ideen pflegte Bismarck mit den Kongreßteilnehmern Privatgespräche, in deren Verlauf er England Ägypten, Frankreich Syrien und Tunis, späterhin auch noch Marokko, Italien endlich Tripolis und Albanien zur Eroberung überließ. Auf dem Balkan, der ihm als Kriegsherd freilich gefährlicher dünken mußte, wünschte er ebenfalls eine reinliche Scheidung der Interessensphären, in dem Sinne, daß Österreich im Westen, Rußland im Osten das Ihre suchen sollten. Durch diese Demarkationslinie, nach der er seine Politik einrichtete, als ob sie tatsächlich bestünde, hoffte er den europäischen Frieden zu wahren, wofür auch die Verlockung Englands in die ägyptische „Mausefalle" spricht, in der England sein Interesse am Bosporus vergessen sollte.

Immerhin war es ein gewagtes Spiel, das der geniale Staatsmann zu dem bescheidenen Zwecke der Erhaltung seines Werkes spielte. Denn andere Ziele lassen sich nicht in Bismarcks Orientpolitik entdecken, als der eine Wunsch, die Großmächte von Deutschland abzulenken, an das sie ja alle Ansprüche machen wollten: England

wegen Schleswig-Holstein und Hannover, Frankreich wegen Elsaß-Lothringen, Rußland und Italien wegen Österreich, das von Deutschland gedeckt wurde. Immer lauter verkündete Bismarck daher seine absolute Uninteressiertheit an Orientfragen, da diese für Deutschland keinen Pfennig, geschweige denn die - schon nach Bismarcks Ansicht zu Tode gehetzten - gesunden Knochen pommerscher Musketiere wert wären. Die anderen Mächte mochten sehen, wie sie mit den Türken fertig wurden, deren vornehme Gesinnung Bismarck hochhielt, deren diplomatische Fähigkeiten er niemals unterschätzte, deren Arbeitsfeld er aber im Gegensatz zu unserer berechtigten Orientpolitik von heute wohl am liebsten auf Kleinasien beschränkt gesehen hätte. Aber nicht alle Mächte gehorchten seinen Lockungen, sondern suchten sich dem gefährlichen Spiel beizeiten zu entziehen.

England ging freilich nach Ägypten und Frankreich entschädigte sich dafür in Tunis. Italien, darüber mit Frankreich verfeindet, suchte Schutz im „Dreibund", nachdem es ein Zugreifen in Tripolis aus Furcht vor Englands Stirnrunzeln und vor einem Kriege mit Frankreich versäumt hatte. Alle diese Mächte wurden also der Bismarckischen Friedenspolitik dienstbar: Italien in einem festen Verhältnis, England und Frankreich in gefährlicher Abhängigkeit von dem guten Willen Deutschlands, der bei den Pazifikationsaktionen in Nordafrika nicht zu entbehren war. In dieser Situation wagte Bismarck auch ohne Flotte den Beginn einer deutschen Weltpolitik. Während Frankreich mit England und Italien, England mit Rußland wegen Afghanistan in Zwietracht lagen, erwarb er in kaum mehr als einjähriger Tätigkeit, was an Kolonien noch zu bekommen war: den größten Teil unseres bisherigen Kolonialbesitzes.

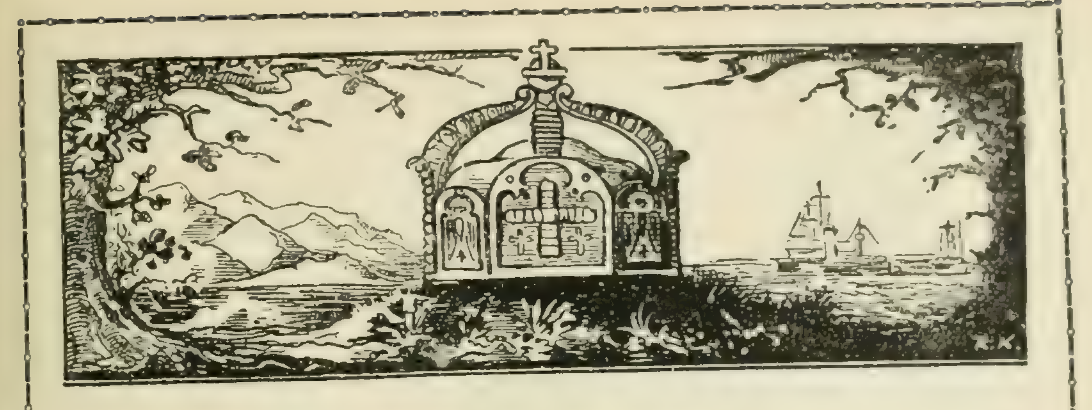
Ob ihn diese Weltpolitik bei unveränderter Konjunktur auch zu positiven Orientzielen, d. h. zu einer türkenfreundlichen Wendung seiner Orientpolitik geführt hätte, ist eine müßige Frage, weil die Verhältnisse am Balkan seinem schüchternen Anlauf zu einer imperialistischen Politik ein vorzeitiges Ende bereiteten. Ende 1885 zog in Bulgarien ein Gewitter herauf, das von neuem seine ganze kontinentale Friedensarbeit erforderte. Bismarck stellte sich aus Sorge vor einem kriegerischen Austrag der ostrumelischen Frage zwischen Österreich-England und Rußland und im Gegensatz zur öffentlichen Meinung Deutschlands, die es unter der Suggestion englischer Humanitätsphrasen mit dem Battenberger hielt, auf die Seite Rußlands, um den Weltfrieden zu erhalten. Es ist aber sicher, daß er einen Krieg damals nicht um des Friedens willen verhinderte, sondern weil er diesen Krieg nicht für englische Interessen ausfechten wollte. Vertiefen wir uns in diesen Gedankengang, so erhalten wir eine Rechtfertigung für unseren heutigen Krieg, da dieser nicht für fremde Interessen, auch nicht für bloße Orientinteressen, sondern für das deutsche Interesse geführt wird, das auch nach Bismarcks Ansicht an die Existenz Österreichs in Europa unlösbar geknüpft ist. Da dieses deutsche Interesse aber seit Bismarcks Eintritt in die Weltpolitik mit dem Streben nach Erhaltung und Stärkung der Türkei zusammenfällt, bildet auch die Orientpolitik der Nachbismarckischen Zeit insofern eine Fortsetzung richtig verstandener Bismarckischer Realpolitik, als diese vor allem immer die Anpassung politischer Ziele und Methoden an die Gegebenheiten der europäischen Konstellation zum Ausdruck bringt.



Bismarck im Jahre 1890

Nach einer Photographie von [illegible]





Bismarck und die Parteien.

Von Hermann Oncken.

Wer heute über „Bismarck und die Parteien" sprechen will, kann sich nicht dagegen verschließen, daß seit dem Beginn des Weltkrieges unser innerpolitisches Leben unter dem Zeichen des kaiserlichen Wortes steht: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche". Wenngleich dieses nicht für den Augenblick gesprochene Wort gewiß nicht das Ende der Parteikämpfe bedeuten wird – so wenig wie das Schlagwort von den überlebten Parteien, das der kluge Miquel in den letzten Tagen der Staatsleitung Bismarcks dem jungen Kaiser zuwarf, von der folgenden Entwicklung bestätigt wurde – so wird es doch, das fühlen wir alle, in der deutschen Parteigeschichte Epoche machen. Die Zeit aber, in der unsere Parteien entstanden sind – und das ist das Zeitalter Bismarcks – scheint hinsichtlich dieses Problems noch in sich abgeschlossener und von uns entfernter zurückzuweichen; das Problem selbst rückt nun vollends in die rein historische Sphäre hinüber und damit der Lösung näher. Denn nur eine von parteimäßiger Bindung freie und nach historischer Objektivität strebende Betrachtung kann seiner Herr werden.

Bismarck und die Parteien: das ist nicht die Berührung zweier voneinander unabhängiger Mächte, die Auseinandersetzung zwischen zwei gegebenen und unabänderlichen Größen, das ist vielmehr ein komplizierter historischer Prozeß, in dem sich im Spiel der wechselseitigen Beeinflussung, unter ständiger äußerer Umgruppierung und innerer Umbildung des Parteienfaktors, der Schwerpunkt ununterbrochen verschiebt. Ja noch mehr: in diesem Prozeß erscheint die eine Seite bis zu einem gewissen Grade als Produkt der andern Seite. Die Entwicklung der Parteien erhält von dem Lebenswerke Bismarcks, von der Einwirkung seiner Persönlichkeit oder von der Gegenwirkung gegen sie her ihr individuelles Gepräge, und je länger je mehr verändern sie unter dem Abstoßen oder Anziehen dieser einen Kraft ihr eigenstes Leben, ja sie müssen erleben, daß diese Eigenart gebrochen oder verschärft, daß ihr Bau gespalten oder zusammengedrängt wird – und niemals, solange er in der Macht saß, kam dieses flutende Leben zum Stillstand. Es konnte kaum anders sein, als daß die Summe der Wechselwirkungen, die unsere Parteigeschichte im Zeitalter Bismarcks begreift, zunächst nur unter Parteigesichtspunkten, also mit dem Maßstab von Teilwahrheiten, gewertet wurde. Erst mußte

das ganze Werk Bismarcks aufgehört haben, Parteisache zu sein, erst mußten diese Kämpfe innerlich – wie wir heute sagen dürfen – als überwunden gelten, bis der Weg zu einem objektiveren und leidenschaftslosen Verstehen frei wurde. Damit aber wird sich nicht nur das Schöpferische in Bismarck selbst noch überwältigender herausarbeiten, sondern auch die Parteien mit ihren idealen Wertinhalten und ihrem positiven Anteil, mit dem Bleibenden, das von dem Einen fast in Gefahr war erdrückt zu werden, kommen nun erst zu ihrem Rechte.

* * *

Die beiden Parteien, die der junge Bismarck beim Beginn seiner Laufbahn vorfand, waren Konservative und Liberale (unter Einschluß der bürgerlichen Demokratie): in dieser Konstellation erwuchs sein politisches Denken und erprobte sich ihm zuerst die Kunst eigenen Handelns. Denselben Parteien begegnete er, als er selbst zur Macht berufen ward und seinen ersten großen Kampf von prinzipiellster Tragweite auszufechten hatte. So viel er auch auf der Linie dieses Gegensatzes wechselte, so verlief doch auf ihr ein gut Teil seines politischen Lebens, und in seiner eigenen politischen Individualität begegnen sich Elemente aus dem einen wie dem andern Lager.

Wohl war auch er gegen Anfang der vierziger Jahre durch Stimmungen hindurchgegangen, die ihn auf die Bahnen eines Vincke oder Auerswald oder anderer Standesgenossen, die eine Verbindung von ständisch-liberalen und nationalen Idealen erstrebten, hätten führen können. Dann aber sollte sich eine Fülle inneren Erlebens vereinigen, um ihn in dem entgegengesetzten Lager festwurzeln zu lassen. Freilich, noch gab es damals keine konservative Partei, noch fehlte es an einer Begriffsbestimmung für das, was konservativ sei: das alles war noch im Werden, aber es wurde durch den Gang der Ereignisse zur Gestaltung genötigt. Wenn man als Liberalen (oder Demokraten) um 1848 denjenigen bezeichnen darf, der den preußischen Staat dem Ideal eines deutschen Nationalstaates ein- und unterordnen wollte und entsprechend innerhalb des preußischen Staates eine Neugruppierung der politischen und sozialen Kräfte im konstitutionellen und modern-bürgerlichen Sinne erstrebte, so stand demgegenüber die konservative Ideenwelt zunächst nur in der Abwehr: aber sie war sich einig darin, in dem preußischen Staate die alte Gewaltenteilung und den traditionellen Gesellschaftsaufbau zu erhalten, und eben darum auch das ganze Wesen dieses Staates, autoritär und königlich, militärisch und bureaukratisch wie es war, in aller künftigen nationalen Neubildung geschlossen zu behaupten: nach innen wie nach außen wollte sie im eigentlichen Sinne des Wortes konservieren. Was Bismarck in dieses Lager trieb, war nicht etwa ein theoretisches Überzeugtsein (wie denn weder Haller-Gerlach noch später Stahl einen eigentlich bestimmenden Eindruck auf ihn gemacht haben), es waren einfachere und ursprünglichere Lebensmächte, die diesen „Märkischen von Adel" gefangen hielten: Herkunft und Verwandtschaft, ein instinktives Klassen- und Herrengefühl, dann der Lebenskreis mit seinen gesellschaftlichen Formen und geistigen Inhalten, in den er durch Verlobung und Vermählung eintrat, auch das religiöse Mitschwingen, das in der Seele des lange Unbefriedigten nunmehr ausgelöst ward. Unmittelbarer als alles leitete ihn ein politischer Instinkt; man möchte sagen, daß sein eigenes Herrengefühl in der Herrenstellung des fridericianischen Staates ausmündete, und daß in dieser wechselseitigen Befruchtung ihm nichts gewisser war, als daß der preußische Großmachts-

standpunkt auch darum nach außen und innen zu wahren sei, weil nur von ihm aus die Frage des deutschen Nationalstaats gelöst werden konnte.

Ein solcher Mann konnte in der Krisis von 1848/49 nur ein schwarz-weißer Konservativer sein. Seine Richtung auf das energische Handeln, die immer den Hieb der bloßen Deckung vorzog, sein politischer Offensivgeist, der um des Ganzen willen auch unhaltbare Stellungen zu Ausfällen nutzte, drängte ihn in einer Zeit, wo die preußischen Konservativen auf der ganzen Front in die bloße Verteidigung geworfen schienen, sofort in die erste Feuerlinie. So trat er in jeder Krisis, von den Märztagen bis zur Deutschen Kaiserkrone und bis Olmütz hin, als einer der eingeschworensten Parteigänger der Partei Gerlach auf; er galt wohl als eines ihrer rückständigsten Glieder, während er im Grunde vielleicht moderner und skrupelloser dachte als Freund und Feind. Denn seine letzten Ziele, sobald sein tätiger Geist sie bewußter erfaßte, hatten mit der Doktrin beider Parteien wenig gemein. Gerade an dem Punkte der auswärtigen Politik, in dem wegen der Ziele der Nationalpolitik auch der innere Parteigegensatz kulminierte, begann er sich während der Frankfurter Jahre von dem preußischen Bekenntnis seiner Parteigenossen zu entfernen. Während die konservative Partei im Landtage ihre Herrschaftsstellung organisierte und darüber immer enger und unproduktiver wurde, wuchs er selbst auf anderem Wege weiter, und seine denkwürdige briefliche Auseinandersetzung mit Leopold von Gerlach in den Jahren 1856/57 bewies seinen nächsten Freunden, daß er einen Konservatismus, der legitimistisch aus Prinzip und preußisch-saturiert war, nur noch für „einen mißverstandenen Konservatismus" halten konnte. Und wenn er seinem alten Lehrmeister schrieb: „Ihr Bruder hat mich oft einen Absolutisten gescholten; ich bin aber nur bei staatlichen Krankheiten gegen Leute, die ihrerseits Gewalt über Recht stellen, für energische Heilmittel eingenommen; den Aufstand sehe ich als Krieg an, gegen ihn müssen die Mittel des Krieges, nicht der Polizei und des Gerichtes Anwendung finden. Dem gesunden Staatskörper (soweit es in dieser Welt Gesundheit gibt) vindiziere ich freie Bewegung, sonst muß er krank werden" (2. 3. 1858) –, so glaubt man einen Mann zu hören, der viel zu sehr Realist ist, um ein konservativer Parteimann bleiben zu können. So ist es auch bekannt, daß Bismarck, wenn er schon während der Neuen Aera Minister geworden wäre, nicht ein im hergebrachten Sinne konservatives Programm vorgelegt haben würde.

Dann aber sollte er zur Macht berufen werden in einem Augenblick, wo der preußische Staat von neuem von den nationalen und liberalen Ideen überflutet zu werden drohte und um seiner Zukunft willen sein Selbst dagegen zu verteidigen hatte: die Gegnerschaften von 1848/49 traten gemildert, aber nicht verändert einander gegenüber. Der Ministerpräsident von 1862 war längst nicht mehr der Parteimann, als den ihn die Freunde begrüßten und die Gegner verschrien, aber der Gang des Konflikts ließ ihn doch wieder enger mit seiner Partei zusammenwachsen. Seine Leistung in diesem denkwürdigen Kampfe, in dem es nicht nur um Liberalisierung oder Wesenserhaltung des preußischen Staates, sondern zugleich um die deutsche Zukunft ging, war nicht nur ein preußisch-deutsches, sondern noch mehr, ein europäisches Ereignis. Er verteidigte den Staat und seine ihm eingeborenen Kräfte gegen die aus dem englischen Parlamentarismus abgeleiteten Doktrinen, gegen die bourgeoise Machteroberung, deren Welle in Europa schon abzulaufen begann, gegen das nationale und liberale Rezept Cavours: er behauptete damit für sein Vaterland den konstitutionell-monarchischen

Staatstypus. Er erschien wohl als ein Konservativer engen und alten Stils, wenn er die Verfassung mißhandelte und die deutschen Hoffnungen geringschätzte: aber er handelte als ein Konservativer im historischen Sinne und von echtem Gepräge, indem er die eingeborenen und erprobten Lebenskräfte Preußens, die Individualität eines mit geschichtlicher Naturnotwendigkeit erwachsenen Gebildes, gerade um ihrer großen Aufgaben willen erhalten wollte. Er führte den Konflikt nicht um einer Parteidoktrin willen, sondern zu einem außerpolitischen Endzweck durch, mit dessen Erreichung allein er im inneren Konflikt Sieger blieb - und dieser Endzweck reichte über das preußisch-konservative Programm doch wieder weit hinaus, in die Ideenwelt ihrer Gegner hinein. Und darum mußte jeder Schritt vorwärts ihn von seiner alten Partei entfernen; es war wie ein Symbol, daß vor dem Ausbruch des Krieges von 1866 der tiefenttäuschte Ludwig von Gerlach den Bruch mit dem einstigen Schüler vollzog. Denn nunmehr nahm Bismarck das allgemeine Wahlrecht in sein deutsches Programm auf, das Erbe der Demokratie aus der Verfassung der Paulskirche, das selbst manchem Erbkaiserlichen zu weit ging; er schritt über alle Prinzipien der Legitimität hinweg und entfremdete sich mit den Annexionen den extremen Konservatismus tödlich; und wie er während des Krieges keine Mittel national-revolutionärer Politik verschmäht hatte, so reichte er bei der Neuordnung der Dinge den Liberalen zur Mitarbeit seine Hand. Ja er trieb, da er der Sieger war, den Prinzipienkampf mit dem preußischen Landtage nicht auf die Spitze, sondern legte ihn mit dem Indemnitätsgesetz auf dem Wege des Kompromisses bei.

Damit war eine Epoche deutscher Parteigeschichte zum Abschluß gekommen. Bismarck war der Sieger nach beiden Seiten hin; die Konservativen mußten im Siege den Zusammenbruch grundsätzlicher Programmpunkte hinnehmen und folgten nur zögernd auf unbetretenen Bahnen; die Liberalen erlebten in der Niederlage ihres inneren Staatsideales die Verwirklichung ihrer national-deutschen Hoffnungen und fühlten, daß nun doch eine aufsteigende Linie für sie begann. Die Umwälzung des politischen Denkens griff hüben wie drüben so tief, daß sie auch in der Abgrenzung und den Programmen der Parteien zum Ausdruck kommen mußte. Der Ausgang des Landtagskonflikts führte zu einer allgemeinen Neuorientierung. Um der Frage der Indemnität, die sie bewilligten oder verwarfen, sonderten sich die Liberalen voneinander, und an derselben Frage erlitten die Konservativen eine tiefgreifende Erschütterung. Bismarck war der Fels geworden, an dem die Wasser sich schieden.

Zunächst traten aus der Konservativen Partei nur die Extremen aus, Ludwig von Gerlach voran, unbelehrbar und prinzipienfest; der Kern aber ging noch mißtrauisch und widerstrebend mit. Dagegen löste sich von der Partei nach der andern Seite eine Gruppe, die unbedingt alles Neue, was Bismarcks Lösung der deutschen Frage heraufführte, ergreifen wollte, auch wenn dabei eine Ladung alter Parteiideale über Bord ging: das waren die Freikonservativen, von den andern wohl eine „Partei Bismarck sans phrase" gescholten, mehr Offiziere als Soldaten, alle bereit, den alten Parteigegensatz so weit zu überbrücken, wie die Einsicht des Kanzlers für gut hielt. Und ganz analog vollzog sich, bedeutender nach Umfang und Wirkung, auf der andern Seite die Bildung der Nationalliberalen Partei, die zuerst wegen der Frage der Indemnität den Kern des alten Fortschritts verließ: auch sie waren die Versöhnlichen und die Opportunisten, die nun begeistert mit der neuen Bewegung gingen, vor allem auch Männer aus den neuen Provinzen Preußens und den übrigen Bundesstaaten; auch sie

entschlossen, wenngleich sie als die Stärkeren und Unabhängigeren nicht so weit in der Gefolgsbereitschaft gingen, die Politik Bismarcks zu unterstützen, ohne darum ihre liberalen Grundgedanken ganz preiszugeben: sie waren der Ausdruck einer Stimmung, die nach 1867 die weitesten Kreise beherrschte. Die neuen Parteigründungen zeigten, wieweit Bismarcks Werk große Gruppen der alten Gegensätze in ihrem Wesen zu verwandeln begonnen hatte, und es wollte scheinen, als ob mit dem neuen Schwergewicht, dem sie von links und von rechts her folgten, alte Parteigrenzen dauernd und in der Tiefe sich verschieben sollten. Ein Kritiker aus gegnerischem Lager wie der Bischof von Ketteler kennzeichnete bereits die Freikonservativen als das Oberhaus der Nationalliberalen: „die sogenannte freikonservative Partei mit allen ihren Schattierungen und verschiedenen Denominationen, wo sich die Fürsten, Grafen, Barone und höheren Staatsdiener vereinigen, welche ihrer ganzen Gesinnung nach absolut mit den Nationalliberalen identisch sind und nur einen etwas vornehmeren konservativen Schein bewahren, der ihnen insofern nützlich ist, als sie dadurch in allen höheren und höchsten Kreisen Zutritt haben". In der Tat schienen zu Beginn der siebziger Jahre sich die Unterschiede der beiden Parteien, in deren Zusammenarbeit so häufig der Schwerpunkt der parlamentarischen Geschäfte lag, mehr auf taktische als auf prinzipielle Verschiedenheiten zu beschränken. Noch in den „Gedanken und Erinnerungen" hat Bismarck von dieser Periode gesagt: „Ich hielt für die damalige Zeit bei den Gefahren, die unsere Kriege geschaffen hatten, die Unterschiede der Parteidoktrin für untergeordnet im Vergleich mit der Notwendigkeit der politischen Deckung nach außen durch möglichst geschlossene Einheit nach innen." Und noch weiter ging im Dezember 1872 sein Mitarbeiter Graf Eulenburg, seit dem Beginn des Konflikts Minister des Innern, wenn er sich zu einer Politik bekannte, die „aus konservativen Gesinnungen heraus nicht mit liberalisierenden, aber mit liberalen Gesetzen und Maßregeln regierte", und mit der historisch anfechtbaren Redeblüte schloß: „der ganze Baum, der in Deutschland, von Preußen ausgehend, gewachsen ist, ist ein liberaler Baum, eine freisinnige, große Schöpfung".

Es lag auf der Hand, daß bei einer solchen Verschiebung des Schwergewichts der Kern der Konservativen nicht mitgehen konnte. Bismarck vermochte nicht, wie die Ablehnung der Mitarbeit durch seinen alten Freund Blanckenburg i. J. 1873 erwies, sie unbedingt an sich zu fesseln - allzu hoch stiegen die Differenzpunkte an; er wollte aber grundsätzlich nicht die Berechtigung einer konservativen Opposition zugeben, die ihm in jedem Augenblicke im Vertrauen des Monarchen unbequem werden konnte. So türmte die Welle der Entfremdung sich immer höher, um schließlich in dem Zusammenstoß mit der Kreuzzeitung und den Deklaranten von 1875 zu gipfeln: gerade mit denen, die ihm am nächsten gestanden hatten, mit dem märkisch-pommerschen Kern der Junker, mußte er brechen. So weit trieb ihn das unvermeidliche Schicksal alles schöpferischen Handelns, und es mochte ihm sein, als ob er in diesem ihn persönlich verletzenden Bruch den alten Mutterboden unter den Füßen verlor. Um so mehr nutzte er den Zusammenstoß aus, um Unterwerfung und Frieden herbeizuführen; dieses bittersten Anpralls hatte es bedurft, um die Bahn für die Bildung der Deutsch-Konservativen Partei freizumachen. Dieser Konservatismus war nicht mehr der alte Konservatismus, aus dem Bismarck einst hervorgegangen war; er war nicht so bedingungslos umgeschmolzen wie die freikonservative Vorhut - dazu war das Metall doch zu hart - aber er paßte sich hinfort dem Werke und der Persönlichkeit Bismarcks hinreichend an, um jeden ernsteren

Mißklang zu vermeiden. Nach dem Gelingen dieser Unternehmung gedachte er den Nationalliberalen gegenüber denselben Weg zu betreten. Auch hier genügte ihm die Spaltung von 1867 nicht, da sie nicht alle Fäden zum Fortschritt zerrissen hatte, sondern die Herrschaftsgelüste des Gesamtliberalismus bestehen ließ: wenn er sich ihnen nicht unterwerfen wollte, mußte er von sich aus ihrer Herr werden. Also lief sein Plan: die linken Elemente der zu mächtig werdenden Partei auszutreiben und ihren Hauptkörper noch mehr an sich heranzuholen. Es ist bezeichnend, daß die inneren Argumente Bennigsens gegen den Eintritt in das Ministerium im Dezember 1877 nicht weit entfernt waren von den analogen Beweggründen Blanckenburgs; auch er wollte Selbständigkeit und Geschlossenheit seiner Partei behaupten, während Bismarck Einordnung und am letzten Ende Spaltung erstrebte. Gelang ihm das, so wäre es nach rechts und links die Vollendung des 1867 Begonnenen gewesen: ein konservativ-liberales Regiment, das die Farbe des Kanzlers trug.

Die Auseinandersetzung mit beiden Parteien war dadurch kompliziert, daß Bismarck seit der Gründung des Reiches einer dritten großen Parteibildung gegenüberstand, dem Zentrum – und diese Auseinandersetzung mußte von vornherein einen andern Charakter tragen, als jede noch so starke Reibung mit denjenigen Parteien, mit denen der Schöpfer des Reiches nach Herkunft und Zielen vieles gemein hatte. Das lag in diesem Falle anders. Das Zentrum war von Hause aus nicht eine Fortsetzung der katholischen Fraktion des Abgeordnetenhauses, sondern es war erwachsen als eine Organisation der Geschlagenen von 1866, als eine Reaktion gegen die Bismarcksche Lösung der deutschen Frage; diese Elemente, die zum Teil zwischen 1867 und 1870 die Hoffnung auf Rückwälzung nicht aufgegeben hatten, gewannen mit dem Zutritt Süddeutschlands zum Reich große Aussichten auf Macht, aber sie standen dem Reiche zunächst mit viel tieferer Abneigung und schärferer Kritik gegenüber, als im Lager der Konservativen und Liberalen überhaupt zu finden war. Damit erschien eine ganz neuartige Macht auf dem Kampfplatz. Sie war der demokratischen Beherrschung der Massen in ihrem Bereiche sicher und pflegte zugleich einen Konservatismus, der auch das Jahr 1866 nicht einfach hinnahm; sie vermochte demokratische und konservative Tendenzen in sich in einer Art zu vereinigen, die für die gewohnte Taktik Bismarcks nicht einen einfachen Angriffspunkt bot; indem sie als Rückgrat über den Klerus und die seiner Beeinflussung zugänglichen Massen verfügte, konnte sie die Ideenwelt des politischen Katholizismus mobilmachen, der Bismarck in seiner politischen Entwicklung nur gelegentlich begegnet war; sie zählte ihre Bundesgenossen unter dem besiegten Partikularismus und schlug ihre Fäden auch zu Polen und Elsaß-Lothringern hinüber – die bunteste Masse unter allen Parteien, scheinbar unzusammenhängender als sie alle und doch durch ein oberstes Interesse fester als alle zusammengehalten. Gerade weil dieser Partei eine viel elastischere Taktik als den andern möglich war, mußte ihr Bestand eine dauernde Gefährdung jeder sicheren Majoritätsbildung sein, um so mehr als ihr Führer, ein parlamentarischer Advokat ersten Ranges, sich als Meister solcher Taktik bewährte, dem Bismarck noch in den „Gedanken und Erinnerungen" zugestand, daß nur die Führung des Zentrums „eine nicht unfähige" zu nennen sei. Aber es verstand sich für ihn von selbst, daß er eine Position, die in jeder Hinsicht der stärkste Sammelpunkt aller Gegnerschaften im jungen Reiche war, zu brechen sich vorsetzte. Man darf es aussprechen, daß der Kulturkampf nicht so sehr gegen die katholische Kirche als solche gerichtet sein sollte, als die der

Reichspolitik innerlich so gegensätzliche Organisation des politischen Katholizismus, die sich im Zentrum erhoben hatte, auseinanderzubrechen bestimmt war. Bei diesem Unternehmen konnte Bismarck die alten Parteien hinter sich herziehen, Freikonservative und Nationalliberale in unbedingter Gefolgstreue, während die Mitwirkung der Konservativen in ihrer Sorge um die Rechte der Kirche, und die des Fortschritts schließlich in der Abneigung gegen allzu schrankenlose Ausdehnung der Staatswillkür eine Grenze fand; und mit der Zeit wuchsen die taktischen Schwierigkeiten für den Kanzler, nach links hin in größere Abhängigkeit zu kommen und nach rechts hin mehr Boden zu verlieren, als es ihm für seine Gesamtpolitik zulässig schien. Wenn er schließlich in dem Kampfe gegen das Zentrum sein Ziel verfehlte, so lag es vor allem daran, daß er die idealen Kräfte des Gegners unterschätzte. Hier versagten die Mittel, die er gegenüber den ihm wesensverwandten Parteien der Konservativen und Liberalen geübt hatte; er hätte auch hier gern zur Spaltung gegriffen, suchte vergeblich etwa den preußischen Typus der Reichensperger herauszuholen (wie der Listenreiche später sogar einen verwegenen Anlauf nahm, die Autorität des Papstes als Keil in die Gefolgschaft Windthorsts hineinzutreiben). Seine Verfolgung aber schuf nur Märtyrer und schmiedete den Ring der Geschlossenheit nur noch fester. Also faßte er den Entschluß, den Kampf einzustellen und die meisten vorgeschobenen Positionen einzuziehen. Weder gegenüber der katholischen Kirche noch gegenüber dem Zentrum hatte er sein Ziel erreicht: aber das Zentrum, mit dem er in den achtziger Jahren Frieden schloß, wandelte sich in einem unsichtbaren Erziehungsprozeß, in dem seine reichsunfreundlichen Anfänge immer mehr verblaßten. Langsam sollte auch diese Bildung auf den Boden des Bismarckschen Reiches hinübertreten.

Im Moment aber, als Bismarck mit der Einstellung des Kulturkampfes den Frieden mit dem Zentrum anbahnte, konnte er der im Flusse befindlichen Neuorientierung mit Konservativen und Liberalen eine Wendung geben, durch die er die Brücken nach rechts wieder herstellte und sich von der Bundesgenossenschaft der Linken emanzipierte, ja den letzten und entscheidenden Macht- und Prinzipienkampf mit der Staatsanschauung des Liberalismus vorbereitete. Die neue Grundlage für die veränderte Richtung bot ihm die Wirtschafts- und Sozialpolitik, die neue Front, die der Kampffrohe nicht entbehren konnte, der Kampf gegen die Sozialdemokratie.

Frühzeitig schon hatte der vorausschauende Minister die im vierten Stande schlummernde Macht in Berechnung gezogen. Er hatte während des Konflikts mit Lassalle angeknüpft, um sich gegen die liberale Bourgeoisie der Kräfte der Zukunft und der Tiefe zu versichern, und sogar zu Marx einen Weg zu finden gesucht. Von vornherein bewertete er die sozialdemokratische Partei nach einem doppelten Maßstabe; insofern sie Sozialisten waren, vertraten sie Gesellschaftsforderungen, über die man diskutieren konnte, und eine Staatsauffassung, die der preußischen Tradition unendlich näher lag als alle Ideale des Manchestertums; insofern sie Demokraten waren, galten ihm die Erben der bürgerlichen Demokratie von 1848 als ernste Bedrohung des monarchischen Staates. Und als er sie seit der Mitte der siebziger Jahre die Massen immer heftiger ergreifen und seiner Schöpfung gefährlich werden sah, nahm er – nichts konnte ihm in der Stunde der Neuorientierung von 1878 gelegener kommen! – den Kampf gegen sie auf; er benutzte die Zügellosigkeit ihrer Agitation und den Anlaß der Attentate, um eine vernichtende Abrechnung vorzunehmen, kampffroh und gewaltsam, wie er einst in

der Zeit von 1848 gesprochen hatte. Das Sozialistengesetz leitete eine neue Demagogenverfolgung ein, die statt der einzelnen nunmehr breite Schichten traf: skrupellos in der Wahl der Mittel wie nur der Gegner im Angriff, sich immer mehr überbietend, und darum doch das Ziel verfehlend. Aber auch jetzt bewahrte die politische Taktik Bismarcks ihren doppelpoligen Charakter: mit dem Niederbrechen der Parteiorganisation wollte er die radikalen Elemente ganz vernichten, den Rest der Arbeiter aber auf ein staatsfreundlicheres Programm - in der Richtung, die damals etwa die christlich-soziale Partei begründete - herüberholen. Zu diesem Zwecke holte er jetzt - wie einst aus dem liberalen und nationalen Programm - aus dem sozialistischen Programm alles das heraus, was er seinem Ideal eines starken und autoritären Staates einordnen konnte. Aber während er mit der sozialen Gesetzgebung einen der größten Ruhmestitel seiner inneren Politik erwarb und in der scharfen Kampfesstellung gegen die Roten auch die sozialpolitische Erziehung der bürgerlichen Parteien durchführte, vermochte er, nach dem ersten Anlauf, die verhaßte Parteibildung im vierten Stande doch nicht zu zerstören; ähnlich wie im Kampfe mit dem Zentrum, traf er auch hier auf einen Idealismus, der aus ihm wesensfremden Quellen sich nährte und mit den Mitteln äußeren Zwanges nicht unterjocht werden konnte.

In dieser Situation trat der Kanzler als Vorkämpfer eines neuen wirtschafts- und sozialpolitischen Programms in seine zweite entscheidende Auseinandersetzung mit dem Liberalismus ein. Gleich zu Beginn des Kampfes gelang es ihm, die Liberalen noch einmal zu spalten; während der eine Flügel der Nationalliberalen unter Miquels geistiger Leitung nun vollends zu ihm herübergezogen wurde, trieb ihr freihändlerischer Flügel an die Seite und schließlich in die Arme des Fortschritts, um in der neuen Deutsch-freisinnigen Partei unter Führung Eugen Richters den Widerstand gegen die neue Politik zu organisieren. Bismarck selbst trat in die vorderste Reihe des Kampfes; auf der Höhe seiner Macht und Erfahrung, stellte er, wie Stosch urteilte, „die Seele aller Minister" dar; alles war auf den einen Mann bezogen, der wie immer seine Gegnerschaften auf das Persönlichste nahm und auf der Suche nach ihren treibenden Kräften das persönliche vor den sachlichen Motiven bevorzugte. Die Erbitterung der Parteikämpfe zeigte sich in mancher Begleiterscheinung, so in der (von Bismarck nicht geförderten, aber zugelassenen) Bildung antisemitischer Gruppen, die mit ihren Schlagworten - ähnlich wie „Pfaffen und Junker" von der anderen Seite ausgebeutet wurden - die popularen Instinkte in antiliberalem Sinne aufpeitschten. Wenn Bismarck auf der ganzen Linie siegte, so verdankte er es nicht nur seinem taktischen Übergewicht, sondern mehr noch der Überlegenheit seines Programms gegenüber einer Opposition, die unter gewandtester Führung doch an innerer Unfruchtbarkeit litt. Was er in schweren Kämpfen gewann, war nichts Geringes: statt eines Hinübergleitens zum parlamentarischen System eine Verstärkung der staatlich-monarchischen Autorität und des - im weiteren Sinne - konservativen Prinzips, statt der unitarischen Zentralisation des Reiches ein Herausarbeiten seines bundesstaatlich-föderativen Charakters, vor allem aber: statt des liberalen Staats- und Wirtschaftsideales seiner Gegner das positive Gegenbild einer staatlichen Organisation der Gesellschaft und der Arbeit im Rahmen der Nation. Es war, alles in allem, Ergänzung und Abschluß des einst im Konflikt begonnenen Kampfes um die Durchsetzung eines Staatstypus, der die Formen des westeuropäischen Liberalismus endgültig ablösen und überwinden sollte.

Die alten Parteien, dem Namen nach erhalten, hatten in den wechselnden Zielsetzungen dieser Jahre Bestand und Programm sich wechseln und verschieben sehen; sie hatten alle, die einen früher, die andern später, die Kraft der überragenden Persönlichkeit an sich selber erfahren. Aber in dem heftigen Spiel, das Bismarck mit den Parteien trieb, waren doch auch für ihn alle festen Majoritäten verlorengegangen. Die parlamentarischen Herrschaftsgelüste des Zentrums waren nach dem Friedensschluß eher gewachsen als gemildert, in jedem Augenblick war sein Führer bereit, alle Elemente der Opposition um sich zu versammeln. Wohl gelang Bismarck noch einmal ein Gegenstoß, indem er im günstigen Augenblick das Steuer herumwarf und die beiden konservativen Parteien und die Nationalliberalen zum Abschluß eines Kartells veranlaßte, das mehr als irgendeine frühere Kombination auf den Namen des Kanzlers zugeschnitten war und somit eine Parteikonstellation verwirklichte, wie er sie in den siebziger Jahren vergeblich erstrebt hatte. Aber es blieb eine Bildung ohne Dauer, die dem Kanzler wohl in der kritischen Zeit der Thronwechsel eine festere Rückendeckung bot, aber sich doch nur vorübergehend in der Majorität behaupten konnte. Als sie in den Neuwahlen von 1890 zerbrach, war die Situation für Bismarck unsicherer als je geworden; alle alten Gegnerschaften waren lebendig, selbst ehemalige Freunde richteten den Blick nach der höchsten Stelle, die sozialdemokratische Partei hatte ihr Haupt so mächtig erhoben, daß sie als unbesiegbar gelten konnte. Schon schien der niemals um einen neuen Weg verlegene Minister selbst geneigt, mit dem Führer des Zentrums als dem Herrn der parlamentarischen Lage zu verhandeln. In diesem Augenblick erfolgte sein Sturz. Er hatte keinen Rückhalt bei einer Mehrheit von Parteien, als er den Rückhalt bei dem jungen Kaiser verlor.

Aber auch jetzt, als er aus der Staatsleitung ausschied, sollte seine Persönlichkeit für viele Deutsche noch nicht in eine historische Sphäre sich erheben, die alle Parteigegensätze in wesenlosem Scheine hinter sich ließ. Der Alte von Friedrichsruh trug dafür Sorge, daß sein Name auch jetzt der umstrittenste Kampfruf der Parteien blieb, und immer wieder rückte er in das vorderste Feuergefecht, um mit nicht ermattender Kampflust, mit nie endender Sorge um das Reich seine Klinge zu führen. Bei manchen Neubildungen des Parteilebens, wie dem Bund der Landwirte, dem Ostmarkenverein, stand er Pate; manchmal spürt man doch auch, daß die Verhärtung des Alters und die mangelnde Verantwortlichkeit die Einseitigkeit seiner Urteile verstärkte; er entbehrte jetzt des Zwanges der Anpassung an bestimmte Situationen und Aufgaben, die während seiner Staatsleitung ihn unerschöpflich im Einschlagen neuer Wege gemacht hatten. Mit grimmem Triumph erlebte er, daß alter Parteihaß an seinem achtzigsten Geburtstage einen ebenso unwürdigen wie törichten Ausdruck fand; aber er schenkte den Gegnern auch nichts, bis in sein letztes Lebensjahr hinein und sprach noch manches Wort, das heute zu wiederholen nicht mehr in seinem Sinne wäre. Er erlebte aber zugleich, daß der Kreis seiner dankbaren Verehrer in der Nation immer weiter anwuchs, tief in die gegnerischen Parteien hinein, und er mußte weiter erkennen (auch wenn er sich nicht Rechenschaft darüber geben wollte), daß die Einordnung der Parteien in das von ihm geschaffene Reich unablässig und unsichtbar weiterschritt.

* * *

Bismarck und die Parteien, das ist ein Stück der Kämpfe, zu dem er selber nie das Schlußkapitel des Friedens schrieb. Erst wir, die, um mit Treitschkes Dichterwort zu sprechen, „Geschlechter, die auf seinen Siegen stehen", vermögen es heute, da ein neues Buch in der weltgeschichtlichen Entwicklung unseres Volkes aufgeschlagen wird.

Er selbst ist der Kämpfer gewesen und wollte auch am Ende seines Lebens sich nicht anders sehen. Noch in den „Gedanken und Erinnerungen" urteilt er: „in unsern Fraktionen ist der eigentliche Kristallisationspunkt nicht ein Programm, sondern eine Person, ein parlamentarischer Condottiere" - mit solchen Augen hat er im Zweikampf Männer wie Windthorst und Eugen Richter angeschaut und niemals verschmäht, persönliche Schärfen in den politischen Kampf zu tragen, die bei uns nicht wie in England auf einem neutralen gesellschaftlichen Boden ausgeglichen werden. Er machte gern den nach seiner Meinung auf dem Boden Berlins gezüchteten Typus des Berufsparlamentariers für die Hemmung der Geschäfte verantwortlich und erging sich in Plänen, dieses Element auszuschalten und zugleich die formal-politische Orientierung der Parteien durch sachlichere Faktoren zu ersetzen. Als er im Sommer 1878 seinen Generalstabsplan zur Sprengung der nationalliberalen Partei entwarf, entwickelte er diese Gedanken in den lebhaftesten Farben: „Der Parteihaß, der Machtstreit der Fraktionen, der Ehrgeiz ihrer Führer, die Zeitverschwendung mit oratorischen Schaustellungen, die Gleichgültigkeit gegen wirtschaftliche Schäden, die philosophische, humanistische Neigung, den Verbrecher auf Kosten des ehrlichen Mannes zu schützen, die gesamte unpraktische Richtung unsrer Parlamentsverhandlungen hängen wesentlich mit dem Umstande zusammen, daß die Mehrzahl der Vertreter keinen produktiven Beruf, weder ein Gewerbe noch Handel, weder Industrie noch Landwirtschaft treiben oder auch nur einen klaren Begriff davon haben. Die Leiden der Produktion sind den Herren nicht fühlbar. Die Männer sind selten bei uns, welche produktiv tätig, dennoch Zeit haben, in den Parlamenten zu sitzen. Die Vertretung unsrer wirtschaftlichen Interessen ist daher in den Händen solcher, die von Gehalt, Honorar, von Diäten und vom Preßgewerbe oder von zinstragenden Papieren leben." Noch in seinem letzten Lebensjahre sprach er nicht anders zu den Führern des Bundes der Landwirte. Aber es ist doch fraglich, ob an dieser Stelle ein Allheilmittel für die parlamentarischen Zustände gefunden werden könnte. Daß die Parteienideologie, die noch in den siebziger Jahren aus der Zeit der Kämpfe um das Reich stammte, auf dem Boden dieses Reiches eine realistischere Farbe annehmen mußte, war eine Notwendigkeit und (trotz mancher Nebenerscheinungen) ein Fortschritt. Aber die vorzugsweise und naturgemäß einseitig geübte Vertretung materieller Interessen (wobei Bismarck die selbständige politische Organisation der Arbeiter wesentlich aus dem Spiele ließ) wird ebensosehr wie die verfassungspolitisch orientierten Parteien von früher ein Berufsparlamentariertum hervorbringen, dessen Vertreter obendrein häufig zu abhängigen Agenten großer Interessengruppen herabsinken. Auch Parteien mit einem wesentlich materiell charakterisierten Programm werden niemals ein entsprechendes ideologisches Komplement entbehren können; ein Parteileben, das sich in einen reinen Kampf der Wirtschaftsgruppen auflöste, würde noch häßlicher und leerer werden und eine wahre politische Erziehung der Nation vollends nicht hervorbringen können. Bismarck hat diese geistigen Kräfte, die neben und hinter den materiellen Interessen als Bindemittel einer Partei wirken, häufig zu gering bewertet, und wo er seine Ziele nicht erreichte, ist er eher an einer Unterschätzung des idealen Moments als der realen Macht seines Gegners gescheitert.

Bismarck repräsentierte, von der langjährigen Ausübung der Macht her, ein Staatsgefühl, das immer in der Anschauung des Ganzen lebte: wie er im Innern des Staates die Ausgleichung aller Faktoren erstrebte, so löste er niemals das Ganze des Staates aus seinen internationalen Beziehungen innerhalb der Staatengesellschaft heraus. In dieser tiefgefühlten Überlegenheit mochte er wohl im Alter das Wort Coriolans auf die Parteien anwenden: „Get you home, you fragments." Denn die Parteien, die erst nach der Macht streben, können nur für Teile, die hinter ihnen stehen, das Wort führen, und nur Teilwahrheiten in ihren Programmen aufweisen; sie streben wohl nach dem Ganzen, aber sie stellen es nicht dar, sie müssen erst durch einen dauernden politischen Erziehungsprozeß hindurch, um sich dem Ganzen anzunähern.

Auf diesem Wege ist Bismarck der stärkste Erzieher der Parteien gewesen, und heute erst übersehen wir, wie weit die Zeit, in der die einzelnen Glieder und Gruppen des Reiches zusammengezwungen werden mußten, nunmehr hinter uns liegt. Denn heute sind wir in das letzte Stadium dieses Erziehungsprozesses eingetreten. Der Konservative, der den Verfassungsstaat und die Demokratisierung der Gesellschaft anerkennt; der Liberale, der sich zum starken Staate mit Machtpolitik und sozialen Pflichten bekehrt hat; der Zentrumsmann, der in einem Kleindeutschland mit übertragender Zentralgewalt den konfessionellen Frieden als oberstes Ziel erstrebt; der Sozialdemokrat, der in der Welt des uns umbrandenden Hasses den nationalen Staat als die heiligste und allem Klassenkampf übergeordnete Gemeinschaft ehrt - sie alle treten immer rückhaltloser auf den Boden dieses Reiches hinüber, und auch die, denen es heute noch schwerer wird, werden von der Anerkennung des Reiches auch den Weg zu seinem Schöpfer finden können. Wie in England, nach einem Worte Rankes, Whigs und Tories mit dem Jahre 1688 aus der Antinomie der Extreme herausgedrängt, in den Kreis des Bestehenden verwiesen, und bei aller Fortdauer des Streits, den inneren Gegensatz auszugleichen begannen - so erleben wir in dem Weltkrieg heute die Stunde, wo alle unsere Parteien in eine neue Epoche ihres inneren Verhaltens zueinander eintreten und ein gesteigertes Verantwortlichkeitsgefühl für das Ganze der nationalen Gemeinschaft empfinden.

Bismarcks übertragende Persönlichkeit ist, um mit Fichte zu reden, ein Zwingherr zur Freiheit für uns gewesen, und gerade die Parteien, als der organisierte Ausdruck der verschiedenen Ideale und Interessen einzelner Volksgruppen, haben Zwang und Härte in bitteren Zusammenstößen oft genug erfahren. Aber er war ein Zwingherr zur Freiheit, und die Bewährung aller Teile unseres Volkes in dieser großen Prüfung legt Zeugnis dafür ab, daß die Deutschen ihrer würdig sind. Auch Bismarck hat in frühen Jahren schon, so sahen wir, dem gesunden Staatskörper freie Bewegung vindiziert: das ist das Erbe, das wir heute antreten. Auch er, der Mann der Autorität und des starken Staates, hat sich, in dem Moment, als er die norddeutsche Bundesverfassung zum Abschluß brachte, vor dem Volke zu der Überzeugung bekannt: „daß, den höchsten Grad von Freiheit des Volkes, des Individuums, das mit der Sicherheit und gemeinsamer Wohlfahrt des Staates verträglich ist, jederzeit zu erstreben, die Pflicht jeder deutschen Regierung ist." (27. 3. 1867.) Unter diesem Zeichen werden wir, das ist mehr als Hoffnung, das ist freudige Gewißheit, nach der siegreichen Beendigung des Weltkrieges, in ein neues Zeitalter der inneren Politik unseres Vaterlandes hinübertreten.

Bismarck und die akademische Jugend.

Von Theobald Ziegler.

Bismarck ist in Göttingen und in Berlin deutscher Student gewesen: er ist es in gewissem Sinn sein Leben lang geblieben.

Student sein heißt in erster Linie studieren, lernen; und gerade in dieser Bedeutung des Wortes war Bismarck immer Student, ein fleißiger Lerner, der es nie verschmäht und verabsäumt, nie unter seiner Würde gehalten hat, zuzulernen und umzulernen. Er hat diesen seinen Willen, zu lernen, wiederholt selber ausgesprochen, betätigt aber hat er ihn am großartigsten, als er 1878 vom Freihandel zum Schutzzoll und 1881 von dem manchesterlichen laissez aller laissez faire zum praktischen Christentum eines sozialen Kaisertums und zu dessen Pflicht einer „positiven Förderung des Wohls der Arbeiter" überging. Und noch als Siebenzigjähriger hat er gelernt und zugelernt, als er sich – zögernd zwar und vorsichtig, aber doch entschloß, Deutschland Kolonien zu schaffen – „Schutzgebiete" nannte er sie zuerst – und dadurch dem Expansionstrieb und dem Machtgedanken der achtziger Jahre Gelegenheit zur Betätigung zu geben. So ist er bis in seine hohen Semester hinein nicht verknöchert, nicht stehen geblieben, sondern hat sich rastlos weiter entwickelt und daher den Vorwurf, daß er seine Ansichten geändert und gewechselt habe, den Vorwurf eines Mangels an Konsequenz stets als einen besonders törichten und leichtwiegenden zurückgewiesen. „Ja", ruft er einmal einem deutschen Professor zu, „Konsequenz für einen Politiker, für einen Staatsmann ist um so leichter, je weniger politische Gedanken er hat. Wenn er nur einen hat, ist es Kinderspiel, und wenn er den immer wieder vorbringt, so ist er der Konsequenteste. Jemand, der die Situationen und die Fragen, mit denen er sich zu beschäftigen hat, an jedem Tag, in jedem Jahr wiederholt wechseln sieht, kann unmöglich unter verschiedenen Umständen immer dasselbe tun". Und ein andermal (1885) erklärt er positiv: „Ich lerne vom Leben, ich lerne, solange ich lebe, ich lerne noch heute. Es ist möglich, daß ich das, was ich heute vertrete, in einem Jahre oder in einigen, wenn ich sie noch erlebe, als überwundenen Standpunkt ansehe und mich selbst wundere: wie habe ich früher dieser Ansicht sein können? Wenn Sie, meine Herren, das nicht mit sich erlebt haben, wenn Sie sich nie fragen: wie habe ich vor 30, 20, 10 Jahren diese Ansicht eigentlich haben können? und nie mit dem überlegenen Lächeln dessen, der es besser weiß, zurücksehen auf Ihre eigenen Torheiten, dann kann ich nur empfehlen: Fangen Sie, so spät es sein mag, fangen Sie mit diesem Selbststudium an!" Daß er sich immer offen hielt für alle Situationen und alle Probleme, die jedesmal neu an ihn herantraten und auf ihn einstürmten, das war eben das Studentenhafte an ihm. Denn der Student braucht, wie man gesagt hat, diese Empfänglichkeit und diesen offenen Blick für alles, was ihm in Wissenschaft und Leben entgegenkommt, dadurch muß er seinem

Namen und seinem Beruf Ehre machen, daß er immer studiert, immer sich bildet, immer leben lernt. Diese studentische Art hat uns Bismarck vorgelebt wie keiner, in diesem Sinn ist er sein Leben lang Student geblieben.

Und noch ein anderes nahm er aus seiner Studentenzeit mit herein ins Leben und in seine Ämter als Parlamentarier und als preußischer Gesandter am Bundestag in Frankfurt, als preußischer Minister und als deutscher Reichskanzler. Er war als Mitglied der Landsmannschaft Hannovera in Göttingen, als Korpsbursch also, fleißig und oft auf der Mensur gestanden und hatte dabei „fast immer seinen Gegner glänzend abgeführt". Und auf der Mensur ist er sein ganzes Leben hindurch gestanden: zuerst als Junker in den Revolutionsjahren gegen alles, was radikal und oppositionell war, dann als Bundestagsgesandter gegen seinen österreichischen Präsidialkollegen und dessen Schleppträger aus den kleinen deutschen Staaten, in der Konfliktszeit als Ministerpräsident dem preußischen Abgeordnetenhaus gegenüber, in den siebenziger Jahren in den stürmischen Debatten des „Kulturkampfes" gegen das Zentrum und im letzten Jahrzehnt seines amtlichen Lebens im Kampf gegen die Fortschrittspartei und gegen den Fraktionspartikularismus und -egoismus, der gerade damals besonders üppig wucherte im Deutschen Reich. Und auf die Mensur trat er auch noch über die Zeit seines amtlichen Lebens und Kämpfens hinaus, als er, erbittert über die Art seiner Entlassung, an seinen Nachfolgern in der Regierung Kritik übte, gegen die Ungnade des Kaisers sich aufbäumte und in seinen „Gedanken und Erinnerungen" wie Cäsar der Welt vorzuschreiben versuchte, wie sie über ihn denken solle. Und wenn wir die 13 Bände seiner Reden durchlesen, so sehen wir, wie er auch in diesen Kämpfen die Gegner fast immer glänzend abführte, als schlagfertiger Debatter und wuchtiger Redner, als klassischer Stilist und geschickter Journalist immer seinen Mann stellte und wie einst auf der Mensur so auch hier mit Wort und Feder den Angriff stets für die beste Deckung hielt. Dabei hat er dort wie hier weder nach unten noch nach oben jemals Furcht gekannt: „Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt", das kam ihm aus der tiefsten Seele und das entnahm er seiner eigensten Art. Er war eine Kämpfernatur und sein Leben lang ein Kämpfer, und das heißt nach Goethe ein Mensch sein, er war ein Ritter ohne Furcht und als solcher ein echter deutscher Mann. Daher nahm er auch in seinen Reden gerne Bilder her vom streitbar schlagenden Studenten, so wie er in seiner großen Reichstagsrede vom 6. Februar 1888 sagte: „Truppenaufstellungen sind meines Erachtens Erscheinungen, über die man nicht - mit einem Studentenausdruck - koramiert, kategorische Erklärungen fordert", oder eben dort vom „europäischen Seniorenkonvent" redete, auf dessen Einmischung in die dänische Angelegenheit er 1864 in jeder Woche gefaßt gewesen sei.

Endlich hat Bismarck noch ein Drittes vom deutschen Studenten - das Deutschsein und das Deutschfühlen. Er hatte in der kaiserlosen, der schrecklichen Zeit des alten deutschen Bundestags die Universität bezogen, erfüllt mit nationalen Stimmungen und Ideen, die ihn auf die Burschenschaft hinwiesen. Aber neben einer gewissen „Extravaganz ihrer politischen Auffassungen", von der sie damals beherrscht war, waren es doch vor allem persönliche Eindrücke, die ihn von ihr fernhielten, - der Mangel an dem gesellschaftlichen Schliff, den er an den Göttinger Burschenschaftern zu bemerken glaubte, mißfiel dem jungen Aristokraten; auch schlugen sie damals nicht, und so war es das Vorurteil des Korpsburschen im allgemeinen, die Tradition der Mensur, die

ihn abhielt, mit ihnen in nähere Beziehung zu treten. So hat er 1895 ſein Verhältnis zur Burſchenſchaft ſelber geſchildert. Aber wenn dieſe in der Zeit von 1815 bis 1848 es doch vor anderen geweſen iſt, die den Gedanken an ein einiges freies deutſches Vaterland in ſich getragen, dafür Propaganda gemacht, dafür geſtritten und gelitten hat, ſo war auch Bismarck als Student ſchon von burſchenſchaftlichen Ideen erfüllt und hat ſich nach 1848 nur immer mehr von ihnen erfüllen und leiten laſſen. Namentlich „vor dem Feind", als preußiſcher Bundestagsgeſandter in der Großen Eſchenheimergaſſe zu Frankfurt hat er Öſterreich gegenüber ganz preußiſch und bald auch ganz deutſch fühlen gelernt und nun ſein Leben lang die nationale Idee der Einigung Deutſchlands unter Preußens Führung und den Gedanken an Vaterland und Staat als Leitſtern in ſich getragen und ſich davon für all' ſein politiſches Handeln die Richtung geben laſſen. Patriae inserviendo consumor! (Ich verzehre mich im Dienſt für das Vaterland) war das Motto ſeines Lebens und ſeiner ſtaatsmänniſchen Arbeit. Wofür aber die Burſchenſchaft ſchwärmte ohne zu handeln, wofür ſie redete und ſang und einzelne auch litten, das hat er tatvoll und machtvoll verwirklicht und durchgeführt.

So haben die Korps recht, Bismarck den ihrigen und den ſtreitbarſten der ihrigen zu nennen, und hat die deutſche Burſchenſchaft recht, ihn als einen von ihren nationalen Ideen Erfüllten und darüber hinaus als den zu preiſen, der ihre Ideale verwirklicht, der Kaiſer und Reich geſchaffen hat. Jeder deutſche Student aber darf in ihm mit Recht und mit Stolz den ewigen Studenten ſehen, der immerzu ſtudiert und gelernt, immer die Augen weit offengehalten hat für das flutende Leben um ihn her und für die nationalen und politiſchen, die ſozialen und die wirtſchaftlichen Bedürfniſſe und Notwendigkeiten dieſes unſeres deutſchen Lebens.

Wie hat ſich nun aber die akademiſche Jugend ihrerſeits zu Bismarck geſtellt? und wie ſoll ſie ſich heute zu ihm ſtellen? Es war ein deutſcher Student, der Angehörige einer landwirtſchaftlichen Hochſchule, Ferdinand Cohen, der Stiefſohn Karl Blinds, der am 7. Mai 1866 unter den Linden in Berlin ein Attentat auf Bismarck verübte –: eigentlich ſchon nicht mehr entſchuldigt durch den allgemeinen Haß, mit dem die Konfliktsperiode Bismarck belaſtet hatte, ſondern bereits als ein Überholter und Zurückgebliebener, da Bismarck in dem meiſterhaft geführten diplomatiſchen Feldzug um Schleswig-Holſtein der aufhorchenden Welt ſchon gezeigt hatte, was er konnte, und einen nicht ganz Blinden ahnen ließ, was er wollte, in jenem Augenblick, wo er eben ſeiner großen Zeit, erſt dem deutſch-öſterreichiſchen Krieg von 1866, dann dem deutſch-franzöſiſchen Krieg von 1870/71 entgegenging. Und ſo hatte dieſer törichte Mordgeſelle „für ſeinen Anſpruch auf Verherrlichung wirklich nichts weiter für ſich, als daß er einen Unbewaffneten von hinten anſchlich und meuchlings auf ihn ſchoß"; daß ſein Leichnam (er hat ſich im Gefängnis ſelber getötet) trotzdem „der Gegenſtand von Ovationen wurde von ſeiten von Frauen, die ihrer äußeren Stellung nach den gebildeten Ständen angehörten", hat Bismarck vier Jahre ſpäter ſelber mehr ſpöttiſch als erbittert im Norddeutſchen Reichstag erzählt. Wertvoller war, daß ſich am Abend des Tages eine Menge von Berlinern vor dem Auswärtigen Amt verſammelte und zum erſten Male wohl dem Mann begeiſterte Huldigungen darbrachte, den ſie vielleicht noch am Morgen gehaßt und verflucht hatte: ſo hat die Tat des Unſeligen mit beigetragen zu der Umſtimmung zu Bismarcks Gunſten, die ſich eben damals anbahnte und bald allgemein wurde. Die Studentenſchaft aber hat an dem Frevel dieſes Einzelnen keinen Teil und keine Mitſchuld.

Ich erinnere mich noch aus meiner Tübinger Studentenzeit, wie wir partikularistischen Süddeutschen bis 1866 Bismarck haßten und doch fühlten – wir wären ja sonst keine rechten Studenten gewesen –, daß da ein ganzer Mann uns gegenüberstand, erinnere mich aber auch, wie der Verlauf des Krieges vielen von uns die Augen öffnete und wir in den Tagen von Königgrätz, um mich drastisch auszudrücken, als Großdeutsche einschliefen und als Preußenfreunde und Bismarckverehrer aufwachten. Das kann sich ein Student leisten, ohne daß man ihm jenen Mangel an Konsequenz zum Vorwurf machen darf, den sich ja auch Bismarck stets verbeten hat. Wie er aber damals deutlicher in den Gesichtskreis der deutschen Studentenschaft trat, da galt er ihr, abgesehen von einzelnen verbohrt gebliebenen Partikularisten, bereits als der große Mann, der im Begriff war, Deutschland zu einigen und ihm Kaiser und Reich zu geben; und bald war darum die ganze akademische Jugend in Süd und Nord gut bismarckisch.

Durch die Gründung oder Neugründung der Straßburger Universität, die er nicht ersonnen, wohl aber im Reichsinteresse alsbald energisch in die Hand genommen und durchgeführt hat, kam er der Straßburger Studentenschaft besonders nahe. Von ihren Ausflügen in den Vogesen oder von ihren Festkommersen flogen jedesmal Huldigungstelegramme an seine Adresse. Seitdem das Literis et Patriae über dem neuen Kollegiengebäude stand, das seinem Dazwischengreifen seine rasche Vollendung verdankte, haben wir Straßburger unsere Huldigungen für ihn gerne unter dieses Motto gestellt. Von Bismarck aber kam es dann in seinen Antworten umgekehrt zurück: Patriae et literis, so recht als Mahnung an uns alle, das Vaterland immer als das Wichtigste voranzustellen: er sah offenbar in den beiden Worten nicht zwei einander koordinierte Dative, sondern hielt Patriae für den einzigen Dativ: dem Vaterland haben wir zu dienen – wie mit dem Schwert (et armis) so mit der Feder – et literis als Ablativ!

Aber ein so großer Mann wie Bismarck mit seinem leidenschaftlichen Temperament und seinem scharfkantigen Naturell zieht nicht nur an und begeistert nicht nur, er stößt auch ab und schafft sich Feinde; und ein Kämpfer war er ja ohnedies immer, wie wir gesehen haben. So hat er in den siebziger Jahren wie einen Bruchteil des Volkes, so auch einen Teil der Studentenschaft eine Zeitlang verloren – durch den Kulturkampf, in dem er freilich immer mehr die Polen und die Welfen als die katholischen Deutschen bekämpft hat. Er war Politiker und war gläubiger Christ; daher war ihm dieser Kampf von Anfang an eine Episode und die sogenannten Maigesetze lediglich das Mittel, um zum inneren Frieden zu kommen. Aber es hat längere Zeit gebraucht, bis die katholische Studentenschaft diese Periode des Kampfes vergessen hat. Daß es schon vor Ausbruch des gegenwärtigen Krieges dazu gekommen ist, ist ein besonders Erfreuliches und Erhebendes; denn es wäre doch jammerschade, wenn ein Bruchteil der deutschen Studenten sich auf die Dauer um die Freude an und um den Stolz auf diesen Mann gebracht hätte.

Die achtziger Jahre sind es aber dann doch vor allem gewesen, in denen sich die akademische Jugend ein Herz zu Bismarck gefaßt und die Bismarckverehrung und Bismarckbegeisterung ihre höchste Höhe erreicht hat. Ein konservativer, ein kaiserlicher, ein leidenschaftlich nationaler und im Zusammenhang mit der wundervollen Botschaft vom 17. November 1881 auch ein stark sozialer Zug ging damals durch die deutsche Studentenschaft, teilweise in direkter Opposition gegen die heftige und haßerfüllte Bekämpfung Bismarcks durch die freisinnige Partei, die in diesem letzten Jahrzehnt seiner amtlichen

Tätigkeit die schärfsten Formen annahm. Namentlich versagte sich ihm die Linke in seinem Eingehen auf die Erwerbung von Kolonien, das auch bei ihm kein stürmisches und rasches gewesen ist, aber gerade in seinem besonnenen und zögernden Tempo beweist, wie der Siebzigjährige noch immer weiter gelernt und wie er seine Zeit und ihre Bedürfnisse und ihr Wollen zu verstehen gesucht und auch wirklich verstanden hat. Und gerade hier hat er, als ihm der Reichstag die Mittel dazu beschnitt oder verweigerte, über die Generation der Älteren hinweg an die Jugend des Volkes appelliert. Eine Kolonialpolitik zu inaugurieren schien ihm nur möglich, wenn sie von einer Mehrheit des nationalen Willens mit Entschlossenheit und Überzeugung gefordert und getragen wurde. Nun hatte er den Eindruck, daß durch das deutsche Volk ein frischer Zug nach dieser Richtung hin gehe; weil aber dieser in der Mehrheit des damaligen Reichstages keinen Widerklang fand, so schaute er nach der Zustimmung des Volkes aus, und da kam ihm vor allem aus den Kreisen der akademischen Jugend der gesuchte und gehoffte Widerhall entgegen.

Und bei diesem Zusammenklang zwischen der Jugend und dem Altgewordenen blieb es auch über seinen Sturz hinaus. Als das Unerhörte geschah und auf seinen achtzigsten Geburtstag, am 1. April 1895 der Deutsche Reichstag dem Gründer und Schöpfer des Deutschen Reiches – also auch seinem eigenen Gründer – den natürlichen Zoll menschlicher Freundlichkeit, das einfachste Zeichen patriotischer Dankbarkeit für das, was er für Deutschland getan und erreicht, gelitten und erstritten hatte, schnöde verweigerte, da zeigten in erster Linie die Universitäten, wie anders das Volk dachte als seine Vertreter. Von den Kommersen zu Ehren seines Geburtstages tönte brausender Jubel hinüber zu dem großen Mann im Sachsenwalde. Auf dem Berliner Kommers erschien der damalige Reichskanzler Fürst Hohenlohe in eigener Person und feierte Bismarck als „den größten Staatsmann des Jahrhunderts, als die schaffende Kraft unserer Einheit". Am 1. April aber fanden sich die Rektoren der 29 deutschen Hochschulen in Friedrichsruh ein und überreichten ihm als die ersten eine Huldigungsadresse. „Erhebend und beschämend", sagte der Gefeierte tiefbewegt, sei es für ihn, daß „diese starke nationale Bewegung, die ganz Deutschland ergriffen habe, sich an seinen Namen knüpfe, den er freilich nicht als die Hauptsache dabei betrachte, sondern als ein Feldgeschrei, unter dem die nationalgesinnten Reichsfreunde sich geeinigt haben, um sich zu sammeln." Den Rektoren folgten die Studenten – etwa 6000 an der Zahl mit ihren Chargierten und ihren Fahnen an der Spitze, um dem Fürsten die Adresse der deutschen Studentenschaft und als Geburtstagsgeschenk einen Kredenztisch aus Ebenholz zu überreichen. Aus dieser Begeisterung der akademischen Jugend entnahm Bismarck eine ihn frohmachende Zusage für die Zukunft: „Sie werden," rief er ihnen zu, „die Gesinnung, die Sie heute durch Ihre Anwesenheit hier an den Tag legen, viele von Ihnen bis zur Mitte des nächsten Jahrhunderts zu betätigen in der Lage sein, wenn ich seit lange dann der vorurteilslos beurteilten Vorzeit angehöre, und das ist mir ein Trost; denn der Deutsche ist nicht so organisiert, daß er das, wofür er sich in der Jugend begeistert hat, in späteren Jahren vollständig fallen läßt. Sie werden in 40 und 60 Jahren vielleicht nicht ganz die Ansichten haben, die Sie heute haben; aber das Samenkorn, das die Regierungszeit Kaiser Wilhelms in Ihre jungen Herzen gelegt hat, wird doch immer auch dann seine Früchte tragen, und Ihre Auffassungsweise, wie sich auch unsere staatliche Einrichtung gestalten mag, wird immer eine deutschnationale bleiben, auch wenn Sie alt werden, weil sie es heute ist."

Nach Bismarcks Tode aber am 30. Juli 1898 flammte neben aller Trauer um den toten Helden die Begeisterung gerade auch unter der akademischen Jugend noch einmal in ihrer ganzen Stärke auf. Die Säulen und die Türme, die sich als Bismarcktürme an vielen Orten erheben, waren größtenteils erbaut von deutschen Studenten, und um die Feuer, die in der Johannisnacht von da an alljährlich auf ihnen entzündet werden, sammelten sich zu immer sich wiederholender Huldigung deutsche Studenten und feierten mit Reden und Gesängen und Fackelschein die hehre Lichtgestalt des mehr und mehr zum Nationalheros Werdenden und Gewordenen.

Zur Feier seines hundertsten Geburtstages sollten auch in diesem Jahr die Feuer lodern, am 21. Juni 1915 sollten wieder wie 20 Jahre zuvor Tausende von Abgesandten und Vertretern der deutschen Studentenschaft sich in Friedrichsruh zusammenfinden, um voll tiefer Dankbarkeit und hoher Verehrung „in einer gewaltigen, von dem Empfinden der gesamten akademischen Jugend getragenen Feier dem einmütigen Willen der ganzen deutschen Studentenschaft Ausdruck zu verleihen in einem stolzen begeisterten Bekenntnis zum Reichsgedanken, der sich uns in Bismarck verkörpert".

Der Krieg hat diese Huldigung im großen Stil vorläufig unmöglich gemacht. Aber darum ist Bismarcks hundertster Geburtstag dennoch, zu Hause und im Feld, zu einem Reichsfeiertag geworden, und wir Älteren, die wir ihn noch persönlich erlebt haben und ihm ins gewaltig blickende blaue Auge sehen oder ihm gar die Hand drücken durften, wir sind dessen gewiß, daß auch die deutsche Jugend seine hehre Gestalt nicht vergessen hat und nicht vergessen wird. Es ist noch jüngst von einem Bismarckbiographen das Wort gesprochen worden, 1890 sei Bismarcks Zeit vorüber gewesen, er habe mit seinem Wesen, seiner Wucht, seinem Haß und der Verwegenheit seiner innersten letzten Gedanken und Pläne auf den Hoffnungen und Wünschen der neuen Generation „gelastet"; in der neuen Epoche, die mit seiner „Beseitigung" begonnen habe, Bismarckische Gedanken und Taten zu vertreten und zu verlangen, sei „ein Widersinn". Ich meine umgekehrt: wir stehen eben jetzt mitten in der Epoche Bismarcks und spüren den Flügelschlag seines Geistes mehr als je. Um was in diesem Kriege gekämpft wird, das ist ja eben sein Werk, sein Erbe, ist Kaiser und Reich, sie gilt es zu erhalten; und nicht erst die neue Generation, sondern er schon hat mit seiner Kolonialpolitik angefangen, Deutschland als Weltmacht neben England zu stellen, und schon durch die Gründung des Reiches hat er für deutsche Volkskraft, deutsche Arbeit und deutsche Kultur einen Platz an der Sonne gesucht und gesichert. Aber wichtiger noch als daß wir für Bismarcks Werk kämpfen, ist, daß wir im Sinn und Geist dieses Großen auch heute noch „im Dienst fürs Vaterland uns verzehren".

Wofür er sich sein Leben lang einsetzte, das war Kaiser und Reich, war die nationale Einigung seines Vaterlandes: sie hatte er durch auswärtige Kriege errungen, sie mußte er auch gegen innere Gegner behaupten und sicherstellen. Und unter diesen erschien ihm keiner gefährlicher und verderblicher als der Fraktionspartikularismus in dem zum sichtbaren Ausdruck der Einheit geschaffenen Reichstag: wie sollte sich aber mit zehn oder zwölf Fraktionen, die hier miteinander kämpften und stritten, regieren und vorwärts kommen lassen? Bei den Fraktionen, klagte er immer wieder in beweglichen Worten, „stehe jede politische Verstimmung, jede Rivalität, jeder lautere oder unlautere Wettbewerb mit anderen Fraktionen über den nationalen Interessen". Diese Fraktionspolitik hat er gelegentlich verglichen mit – oder gar direkt hergeleitet von und zurückgeführt

auf die Korporationsstreitigkeiten und den Korporationspartikularismus in der Studentenschaft, die dadurch auch nicht zur Einigung den Weg finden könne. Und aus ihrer Universitätszeit bringen dann die Parlamentarier diese Streitlust und diesen Fraktionsegoismus mit in die Politik. Umgekehrt aber und für die Studentenschaft erfreulicher sprach er sich darüber in der großen Rede vom 14. März 1885 so aus: „Wir sind alle noch viel zu sehr erfüllt vom Parteikampfeszorn, wir glauben noch an die Größe der Parteien, an die Bedeutung der Frage, ob einer bei dieser oder jener Partei eintritt, ob ein Wahlsieg hier oder da, ob bei einer Abstimmung ein Sieg erfochten wird. Mit welchem Triumph erfüllt das die Herzen – das meinige nicht ausgenommen! Auch ich bin freudig wie ein Kind darüber. Aber ich habe zu der deutschen Nation und namentlich zur Jugend, zu der jetzt studierenden Jugend, zu der Jugend, die unter den Eindrücken der großen Zeit studiert hat, die unser Kaiser an der Spitze seines Heeres inaugurierte, das Vertrauen: die wird auf die heutige Politik, auf den Partikularismus der zehn oder zwölf Fraktionen, die hier miteinander kämpfen, als auf einen glücklich überwundenen Standpunkt zurückblicken. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß 1912 der Fraktionszopf und Parteizopf dann etwas aus der Mode gekommen sein wird. Denn in unserer Jugend ist ein ganz anderer nationaler Schwung und eine großartigere Auffassung des politischen Lebens als in allen meinen Altersgenossen, die durch die Jahre 1847 und 1848 mit dem Fraktions- und Parteistempel hindurchgegangen sind und den nicht von ihrer Haut abwaschen können. Lassen Sie uns erst mal alle sterben, dann sollen Sie sehen, wie Deutschland in Flor kommen wird."

So einfach freilich und so rasch, wie es Bismarck damals hoffte, ging es nicht: es mußte erst der große Krieg kommen, um diesen Fraktions- und Parteipartikularismus zu überwinden. Als unser Kaiser am 1. August 1914 das Wort gesprochen hat: „Ich kenne in dem jetzt bevorstehenden Krieg nur mein Volk, keine Partei mehr, es gibt unter uns nur noch Deutsche", da war die Hoffnung Bismarcks, in der er ruhig sterben zu können versicherte, endlich erfüllt. In den Mobilmachungstagen schüttelte sich das deutsche Volk das Elend des Partei- und Fraktionswesens, das bis dahin nur immer schlimmer geworden war, entschlossen von der Seele, Schulter an Schulter kämpfen heute Sozialdemokraten und Konservative, Ultramontane und Nationalliberale nebeneinander; gerade so wie Korpsburschen und Burschenschafter, Freistudenten und Angehörige konfessioneller Studentenverbindungen draußen im Feld als Kameraden gemeinsam unter dem Gesang „Deutschland, Deutschland über alles" gegen den Feind vorstürmen. Diese Einheit des Volkes im ganzen müssen wir über den Krieg hinaus bewahren und sie muß unsere Jugend vor allem als ein Unverlierbares mit nach Hause bringen. Dann wird sie nicht nur jene Hoffnung Bismarcks erfüllen, sondern zeigen, daß sie jetzt erst recht hineinwächst und hineingewachsen ist in seinen Geist und von ihm als dem unvergleichlichen Erzieher seines deutschen Volkes sich hat lehren lassen, daß Vaterland und Nation und Staat über allem steht und immer das erste sein muß. Eine so sich zur Einheit zusammenfassende, so von Gemeinschaftsfühl und staatsbürgerlicher Gesinnung erfüllte akademische Jugend – die wird eine bessere und schönere Zukunft heraufführen, wie auf den deutschen Hochschulen selber so auch im politischen Leben des deutschen Volkes im ganzen.

Welche Eigenschaften es aber sind, die dazu der deutsche Student vor allem in sich entwickeln und pflegen muß, das können wir uns in der Kürze von Bismarck sagen



Kupfertiefdruck von Broschek & Co., Hamburg

Bismarck im Jahre 1894

Nach einer Photographie von Karl Hahn, München



lassen in jenem herrlichen Nachruf auf seinen toten Kaiser am 9. März 1888, als er zum Reichstag sprach: „Die heldenmütige Tapferkeit, das nationale hochgespannte Ehrgefühl und vor allen Dingen die treue arbeitsame Pflichterfüllung im Dienste des Vaterlandes und die Liebe zum Vaterlande, die in unserem dahingeschiedenen Herrn verkörpert waren, mögen sie ein unzerstörbares Erbteil unserer Nation sein, welches der aus unserer Mitte geschiedene Kaiser uns hinterlassen hat! Das hoffe ich zu Gott, daß dieses Erbteil von allen, die wir an den Geschäften unseres Vaterlandes mitzuwirken haben, in Krieg und Frieden, in Heldenmut, in Hingebung, in Arbeitsamkeit, in Pflichttreue treu bewahrt bleibe!" Besseres als diese Mahnung kann sich auch die akademische Jugend von Bismarck nicht gesagt sein lassen - heute und in alle Ewigkeit!

Der Weltkrieg im Spiegel Bismarckischer Gedanken.

Von Max Lenz.

In dem Aufsatz, mit dem Erich Marcks die Bilderreihe, in der wir das Leben und Wirken des Schöpfers unseres Reiches zu schildern versuchten, eröffnete, und in dem er alle die Einzelzüge, die darin zur Darstellung kamen, in einem Gesamtbilde präludierend zusammenfaßte, hat er bereits darauf hingewiesen, daß, wie in Bismarcks Genius seine Zeit sich widerspiegelte, so auch noch alle Kräfte unserer Gegenwart in ihm wirken und aus ihm reden; und er hat es dort bereits ausgesprochen, was uns heute unter dem Donnergang der Zeit täglich neu bewußt wird: daß Bismarcks Bild seinem Volke nicht nur die Verkörperung ungeheurer Taten, sondern der Sporn der Größe, der Quell der Zuversicht und der Hoffnung bleibe. So sei es denn dem zweiten Herausgeber dieses Werkes gestattet, zum Abschluß noch einmal beides zu verknüpfen: im Lichte Bismarckischer Gedanken den Wegen, die uns das Schicksal führte, nachzugehen und von solcher Warte her auf das neue Weltalter hinüberzuschauen, das der Kampf, der Sieg, den wir vor uns sehen, bringen wird.

Denn daß es eine der Weltepochen ist, wie sie nur in Jahrhunderten wiederkehren, liegt vor Augen.

Alles, was Europa gesehen hat, seitdem Napoleons Macht auf den Feldern von Waterloo niederbrach, muß vor dem, was wir erleben, zurücktreten: ebensowohl die Kriege, die Rußland in drei aufeinanderfolgenden Generationen auf dem Balkan und an der Ostküste Asiens geführt hat, wie diejenigen, durch welche Italien und Deutschland ihre nationale Einheit erreichten. So auch alle inneren Erschütterungen, welche die europäischen Nationen seitdem umgestalteten, und die Kriege, durch die England das in den Napoleonischen Kriegen gewonnene Erbe verdoppelt und verdreifacht hat. Das alles war nur die Vorbereitung auf den Weltkrieg, in den wir hineingerissen sind, und in dem alles, was in diesem Jahrhundert gewonnen wurde oder erhalten blieb, von

neuem vor die Existenzfrage gestellt wird; so wie die Kämpfe des achtzehnten Jahrhunderts, das Ringen Englands und Frankreichs um die Kolonialwelt in beiden Hemisphären, das Empordringen der russischen Macht, von Peter dem Großen bis zu Katharina II., und die Kriege, durch welche Friedrich der Große Preußens Großmacht schuf, nur wieder die Vorbereitung waren zu dem Weltkampf, der mit der Revolutionierung Frankreichs begann und mit dem Untergange Napoleons abschloß.

In der Tat, nur die katastrophalen Erschütterungen um die Wende des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts können sich den Ereignissen an die Seite stellen, unter denen heute unser Erdteil dröhnt, und auch sie werden von diesen durch den Umfang des Kampfplatzes, die Massen, die in Bewegung gesetzt sind, die Leidenschaften, die entfesselt wurden, und die Preise, die den Siegern winken, weit in den Schatten gedrückt. Der spanische Erbfolgekrieg umspannte doch nicht mehr als das halbe Europa; und soweit er zur See geführt wurde, spielte er sich auf wenigen Inseln oder an den Küsten ab. Mitten durch Deutschland lief die Linie, über die er nicht hinauskam; denn der nordische Krieg, der Schwedens Macht zerbrach und Rußland unter Peter I. zur Großmacht erhob, ging neben ihm her, ohne daß sie sich ineinander verflochten. Dies wurde anders in den Kriegen, welche die französische Revolution entfesselte. Der Versuch Preußens, noch einmal den Norden Deutschlands und die skandinavischen Reiche aus ihnen fernzuhalten, scheiterte, und so ward der Kontinent seit 1806 ganz in sein Flammenmeer gehüllt. Aber ein Krieg wie der unserige, der Europa und Asien zu einem einzigen Schauplatz machte, und der in Afrika bereits den Wegen folgt, auf denen vor kaum vier Jahrzehnten europäische Reisende die Geheimnisse des dunklen Erdteils zu enthüllen strebten, ist etwas Unerhörtes in aller Geschichte.

Die Nation, die in jenen beiden Weltkriegen, dem um die spanische Erbschaft und dem gegen das Frankreich der Revolution und ihres gewaltigen Sohnes, die größten Preise davontrug, war England. Heute sieht dieses England die dritte und letzte Etappe auf seinem Wege vor sich. Ob es sie erreichen wird, das ist die Frage, um welche seit einem Jahr gefochten wird.

Daß es gute Aussichten zu haben hoffen konnte, als es die Kette, mit der es uns umschlungen hatte, geschlossen sah, weiß die Welt. Seite an Seite steht es gegen uns mit den Mächten, gegen die es in den letzten zwei Jahrhunderten gekämpft hat. Denn Frankreich galten so gut wie alle Waffengänge Englands, die es von seiner „glorreichen" Revolution ab bis Waterloo geführt hat; und Rußland niederzuringen war das Endziel seiner Politik, seitdem mit der Erhebung der griechischen Nation im dritten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts der Kampf um die Hegemonie im östlichen Mittelmeer in ein neues Stadium eingetreten war. Nachdem es aber Frankreichs letzten Versuch, von Faschoda her seine Stellung im Nilland abzuschnüren, vereitelt und Rußland durch Japan, das es heute gegen uns hetzte, matt gesetzt, hat es beide Mächte hinter sich hergezogen, um uns in einer Riesenumarmung zu erdrücken. Auch sonst fehlt es ihm wahrlich nicht an Freundschaften, und nicht nur bei den Nationen der Mörder und Barbaren, deren Haß und Raubgier ihm zu Diensten sind, sondern auch bei den Neutralen, mögen sie germanischen oder romanischen Geblütes sein; durch ein System von Lüge und Fälschung, wie es selbst in seiner mit Erdichtungen ganz übermalten Geschichtsschreibung nicht zu finden ist, hat es die nur allzu willige öffentliche Meinung der abseitsstehenden Staaten zu bestechen gewußt, also daß kaum irgendwo in der Welt

die gerechte Sache Anerkennung fand; der eine Bundesgenosse, den wir und unsere Waffenbrüder von Österreich im Anfang des Krieges besaßen, hat uns sogleich verlassen, um uns schließlich mit einer Hinterlist, die der Nachkommen eines Machiavelli und Cesare Borgia würdig war, in den Rücken zu fallen.

Länger als zwei Jahrhunderte galt es fast als Glaubenssatz der allgemeinen Politik, Österreich an der Seite Englands zu sehen, und fast als unnatürlich, daß es im Siebenjährigen Kriege bei seinen Feinden stand. Wir selbst hielten zu England in den Zeiten Bolingbrokes und beider Pitt; preußische Regimenter kämpften unter Marlborough bei Malplaquet, eben dort, wo vor einem Jahr das große Laufen Tom Atkins begann, der einzige Wettkampf, in dem er unsere Feldgrauen hinter sich gelassen hat. In jeder Phase der Revolutionskriege waren wir Englands Alliierte, oder schlugen doch unsere Herzen, wenn wir einmal gezwungen dem französischen Cäsar folgen mußten, für das vereinigte Königreich, das die Ketten des Kontinentes zerbrach, um die seinen über alle Meere zu werfen; als Blutsfreunde und Glaubensbrüder, als Schicksalsgenossen und Kulturverwandte haben wir die Briten noch bis an die Schwelle des Krieges gelobt und geliebt, die Gemeinsamkeit unserer ethischen und religiösen Ideale gepriesen, alle Formen, die ganze Struktur ihrer Gesellschaft nachgeahmt, ihre Schriftsteller in unsere Literatur übergeführt, ihre geistig Großen wie unsere eigenen Geistesheroen verehrt; tausendfache Bande sozialer und wirtschaftlicher Natur haben uns miteinander verknüpft. Dies waren die Güter, auf deren Gemeinsamkeit wir bauten, wenn wir in den letzten Jahren mit aller Ehrlichkeit für den Frieden und für die Besänftigung ihrer immer stärker anschwellenden Eifersucht, ihres immer drohender sich gebärdenden Neides arbeiteten. Und das alles liegt heute besudelt und zerrissen vor uns. Ein paar Tage genügten, um alles auszulöschen und zu vernichten; wie vom Hagelwetter zerdrückt lag die Frühlingssaat solcher guten Wünsche und Hoffnungen am Boden. Sogleich gefielen sich Englands Zeitungen, ja ihre Staatsmänner selbst darin, ihren Lesern oder Hörern unser Schicksal auszumalen; unsere Reichtümer, unsere Heeresmacht und Flotte, die Provinzen, welche uns die Kriege um unsere Einheit gebracht, und Erwerbungen, welche wir seit Jahrhunderten besitzen, die wir mit unserem Wesen, unserer Kraft, mit unserem Geiste, unseren Lebensanschauungen und Gewohnheiten ganz durchdrungen haben, drohten sie uns zu nehmen. Und sie entblödeten sich nicht, unserem Kaiser das Gericht anzukündigen, das sie vor hundert Jahren an dem korsischen Welteroberer vollzogen, und durch das sie ihren Namen schon damals geschändet haben.

Wie aber zu England, so hat, und näher noch, das kleinere Deutschland, Preußen und die Fürstenhäuser, die heute im Reiche mit ihm vereinigt sind, auch zu Rußland gestanden. Ja, die Verehrung, die man an den deutschen Höfen dem Zaren und seiner Autokratie entgegenbrachte, war zuweilen so groß, daß die öffentliche Meinung sie bei uns als Vasallenschaft empfand. Mag dies nun auch für manche unter den kleinen und mittleren deutschen Regierungen zutreffen, die in der Tat lange Zeit hindurch am Zarenhofe so etwas wie eine politische Stütze gesucht und gefunden haben (noch im Kriege von 1870, bei den Verhandlungen um die deutsche Einheit in Versailles, spürten wir die Wirkung), so sind solche Klagen und Anklagen gegen Preußen doch wohl zu Unrecht erhoben worden. Denn unter Friedrich Wilhelm III. hat die Berliner Politik den Abstand und die Gleichberechtigung gegenüber dem Petersburger Hof immer festgehalten, sogar in der Zeit des tiefsten Niederganges, zwischen Jena und

Tilsit; und wenn sein Sohn und Nachfolger sich zu dem Schwager an der Newa stärker hingezogen fühlte als es im Interesse des preußischen Staates lag, so ließ er sich dazu durch die verwandtschaftlichen Beziehungen und durch Erwägungen bestimmen, welche sich ihm aus der Gesamtheit seiner romantischen Politik ergaben; den Vertrag von Olmütz hat auch er als eine Demütigung empfunden, sowie derselbe bis tief in die Reihen der Reaktionäre hinein als eine Schmach des preußischen Namens aufgenommen wurde. Daß Preußens Politik im Krimkriege, die keiner fester als Bismarck vertrat, den Interessen des Staates lediglich entsprach, wird heute allgemein zugegeben, und niemand wird noch die in den Kampfesjahren vor 1866 dem Lenker der preußischen Politik so vielfach gemachten Vorwürfe wiederholen, daß er preußische und deutsche Interessen Rußland und der Reaktion geopfert habe. Immerhin hat doch auch Bismarck, preußischer Überlieferung gemäß und im engen Einvernehmen mit seinem Monarchen, die russische Freundschaft Jahrzehnte hindurch als den Eckstein seiner Politik betrachtet; und wenn er diesen zuletzt dennoch, eherner Notwendigkeit folgend, hinwegstieß, so hat er bis ans Ende seines Ministeriums den Bruch mit Preußens altem Aliierten zu vermeiden gewußt. Wie glücklich machte es seinen kaiserlichen Herrn, als er in Skiernewicze das zerrissene Band mit den russischen Verwandten wieder anknüpfen konnte! Daß der Abbruch der Freundschaft in Krieg ausgehen müsse, haben weder Wilhelm noch sein Kanzler geglaubt. Noch auf dem Sterbebett, als sich ihm bereits die Schatten des Todes nahten, hat der alte Kaiser sich dahin ausgesprochen. „Mit dem russischen Kaiser mußt du immer Fühlung halten, da ist kein Streit nötig", so lautete eins seiner letzten Worte. Es war für seinen Enkel bestimmt, den er vor sich zu sehen glaubte; doch war es (denn schon verwirrten sich ihm die Sinne) Bismarck, dessen Hand er dabei faßte, und der es auffing. Bismarck selbst aber bezeichnet noch in seinen „Gedanken und Erinnerungen" einen Konflikt zwischen Rußland und Deutschland als ausgeschlossen - „wenn nicht", setzt er hinzu, „liberale Dummheiten oder dynastische Mißgriffe die Situation fälschen werden". „Mit Frankreich", schreibt er, „werden wir nie Frieden haben, mit Rußland nie die Notwendigkeit eines Krieges".

Heute gibt Rußland an Feindseligkeit gegen uns Frankreich nichts nach; nicht bloß dem Reiche, dem Deutschtum selbst droht es Tod und Vernichtung; von Petersburg her wurde die Fackel in den Scheiterhaufen geworfen, der seit Jahren um uns aufgeschichtet war. Der Staat aber, welchen Bismarck aus seiner durch fünf Jahrhunderte festgehaltenen Hegemonie in Deutschland verdrängen mußte, um das neue Reich zu schaffen, stand bei Kriegsbeginn als einziger Freund uns zur Seite, und wir setzten unsere ganze Existenz aufs Spiel, um ihm in einer Lage beizustehen, bei der es zunächst nicht etwa dem Schutz seiner deutschen Untertanen galt, sondern seiner Stellung auf dem Balkan und der Behauptung seiner slawischen und magyarischen Länder.

* * *

Wie sind wir in diese Lage gekommen, die auf den ersten Blick fast als eine Abhängigkeit von den Zielen althabsburgischer Politik erscheinen könnte und sicherlich die Umkehrung der gesamten europäischen Konstellation in sich schließt? Der Haß unserer Feinde, das Ziel, das sie dem Kriege setzten, zeigen es an: es gilt dem Reiche, das wir uns vor fünfundvierzig Jahren erwarben; wir kämpfen um unser Dasein als

politische Nation. Es ist das Los, doch ins Riesenhafte vergrößert, das einst Friedrich den Großen in dem Krieg der sieben Jahre traf, dasselbe, das dem durch die Revolution erneuerten Frankreich durch dreiundzwanzig Kriegsjahre auferlegt wurde, und dem auch Japan entgegensehen müßte, falls England als Sieger aus diesem Kriege hervorgehen und danach, mit den Vereinigten Staaten, seinen alten Kolonien, verbündet, den Kampf um die Beherrschung des Großen Ozeans im Namen des Angelsachentums aufnehmen würde. Das Recht, das Bismarck für uns gefordert und erobert hat, als große Nation frei zu atmen in der Welt, wollen die Mächte, in deren Kreis wir uns gedrängt haben, unterbinden. Wir setzen nur fort, was Bismarck anfing; den Kampf, den wir führen, haben wir ebenso von ihm geerbt, wie das Reich, das er schuf. Die Kraft, die wir im Frieden entwickelten, und der sie nichts Ähnliches an die Seite zu setzen vermochten, von der sie sich überallher bedrängt fühlten, wollen unsere Rivalen lähmen, indem sie die Formen zu zerbrechen trachten, in welchen sie erwuchs. Die Toren wähnten damit den Geist, der im Innern waltend alles bildete und zusammenhält, selbst zu zerbrechen. Und so hat der Schöpfer unseres Reiches bereits durch den Akt der Schöpfung den Knoten unseres Schicksals geschürzt.

In der Tat, unmittelbar mit dem Siege über Österreich setzte die Abwandlung der Konstellation ein, die neue Schichtung in dem politischen Erdreich Europas, die sich in dem Bergsturz des vorigen Jahres über uns entlud. Bis auf Tag und Stunde können wir den Moment bezeichnen; es war der 5. Juli 1866, die Stunde, da Bismarck das Telegramm aus Paris erhielt, das ihm die Intervention Napoleons III. ankündigte. Er hatte das Unabwendbare längst vorausgesehen und alles darauf vorbereitet, um seiner Wucht standzuhalten. Das ganze System seiner äußeren und inneren Politik stellte er jetzt darauf ein: die Verfassung des neuen Reiches, die Behandlung der Parteien, das Verhältnis zu den Bundesstaaten und zu Österreich selbst, alle seine Allianzen und jede Wendung seiner Politik, alle Kunstgriffe seiner diplomatischen Taktik waren darauf berechnet. Unter diesem Druck führte er bereits die Verhandlungen zu Nikolsburg; und wenn es ihm darauf noch einmal gelang, das kaiserliche Frankreich isoliert niederzukämpfen, so weiß die Welt, wie besorgt er in den Wochen vor Paris auf die Neutralen hingeblickt hat, und daß seitdem seine ganze Politik darauf ausging, dem neuen Reiche den ruhmvoll erstrittenen Frieden zu erhalten. Gerade an dem Gegensatz zwischen den beiden Epochen Bismarckischer Staatskunst, der stürmisch fortschreitenden bis Königgrätz, und darüber hinaus bis Sedan, und der vorsichtig-zurückhaltenden seit den Verhandlungen von Versailles, wird (wiederum in Analogie zu dem Preußen Friedrichs des Großen) die Abhängigkeit unserer internationalen Lage von der Vollendung unserer Einheit sichtbar. Die Zersplitterung Deutschlands war die Voraussetzung für Bismarcks Siege; sie bedingte den friderizianischen Charakter seiner Politik, der ihr in den Jahren vor Königgrätz mit Recht zugeschrieben wird; sie gab ihm die Bewegungsfreiheit, die Möglichkeit, Allianzen und Gegner zu wechseln, sich im Hafen zu halten oder die offene See aufzusuchen, jede Strömung zu benutzen, mit allen Winden zu fahren. So war es in allen Jahrhunderten der deutschen Geschichte gewesen: der Kampf der Großen war stets die Gelegenheit für die Kleinen, vorwärts zu kommen; dem Wagemutigen gehört die Welt.

Das war es auch, was die Politik der Liberalen unfruchtbar und Bismarck zum Sieger auch über sie machte: die nationale Idee selbst, der in der Nation erwachte

Wille zur Macht, der sie trug, war das Hemmnis auf ihren Wegen. Wie trat dies doch sogleich in der deutschen Revolution zutage, als jener Wille, ihr tiefster Antrieb, zum erstenmal Geltung in der Welt beanspruchte! So schwächlich die Versuche sein mochten, stießen sie doch sofort auf Widerspruch und unverhohlene Feindseligkeit des Auslandes. Wer immer mit der Revolution paktierte, und mochte es nur in der kraftlosen Weise der Unionspolitik Friedrich Wilhelms IV. geschehen, beschwor dadurch Koalitionen zwischen den Freunden und den Rivalen früherer Jahre gegen sich herauf. Alle diese Versuche waren ihrer Natur nach nichts weniger als kriegerisch; im Frieden wollten die deutschen Parteien, bis tief in die Reihen der Radikalen hinein, des Vaterlandes Einigkeit, Macht und Freiheit begründen und erhalten: aber gerade dadurch zogen sie die Feinde herbei, schloß sich deren Ring, wie es heute geschah, fest und fester. Denn Friedfertigkeit gilt nun einmal in dieser Welt des Kampfes für Schwäche; und wirklich war damals noch Ohnmacht und Flugsand, was heute granitene Kraft geworden ist.

Friedfertig oder doch friedensselig kann nun freilich Bismarcks Politik auch nach 1870 nicht genannt werden; er schützte das Werk, das er geschaffen, nicht nur durch den Eisenpanzer, um den er Jahr um Jahr neue Ringe legte, durch das innere Gefüge, das er ihm verlieh, und durch die Bündnisse, die er schloß, sondern auch, und nicht zum wenigsten, durch die unverhüllte Furchtlosigkeit, die er in jeder Krisis bewies, und durch das Bewußtsein eherner Kraft und die unbeugsame Entschlossenheit, die des Reiches Feinde an ihm jederzeit wahrnahmen.

Dennoch läßt sich nicht verkennen, daß die Bedingungen für die Politik Bismarcks auch in der zweiten Epoche seiner Wirksamkeit noch ungleich günstiger waren, als sie sich seitdem gestaltet haben. Denn er konnte bis zuletzt mit Gegensätzen rechnen, welche die europäische Politik in noch höherem Grade beherrschten als die deutsche Idee und alle Fragen, die sich in Jahrhunderten auf dem Boden der deutschen Politik selbst ausgebildet hatten: mit dem doppelten Antagonismus, in dem England zu Frankreich und zu Rußland stand. Zwar der Kampf mit jenem, der, von den eigenen Küsten ausgehend, im Laufe der Jahrhunderte sich über das Mittelmeer und alle Ozeane ausgebreitet hatte, war seit dem Untergang des großen Napoleon zugunsten Englands entschieden; auch im Mittelmeer hatte letzteres sich nicht nur behauptet, sondern es verstärkte dort eben jetzt durch neue Annexionen seine Stellung; der Berliner Kongreß brachte ihm Cypern, und dem Erwerb der Sues-Aktien des Khedive folgte die Okkupation Ägyptens – aber aus der Welt geschafft war die Rivalität noch nicht, und Bismarck hat ihr Ende nicht mehr erlebt. Um so tiefer wuchs sich in diesen Jahren der soviel jüngere Gegensatz zwischen Großbritannien und dem russischen Reiche aus, und es waren beiderseits die Lebenszentren ihrer Macht, auf die sie hinstrebten: während die Russen über Chiwa bis an die Grenze Afghanistans und zum Pamir vordrangen und vom Kaukasus her Kleinasien und Persien bedrohten, legte sich England im östlichen Mittelmeer gerade vor den Pforten fest, die seit Jahrhunderten das Ziel des russischen Ehrgeizes waren; der Augenblick schien nahe, wo die beiden Weltmächte aufeinanderstoßen und das Ringen miteinander beginnen würden. Durch diesen Gegensatz gedeckt, konnte Bismarck noch den Grund zu unserm Kolonialreich legen, obschon seine Teile überall an englischen Besitz stießen.

Erst seit Bismarcks Tode sind die großen Verschiebungen eingetreten, die uns in eine immer größere Pressung brachten und uns fast den Atem raubten. Wir schienen

zum Zusehen verurteilt, wie die Mächte, die sämtlich unsere Feinde wurden, die Welt unter sich aufteilten. Nur ein paar Brocken sind noch für uns abgefallen. Wo wir uns nur regten, legten sich die Rivalen quer vor, wie in der Südsee auf Samoa, so bei dem großen Werke, das wir mit dem Bahnbau in Kleinasien unternahmen. Wir mußten es uns gefallen lassen, daß England für seine Alleinherrschaft in Ägypten Marokko an Frankreich auslieferte und es ihm garantierte, und wir mußten uns gar noch zufriedenstellen, als uns hier nicht sogleich die Türe verschlossen und zur Schadloshaltung für unsere Verluste eine Erweiterung unserer westafrikanischen Besitzungen zugebilligt wurde.

Man möchte meinen, daß sich dennoch Gegenkräfte hätten sammeln lassen; denn hier und da gab es ja Interessen, welche zu uns hinüberführten. Aber auch dort fehlte es nirgends an Hemmungen von innen her, und überall waren unsere Gegner bei der Arbeit, uns das Wasser abzugraben. Vollends zu unsern Ungunsten schlug die letzte große Katastrophe aus, der Zusammenbruch der Türkei unter dem Stoß der vereinigten Balkanstaaten. Bismarck hat an diese Wendung der Dinge so wenig gedacht, daß er in den „Gedanken und Erinnerungen" den Zusammenschluß der noch lebenskräftigen Monarchien als eine ihrem Bestande und ihren Prinzipien näherliegende Aufgabe bezeichnen konnte, „als (so schreibt er) die Rivalität um den Einfluß auf die nationalen Fragmente, welche die Balkan-Halbinsel bevölkern". Wir wollen aber dem Alt-Reichskanzler seinen Irrtum nicht zu hoch anrechnen, denn wohl in keiner der europäischen Kanzleien hat man geahnt, welche Kräfte und welche politische Verwegenheit in diesen Völkern lebte und sich Geltung verschaffen konnte. Vereinigt kamen sie einer Großmacht gleich und konnten, zumal im Vertrauen auf die Rivalität der Mächte unter sich, einen Angriff wagen, der sie weiterführte, als Rußland jemals auf seinem Wege nach Konstantinopel gekommen ist. Indem sie aber dennoch schließlich haltzumachen gezwungen waren und nun bei der Verteilung der Beute übereinander herfielen, ward eine Lage geschaffen, wie sie in der europäischen Geschichte noch nicht dagewesen war: die wild hervorbrechende Offensive des halbbarbarischen Staates, der vor den Toren Österreich-Ungarns gelagert ist, wandte sich gegen den Bestand des Donaureiches selbst. Schon regten sich auch in Rumänien, das in der Pressung zwischen Rußland, Österreich und der Balkan-Föderation nur ein Geringes an Neuland davongetragen, verwandte Tendenzen; verbündet schienen sie die Auflösung in den Staat der Habsburger tragen zu müssen.

Die Machtstellung unserer Gegner war in der Tat durch dies alles so überwältigend geworden, ihre Bewegungsfreiheit so groß, daß sie in der Wahl der Stunde für ihren Angriff frei zu sein glauben durften. Und daß diese nahe bevorstand, unterliegt nach allem, was wir schon jetzt darüber wissen, wenigstens für die Regierungen Rußlands und Frankreichs kaum einem Zweifel: um die Wende des nächsten Jahres hätte für uns die Stunde des Schicksals geschlagen. Der Eintritt der Katastrophe hat sie überrascht, sie ist ihnen selbst zu früh gekommen. Sie hatten gehofft, Österreichs Existenz auf jenem anderen, ein wenig längeren Wege untergraben zu können. Die Ermordung des österreichischen Thronfolgers und seiner Gemahlin hat diese Rechnung durchkreuzt. Das Opfer, welches das Haus Habsburg seinen Völkern gebracht hat, ist nicht umsonst gewesen: Niemals ist einem gefallenen Helden von den Seinen eine größere Hingebung erzeigt, eine grandiosere Totenfeier dargebracht worden. Auch die Mordgesellen von Belgrad haben schwerlich an dies Ende gedacht. Sie meinten, die verhaßten Nachbaren

würden auch diese Untat ungerächt lassen: denn sie urteilten nach dem Maßstabe ihrer eigenen Ehrlosigkeit. Aber in Wien, wie in Pest, in allen Provinzen Österreichs, bei Deutschen, Magyaren und Slawen, in Serajewo selbst gab es nur noch eine Stimme: daß dies die Stunde der Rache sei, und daß es ein Zurück für das Reich der Habsburger nicht mehr gebe. Und damit trat auch an unsere Regierung die Frage des Schicksals heran. Noch einmal wurde sie vor die Entscheidung gestellt, vor der Bismarck schon im Sommer 1863 gestanden, und die ihn 1879 auf die Seite Österreichs geführt hatte. Blieben wir diesmal neutral, so wurden wir durch die Konsequenz unseres Tuns an die Seite Rußlands geführt; es sei denn, daß wir jene Politik „passiver Planlosigkeit" hätten befolgen wollen, die Preußen nach Jena gebracht hatte, und die Bismarck zur Zeit des Krimkrieges als undurchführbar für einen Staat in der Mitte Europas bezeichnet hat. Die Aussichten, die sich uns auf diesem Wege boten, waren nicht gering. Die Sprengung der Entente hätte die Folge sein müssen. Denn durch uns gedeckt und vielleicht durch unsere Riesenkraft unterstützt, hätte Rußland den Weg nach Konstantinopel offen gefunden. Und mit dem nahen wäre auch der weitere Orient dem russischen Ehrgeiz erschlossen worden. Wir aber hätten in der Loslösung Deutsch-Österreichs aus seiner Verbindung mit Slawen und Magyaren das älteste Kolonialgebiet unseres Volkes dem Reiche angegliedert und damit ein Ziel erreicht, welches 1848 unsere Revolution sich gestellt und welches die nationalistischen Politiker lange Jahre mehr oder minder auf ihrem Programm gehabt haben. Kombinationen, wie sie ähnlich für Napoleon in zwei Momenten seiner gigantischen Laufbahn sich aufgetan haben: 1801, als sie ihm aus Petersburg von Paul I. entgegengetragen wurden, und in der Epoche von Tilsit, als er selbst Zar Alexanders bewegliche Phantasie damit lockte. Beide Male war der gemeinsame Gegner (wie es heute geschehen wäre) England, und Konstantinopel mit Indien das Ziel. 1801 wurde die Gefahr, welche den Briten drohte, durch die Adjutantenschärpe abgewandt, die dem unglücklichen Selbstherrscher aller Reußen seine Leibwächter um den Hals schnürten; 1807 aber retteten England das hinterlistige Zögern der Russen und der eigene Machtwille, der sich durch die Einäscherung Kopenhagens sogleich betätigte.

Ich will die Möglichkeiten, welche eine solche Politik für uns etwa hätte bieten können, nicht weiter ausmalen. Genug, daß wir überhaupt nicht gewählt und nicht geschwankt haben. Wir waren keine Verräter. Wir haben Treue gehalten.

* * *

Indem wir aber so zum drittenmal an der Politik, die Bismarck uns vererbt hatte, festhielten, sind wir eben dadurch in Wege hineingeführt worden, die der Schöpfer des Reiches allezeit auf das strengste vermieden hat. Daß wir jemals Seite an Seite mit Polen stehen, an seine Wiederherstellung auch nur denken, es als Bollwerk für uns gegen Rußland aufbauen könnten, war für ihn allezeit ein unmöglicher Gedanke. Nicht etwa von dem nationalistischen Standpunkt aus, den er auch in dieser Frage nicht teilte, sondern von der Auffassung her, daß die Polen die Wiedergeburt ihrer Nation, von der sie in Kriegs- und Friedenszeiten träumen, stets von der Zertrümmerung der preußischen Macht erwarten würden. „Kindische Utopien" hat Bismarck die Ziele genannt, welche eine liberalisierende Richtung in der preußischen Diplomatie zur Zeit des Krimkrieges verfolgte, und wonach neben der Herstellung Polens die Zerstückelung Rußlands, die

Abtrennung der Kleinrussen von der Masse der Großrussen und die Aufteilung der Ostseeprovinzen nebst Finnland zwischen Preußen und Schweden beabsichtigt war. Heute ist dies Programm nicht bloß in der öffentlichen Meinung diskutiert, sondern zum Teil bereits offiziell verkündigt worden: der Hirtenbrief des neuen Bischofs von Posen, des Primas seiner Nation, und die Proklamationen, welche unsere und Österreichs Generale bei dem ersten Überschreiten der Grenze an die „ritterliche Nation" der Polen vor sich hersandten, waren bereits vor einem Jahre dafür Zeugnis. Es wäre eine Politik, zu der schon die früheren Gegner Rußlands, Napoleon und Karl XII., gedrängt worden sind. Dennoch waltet ein tiefgreifender Unterschied vor. Der französische Kaiser nahm damit nur die Gedanken wieder auf, welche die alte Monarchie seit mehr als einem Jahrhundert verfolgt hatte; und auch der Schwedenkönig durfte sich auf alte Traditionen seines Hauses und Staates berufen. Wir aber würden uns damit auf Wege begeben, deren Ziele denen, welche Preußen durch zwei Jahrhunderte verfolgte, entgegengesetzt wären.

Was es nun auch mit solchen Aussichten, Wünschen und Hoffnungen auf sich haben und wie sie sich gestalten mögen, so läßt sich doch nicht leugnen, daß der Weltkrieg Richtungen und Gedanken wieder erweckt hat, die durch unsere Einigungskämpfe überwunden zu sein schienen. Die Gründung des neuen Reiches mußte nicht bloß ohne, sondern gegen Österreich geschehen. Ein zweiköpfiges Deutschland, ein Nationalstaat, in den zwei europäische Großmächte eingebaut gewesen wären, deren einer mit soviel undeutschen Elementen verknüpft war, und welche beide auf eine selbständige und nur zu oft entgegengesetzte Geschichte zurückblickten, konnte niemals zu eigenem Leben gelangen. Diese Erkenntnis, die bei dem Erwachen des nationalen Gedankens einem noch traumbefangenen Geschlecht verborgen gewesen war, trat immer deutlicher hervor, je klarer die nationalen Ziele und die Notwendigkeit der nationalen Machttendenzen am Horizont der europäischen Politik sich abhoben. Das Jahr 1848 brachte sie vollends ans Licht; auch den Parteien, die bis dahin mit Österreich gegangen waren und die nach allen ihren Traditionen sich zu Habsburg hingezogen fühlten, drängte sie sich auf; die österreichischen Abgeordneten im Frankfurter Parlament selbst konnten, so schmerzlich ihnen die Trennung wurde, sich ihnen nicht mehr verschließen. Alle Versuche, die in der Folgezeit noch gemacht wurden – während des Krimkrieges und unter dem Druck der italienischen Einheitskämpfe, im Frankfurter Fürstenverein und in dem Kampf um Schleswig-Holstein – hatten immer das gleiche Ergebnis; und Bismarck zog nur die Konsequenz, deren Unabwendbarkeit keine der Parteien, auch nicht die kleindeutsche, ja nicht einmal die radikale des Frankfurter Parlaments, so klar erkannt hatte wie er, wenn er mit dem Schwerte den Knoten löste.

Kaum jedoch hatte Preußen die Führung der deutschen Politik übernommen und strömte der Geist dieses Staates in die Verfassung und die Organe des neuen Reiches über, als Ansprüche laut wurden, die sich zu den Überlieferungen und Vorstellungen breit und tief gelagerter Schichten der Nation in stärksten Widerspruch stellten. Preußen war nun einmal auf dem Boden der Reformation aufgebaut; alle seine Siege waren auch ihre Siege geworden; nicht bloß die Stellung dieser Monarchie zur Kirche, sondern auch zur Schule, die Grundsätze der Verwaltung, das Recht und der Begriff des Staates selbst trugen das Gepräge ihres Geistes. Auch in dem außerpreußischen Deutschland waren die Vorkämpfer einer preußischen Lösung der deutschen Frage fast durchweg Protestanten gewesen; im Süden wie im Norden hatte die Bewegung ihren Antrieb

und Fortgang immer von den evangelischen Teilen des alten Reichsgebietes erhalten. Und alle bekannten sich als Söhne und Erben der freien deutschen Bildung, die in der Höhenluft unserer klassischen Dichtung und Philosophie erblüht war und selbst wieder dem gleichen Boden entstammte: während auf der andern Seite die entgegenstrebenden Kräfte sich auf Ideen zurückzogen, die jene Epoche überwunden zu haben glaubte, welche nun aber in neuer, ungeahnter Stärke sich erhoben. Gegensätze, die schon in den Kämpfen um die Einigung sich ausgebildet hatten, jetzt aber, emporgelockt durch die Organe des neuen Reiches selbst, heftiger als je aufeinanderstießen und die kaum geeinte Nation ganz durchwühlten, Staat und Gesellschaft bis auf den Grund zerteilten: also daß die politische Einheit nur gewonnen zu sein schien, um die geistige Einheit desto tiefer zu zerreißen.

Der Krieg, in dem wir stehen, hat diese Widersprüche, ich will nicht sagen aus der Welt geschafft (keine der Parteien möchte dies wünschen), aber doch neutralisiert. Die feurige Lohe, die mit Urgewalt emporschoß, schmolz alle deutschen Herzen in einem einzigen flammenden Gefühl zusammen; es gab, wie unser Kaiser sagte, keine Parteien mehr, es gab nur noch Deutsche. Ein Werk war es weniger Stunden: Eindrücke, die ein jeder, der sie erfuhr, als das größte Ereignis seines Lebens bewahren wird; Erinnerungen, die nicht verlöschen werden, solange das Gedächtnis dieses Krieges dauern wird, solange deutsche Herzen schlagen werden. Stimmungen, Hoffnungen, Glücksgefühle waren es, wie sie unsere Vorfahren im Frühjahr 1813 durchbebten, wie die Sänger unserer Freiheitskriege sie ihren Volksgenossen verkündigt hatten. Was aber damals nur Traum und Sehnsucht gewesen war, ist heute Wirklichkeit geworden: der Riß, den unsere Einheitskämpfe schufen, ist geschlossen, die Zwischengrenzen, die sie noch übrigließen, ja tiefer gruben, sind überschritten; Großdeutschland, das verloren geglaubte, ist da, die gemeinsame Not hat es zurückgebracht. Aber dies gesamtdeutsche Empfinden, das auch unsere Volksgenossen jenseits der Weltmeere teilen, und dem sich kaum die Deutsch-Schweizer, gefesselt an ihre Neutralität wie sie sind, entziehen können, hat nichts von nationalistischen Tendenzen an sich. Im Gegenteil, das neue Großdeutschland bezeugt der nichtgermanischen, mit uns verbündeten Welt des Ostens, auch darin die alte Zeit nur wiederholend, Sympathie und Freundschaft, und kämpft Schulter an Schulter mit Nationalitäten, die erst während unserer Einheitskämpfe, durch unser Beispiel geweckt und gestachelt, ihr Eigenleben ausgebildet und in erbitterter Feindschaft gegen uns, rücksichtsloser als wir selbst je vorgegangen, ihren Willen zur Macht entwickelt haben.

* * *

Überblicken wir alle diese Momente der nationalen Entwicklung, denen sich noch andere, verwandte leicht hinzufügen ließen, so könnte man fast glauben, als wären wir, in dem Wahne, die Bismarckische Politik genau einzuhalten, unvermerkt von ihr abgelenkt und in die umgekehrte Richtung hineingeraten; so wie es etwa im Walde dem Wanderer geschehen mag, der geradeaus zu gehen glaubt und sich plötzlich wieder auf seinen Ausgangspunkt zurückgeführt sieht.

Oder liegt hier vielleicht eine Augentäuschung vor? Sind es im wesentlichen doch die Elemente Bismarckischer Politik, die für uns maßgebend geblieben sind?

Gehen wir davon aus, daß Bismarck selbst mit der nationalen Idee schlechthin sich niemals identifiziert, vielmehr im Widerspruch zu ihr sich entwickelt hat. Die

Bewegung von 1848, deren Grundelement sie war, fand keinen entschlosseneren Gegner als den Junker von Schönhausen. Im Kampf mit ihr hat er die deutsche Einheit, die ihm zunächst mit dem Siege und der Hegemonie Preußens zusammenfiel, durchgeführt. Preußens Siege wurden freilich auch unter ihm, wie jederzeit, für Deutschland erfochten; aber für Preußen eroberte er Schleswig-Holstein und für Preußens Macht führte er den Krieg gegen Österreich; sogar bei dem Erwerb Elsaß-Lothringens war für ihn nicht der Gedanke an die Rückgewinnung des alten deutschen Landes, sondern die Sicherung der Reichsgrenzen der bestimmende Gesichtspunkt.

Denn höher als die von der politischen Form losgelöste und über sie hinausstrebende Idee der Nation stand Bismarck die Idee des Staates, die historisch begründete und formierte, im Kampf gewonnene Macht. Er nahm jene andere in seinen Reichsbau auf, weil sie selbst Macht war und Macht brachte; und er mußte sie aufnehmen, weil er ihr nicht länger ausweichen konnte, weil Preußens Eigenmacht sonst selbst in Gefahr geraten wäre – der historische Moment, wo beide zusammenwachsen mußten, war gekommen: aber es geschah, nachdem er gesiegt hatte; und er duldete nicht, daß der nationale Gedanke mächtiger würde als die Idee des Staates, für den er focht. Es wäre sonst der Weg geworden, auf den Sardiniens Krone gedrängt wurde – und wir sehen heute, wohin diese bereits unter dem Enkel geraten ist.

Die Bewegungsfreiheit, so bemerkten wir, war die Voraussetzung gewesen für Bismarcks Siege über Preußens Feinde. Sie war es auch für die Erhaltung der Macht gegen die inneren Gegner, in Preußen wie im Reich. Und wenn er sie durch die Gründung des neuen Reiches selbst nach außen geschwächt und gehemmt sah, wollte er sie doch im Innern um so fester behaupten. Was aber für Preußen galt, mußte auch für die Bundesgenossen Geltung haben, und so ward auch ihnen die Bewegungsfreiheit so weit gesichert, als es das Ganze des Werkes, die Macht des Reiches selbst erlaubte; so weit, daß den größten unter ihnen Rechte reserviert wurden, welche Preußen für sich selbst nicht einmal beanspruchte. Eben dadurch aber wurde an die Stelle der früheren Rivalitäten eine Interessengemeinschaft zwischen den verbündeten Kronen und freien Städten gegründet, welche sich bald zu einer festgeschlossenen Einheit auswuchs und ebenso nach außen wie nach innen bewährte; der auflösenden Tendenz, welche der nationalen Idee anhaftete, wurde dadurch ein unüberwindlicher Damm entgegengestellt.

Grundrichtungen der Bismarckischen Politik, die wir auch in seinem Verhältnis zu Österreich wiederfinden. Die nationalistische Strömung, die damals noch ganz dem Liberalismus gehörte, drohte auch die Grenzen des neuen Reiches zu überschreiten und ein neues Element der Zersetzung in den Donaustaat zu bringen. Bismarck wäre, hätte er ihr nachgegeben, von dem Wege, den er eingehalten, abgedrängt worden. Er aber stellte auch hier die Autorität des Staates über die Idee der Nation. So fest hielt der Schöpfer unseres Reiches an diesem Grundsatz, daß er die Deutschen Österreichs, denen er doch die Zugehörigkeit zu dem alten, dem gemeinsamen Vaterlande genommen, in ihren Kämpfen mit ihren fremdsprachlichen Staatsgenossen völlig allein ließ; er hat sie so wenig jemals unterstützt, wie etwa die Balten in Rußland oder unsere Ausgewanderten in Argentinien und den Vereinigten Staaten.

Mithin, dürfen wir sagen, war Bismarcks Freundschaft für Österreich nicht lediglich von dem Gesichtspunkt der auswärtigen Politik beherrscht, sondern sie deckte sich, wie alles was er anfing und vollbrachte, mit seinem politischen System überhaupt, in dem

jedes Stück an dem andern hing, Auswärtiges und Inneres ineinander verschlungen war, wechselseitig sich stützte und hob; und nur, wenn wir nach der letzten, alles zusammenfassenden Formel suchen, der Erhaltung und Fortbildung der Macht (denn diese kehrt sich letzten Endes immer nach außen), können wir zugeben, daß Bismarcks Politik in der Tat von außen her orientiert war: Glieder einer Kette, Reihen von Gedanken, die im Keime schon in dem Moment, da Bismarck in den Kampf für Preußens Krone eintrat, in ihm vorhanden waren, um sich fortan mit logischer Sicherheit aneinanderzufügen; die von Preußen zum Reich, und vom Reich zu Österreich hinüberführten, was ihnen widerstritt, ausstießen, was sich ihnen aber fügte, zur Einheit und Harmonie zusammenschlossen.

Und nun erkennen wir, daß wir in der Tat auf Bismarcks Wegen gehen, und daß, wenn man überhaupt von einer Umbiegung seiner Politik sprechen kann, er selbst sie, und zwar im Moment des Sieges über Österreich, begonnen hat.

Daß Bismarck Deutschland von der vielgestaltigen Balkanpolitik jederzeit fernzuhalten bemüht war, kann uns nicht irremachen. Denn auch wir gingen nur hinein, weil wir nicht anders konnten. Es ist wahr, Bismarck hat wohl dem Gedanken Raum gegeben, daß Österreich gut daran tun würde, dem Vormarsch der Russen auf Konstantinopel nichts in den Weg zu legen, weil diese dort mit Sicherheit den Engländern begegnen müßten; er rechnete eben noch mit dem Gegensatz zwischen Rußland und England, der Situation des Krimkrieges, welcher für Österreich ja sofort die Entlastung von dem russischen Druck gebracht hatte. Die Erhaltung der Türkei und die Pflege freundschaftlicher Beziehungen mit ihr lag ihm dennoch am Herzen; er folgte darin den selten verleugneten Traditionen der preußischen Politik, die bis auf Friedrich den Großen zurückgingen, und die er selbst nur in den Jahren, da er die Auseinandersetzung mit Österreich vorbereitete und deshalb auf Rußland Rücksicht nehmen mußte, außer Acht gelassen hatte. Aber er wollte das Reich nicht in Angelegenheiten verwickeln, die außerhalb der deutschen Machtsphäre lagen; auch dafür gab es ein warnendes Beispiel aus der preußischen Geschichte: des Grafen Hertzberg unfruchtbarer Versuch, von der Türkei her Fragen der Politik Preußens zu lösen, die lediglich an seinen Grenzen lagen. Ein solcher Vorwurf kann jedoch den Lenkern unserer heutigen Politik nicht gemacht werden, die ja zunächst gar nicht durch die türkische Frage berührt wurde, sondern durch die von Rußland geleitete Offensive der Österreich vorgelagerten Balkanstaaten gegen die Länder der habsburgischen Krone – eine Abwandlung der allgemeinen Lage, welche Bismarck wiederum, wie gesagt, noch nicht hatte ahnen können, die ihn aber (nichts ist gewisser) mit demselben Nachdruck auf die Seite unseres Verbündeten getrieben haben würde, wie vor einem Jahr unsere heutigen Staatsmänner. War es doch genau der Fall, der in dem Bündnis vorgesehen war: die Existenz des Donaureiches war in Gefahr und damit des Deutschen Reiches eigenstes vitales Interesse ins Spiel gebracht.

Zu Ende der neunziger Jahre, um die Zeit, da der neue gewaltige Aufstieg unserer wirtschaftlichen Kraft begann, kam bei uns, von der Regierung und den Parteien genährt und von der öffentlichen Meinung lebhaft begrüßt, die Auffassung auf, daß wir in eine neue Ära der Politik eingetreten seien, die über die politischen Ziele des Schöpfers unseres Reiches weit hinausgeführt habe: Bismarcks Politik sei im wesentlichen auf die Behauptung seines Werkes gerichtet gewesen; er habe sich bewußt dar-

auf beschränkt - habe er doch selbst erklärt, daß Deutschland (das durch Preußen vereinigte kleinere Deutschland) saturiert sei: nun aber sei auch für uns die Zeit gekommen, wo wir aus den engen Gewässern der Kontinentalpolitik in das weite Meer der Weltpolitik gesteuert seien. Und daß dies die Aufgabe war, vor die wir uns gestellt sahen, angesichts der immer noch gesteigerten Ausbreitung der großen europäischen Mächte (denen darin, wie von alters her, die Vereinigten Staaten zur Seite blieben, und denen Japan bald nachfolgte) über alle Kontinente und Meere weg, daß wir mitmachen mußten, wenn wir nicht von der kaum erreichten Höhe der Ebenbürtigkeit wieder heruntergleiten wollten, soll gewiß nicht in Abrede gestellt werden.

Aber daß die Tatsachen, die Ergebnisse jenem Wunsche entsprochen hätten, oder daß unser Reich unter Bismarcks Führung in den weltpolitischen Fragen seiner Zeit (und es gab solche auch unter ihm, wie es europäische, gerade jetzt in neuem Vorschreiten begriffene Weltmächte gab) hinter uns zurückgestanden habe, läßt sich um so weniger behaupten: weder im Hinblick auf unsern Kolonialbesitz, der kaum erweitert wurde, noch auf die Stellung, die der Altreichskanzler in den großen Krisen der allgemeinen Politik einnahm, bei den Verhandlungen und auf den Kongressen, durch welche Fragen, wie die des Orients am Balkan, am Kaukasus und in Ägypten, oder die der afrikanischen Kolonien von Tunis bis zum Kongo und Sambesi geregelt wurden. Im übrigen haben wir selbst bis an die Schwelle des Krieges es immer wiederholt, daß wir gesättigt seien, mögen wir auch Bismarcks Schlagwort (das er mit gutem Bedacht gewählt) vermieden haben. Und daß unser Hunger, zu dem wir uns gleichwohl bekannten, kein Machthunger war, haben wir durch die Tat alle die Jahre daher bewiesen. Sollte doch sogar die Flotte, die wir uns bauten (Gott und der Kaiser seien heute dafür gepriesen!), lediglich unsern Handel schützen - im Frieden nämlich, denn daß sie im Kriege dazu nicht ausreichte, haben wir erfahren: mit andern Worten, gegen die Kanaken und die Riffpiraten von Marokko oder gegen zinsverweigernde Republiken des hispanischen Amerikas, wozu an sich wohl die Kreuzerflotte genügt hätte; was aber auch nicht immer (wir denken an Venezuela und Mexiko) nach Wunsch gelang. Nur einmal standen wir fest, bereit, dem Ansturm, wie groß er wäre, zu begegnen: vor sieben Jahren, als wir bei der Annexion Bosniens unsern Schild neben den des Bundesfreundes stellten: in einer Frage, die, wenn eine, zur Kontinentalpolitik gehörte und ein Stück aus Bismarcks Erbschaft war. Sonst schlossen wir uns bei all den sich häufenden Krisen und Katastrophen auf dem weiten Erdenrund aus oder wurden ausgeschlossen: in Kreta und Ägypten, in Persien, Tripolis und Marokko, im russisch-japanischen Kriege und in den Balkankriegen, dem Vorspiel des Weltkrieges; wo es aber einmal zu gemeinsamen Erklärungen und Konferenzen kam, waren wir niemals die Führer, ausgenommen etwa beim Boxer-Aufstand in China, der wirklich einmal (wie sonst nur im Haag) alle zivilisierten Mächte auf einer Seite fand, und in dem sie uns sogar den Oberbefehl neidlos überließen. Und während die Kette unserer Gegner, je weiter dieselben, durch uns ungestört, um sich griffen, um so enger sich um uns zusammenzog, blieben wir dem Programm getreu, daß einst Kaiser Wilhelm und sein Kanzler der geeinten Nation vorgezeichnet hatten: fortan keinen andern Wettstreit mehr auszukämpfen, als den um Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung.

Nachdem aber das Schwert, das wir nicht ziehen wollten, uns in die Hand gedrückt war, hat es uns alsbald den Weg geöffnet, den wir zu gehen haben, um zu der

Weltstellung zu gelangen, von der unsere Feinde uns abzusperren gedachten. Und siehe da, nun ist es ganz derselbe, auf dem wir unsern weltwirtschaftlichen Ehrgeiz besonders zu betätigen gehofft hatten, und der uns in der Tat das Vielfache von dem verspricht, was uns alle unsere Kolonien eingebracht haben: es ist der Weg, der über den Balkan und den Bosporus zu dem Persischen und dem Roten Meere führt, und also zu Gewässern und in Regionen, von denen wir, das Volk der europäischen Mitte, für immer abgesperrt schienen; was Großbritannien und den romanischen Nationen für alle Zeiten nur über die See hin möglich ist, wird der Sieg uns auf dem Landwege gewähren. Es ist die Fortsetzung der Kontinentalpolitik selbst, die uns zur Weltpolitik (wenn einmal der Ausdruck gelten soll) führte, und die Fortentwicklung des Bündnisses, das der Schöpfer unseres Reiches im Herbst 1879 schloß: ein neuer Dreibund hat sich gebildet, ein Drei-Kaiser-Verhältnis, fester und stärker, wie wir hoffen, als das alte, das mit dem Vertrage von Wien abschloß und in das Bismarck noch einmal Ziele der heiligen Allianz aufzunehmen versucht hatte.

Unser Irrtum hatte nur darin bestanden, daß wir das Programm von Versailles allzu wörtlich faßten, daß wir wähnten, unsere wirtschaftlichen Kräfte im Frieden entfalten, dem deutschen Gedanken zum Durchbruch in der Welt verhelfen zu können, ohne das Schwert, das doch so scharf geschliffen und fest gegürtet uns an der Seite hing, mit in die Wagschale zu legen: wir hatten ganz vergessen, daß es bereits Machtentwicklung war, was wir trieben, und daß jede Macht, weil sie den Rivalen verdrängt (denn die Welt ist aufgeteilt, es gibt kein Leeres in ihr, nichts, was nicht des Begehrens wert wäre), nur durch Kampf vorwärts kommen kann. Es war in Wahrheit alles bereits Machtvermehrung: die Gelder, die wir liehen; die Fabrikate, die wir einführten; die Bahnen, die wir bauten; die Reformen, die unsere Beamten in den Finanzen und der Verwaltung der Türkei durchführten; die wissenschaftlichen Expeditionen, alle Ausgrabungen, die wir auf den Hügeln von Hissarlik und von Pergamon, auf den Trümmerstätten von Mykene und von Babylon durchführten, und durch die wir am Bosporus selbst dem Geist abendländischer Wissenschaft und der Verehrung der Antike eine Stätte schufen; die Kanonen, die wir sandten, und die Militärmission, welche nach so viel Mißerfolgen endlich doch die alten Soldatentugenden der Osmanen durch deutsche Zucht zu neuem Leben, neuen Siegen erwecken sollte. Das alles aber unter den einen Hauptzweck gestellt: den Staat des Khalifen zu einer starken, bündnisfähigen Macht zu erziehen.

Eben dadurch aber kamen wir unsern Gegnern ins Gehege. Überall sonst ließen sie, nachdem sie den ersten Ärger verwunden, uns gewähren; in Kiautschou, und im Südwest, in Togo und auf Samoa oder wo wir sonst ein Eckchen dieser schönen Erde erhascht hatten, durften wir die Früchte unseres Fleißes ziehen: sie kamen ihnen ja zu nicht geringem Teil selbst zugute. Obschon doch unsere Besitzungen meist da lagen, wo sie selbst schon waren oder gerade sich festzusetzen wünschten. Die Ansprüche jedoch, die wir auf Kleinasien machten (so wenig wir hier an Besitzergreifung dachten), und die Hilfe, die wir den Türken brachten, haben von Anfang an ihre brennende Eifersucht erregt; sie hörten nicht auf, uns Steine in den Weg zu werfen. Voran standen Rußland und England; aber in ihrem Gefolge fanden sich bald auch die andern ein; Frankreich, das seine Orientpolitik, da es sie nicht mehr gegen England machen konnte, mit und unter ihm trieb, um so lieber, weil es so zugleich seine Revanchelust ausmünzen und

das noch lockere Band zwischen Großbritannien und Rußland fester schürzen konnte; die Balkanstaaten, die durch so mächtige Freunde gedeckt ihre Offensive gegen die Türkei, die sie noch einmal vereinigte, um so besser vorbereiten konnten; endlich auch unsere eigenen Bundesgenossen jenseits der Alpen, die unter solchem Schutz Tripolis ergatterten – das Vorspiel zu der Felonie, die im Frühling dieses Jahres, nach dem Ausspruch eines ihrer besten Patrioten, sie als moralische Bankrotteure enthüllt hat. Wie die Meute das todwunde Wild, so umstanden alle den „kranken Mann", gierig ihm an die Gurgel zu fahren oder wo sie immer mit den Zähnen zupacken konnten. Kein Wunder, daß wir unwillkommen waren, als wir den fast schon dem Tode Verfallenen solchen Ärzten zu entreißen versuchten.

Es sind die Gebiete, das Meer und die Küstenländer, die, soweit wir in die Jahrtausende zurückblicken können, allezeit das Zentrum der Weltgeschichte gewesen sind. Die Entdeckung der fremden Erdteile und Ozeane hat daran nichts geändert: im Gegenteil, es ist seitdem dort nur um so stärker herausgetreten. Wer Ägypten besitzt und den Sueskanal, hat die Klammer in der Hand, welche die drei Weltteile unserer Hemisphäre zugleich trennt und verbindet, und kann die Straße, die ihre Meere aneinanderschließt, nach Belieben öffnen oder sperren. Syrien und Kleinasien, Konstantinopel und das armenische Hochland, das Südgestade des Schwarzen Meeres, Arabiens Küsten und die Cyrenaika mit den Syrten – ich brauche nicht auszusprechen, was sie für den Besitzer bedeuten und für den Freund des Besitzers.

Wir sind nicht so töricht, zu behaupten, daß uns nichts als Nächstenliebe zu den Bekennern Allahs und seines Propheten hingeführt habe; derartige Etikettierungen der Politik überlassen wir unsern zartfühlenden Vettern jenseits des Ärmelkanals. Wir bekennen offen, daß unser Interesse es erheischt, uns um den Wiederaufbau nicht bloß der Türkei, sondern der muhammedanischen Welt zu bemühen; gerade so, wie es unser eigenes Lebensinteresse war, was uns für jetzt und – so vertrauen wir – für alle Zukunft an Österreich knüpfte. Wir wollen uns nicht von dem sichersten Wege, der uns zum Zentralgebiete der Weltentwicklung hinführt, abdrängen lassen. Wir haben schon vor dem Kriege, im Frieden zwar mit aller Welt, unsere Macht entwickeln wollen. Und wir wissen heute, daß nur das Schwert uns den Frieden sichern kann: unsre Feinde selbst haben es uns gelehrt.

Aber der Sinn der Macht, die wir anstreben, das Ziel, das wir verfolgen, die Mittel, die wir gebrauchen, unterscheiden uns von unseren Gegnern. Wir wollen Ernst machen mit dem Wort von der „friedlichen Durchdringung" der muhammedanischen Welt, das jene geprägt haben, und das sie jedesmal im Munde führten, sobald sie ein neues Stück aus der Erbschaftsmasse der alten Sultane unter ihren Griff brachten: nicht die scheinbare, heuchlerische, auf Depossedierung des Besitzers gerichtete Freundschaft suchen wir, sondern ein konservativ gerichtetes, auf Treue in Krieg und Frieden aufgebautes Bundesverhältnis.

Gewiß, es gibt widerstrebende und ungleichartige Elemente genug auf unserem Wege; und nur der Sieg über unsere Feinde kann uns hoffen lassen, die hundertfachen Widersprüche innerhalb dieses Machtbereiches auszugleichen: Macht, nach innen gewandt und nach außen, wird es allein vermögen. Aber wir haben doch auch Momente für uns, die uns Erfolg verheißen. Das stärkste darunter ist der Gegensatz gegen die gemeinsamen Feinde und die gemeinsame Not, die uns zu der Gemeinschaft der Waffen und des Sieges geführt hat. Das zweite, mit jenem und jedem anderen eng verschwistert, die

Freiwilligkeit des Zusammenschlusses, und daraus geboren die gegenseitige Toleranz, die Schonung der Eigenart, die Bewegungsfreiheit für die einzelnen innerhalb der Schranken, welche alle umgeben, das Vertrauen, das wir darum aufeinander setzen, Gleichartigkeit der Organisationen, welche die Macht, das gemeinsame Interesse erheischt, auch wohl Annäherung und Ausgleichung wirtschaftlicher Sorgen und Wünsche - mit einem Wort, eine Entwicklung, analog derjenigen, die sich in dem Deutschen Reiche, dessen Glieder, die heute unzertrennlich sind, noch vor fünfzig Jahren Krieg miteinander führten, vollzogen hat, und die im Weiterschreiten (welche Formen, festere oder losere, sie auch annehmen mag) zwischen uns und den Ländern der habsburgischen Krone sich vollziehen muß und wird: wie es denn Bismarck selbst, als er dies Bündnis schuf, bereits ins Auge gefaßt hat.

Und so sehen wir, daß auch in diesem weiten Horizont Bismarckische Gedanken sich bewähren. Nicht die nationalistische Idee, das stärkste Ferment in der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts, ist es, die heute triumphiert, oder gar die Rasse und das Bekenntnis, sondern die Idee des Staates: „eine Welle gesteigerter Staatlichkeit" geht durch die Welt. Die historisch entwickelte, mit Eigenleben erfüllte, von sittlichen Kräften getragene Macht - der Gedanke, in dem sich Bismarcks Wesen und Wirken summiert - kam wieder zu Ehren. Auf die Zersetzung des Deutschen Reiches, die Auflösung der habsburgischen Monarchie, die Zerteilung der Türkei spekulierten die Feinde. Statt dessen erlebt es die Welt, daß die Angegriffenen sich in sich selber stärker als je zusammennehmen, daß ihre Glieder, die in der Tat von Feindseligkeit durchsetzt gewesen waren, wieder zum Zentrum ihres historischen Lebens zurückstreben, daß sie den Segen des Opfers, das Leben im Tod, unmittelbar empfinden und erwerben. Während diejenigen, die von jeher Raubbau trieben mit den Völkern der Erde (sie alle, mögen sie sich nennen wie sie wollen und heucheln wie sie mögen, die echten Nachkommen der Cortez und Pizarro, der Clive und Warren Hastings), sich bereits selbst der Gefahr ausgesetzt sehen, in die sie andere zu stürzen gehofft hatten.

Werden wir nun auch die Voraussetzung für Bismarcks Siege, die Bewegungsfreiheit, mit dem Kriegsziel, wie wir es hier, in wie unbestimmten Umrissen auch immer, zeichneten, erreichen? Eine Frage, die hundert andere nach sich ziehen würde, und von der wir daher an diesem Orte absehen wollen. Denn sie möchte uns zu Ansichten und Forderungen bringen, die heute noch besser unerörtert bleiben. Nur einige der Probleme, welche der Weltkrieg aufgibt, sollten hier im Zusammenhang mit der Ideenwelt Bismarcks beleuchtet werden. Probleme aber sind selbst - problematischer Natur. Es sind Möglichkeiten, die aus den wechselnden Konstellationen der Macht sich ergeben: Wege, die in die Zukunft hineinführen, die aber auch verbaut werden können; Aufgaben, die uns vom Schicksal gestellt sind, für die sich aber die Völker und ihre Führer einsichtig und kraftvoll erweisen müssen. Notwendigkeit und Zufall wirken dabei zusammen. Mögen unserm Volke und seinen Verbündeten Führer beschieden sein, welche jener folgen und diesen zum Zwecke zu gestalten wissen.





Druck von Broschek & Co., Hamburg.

Sonnwendfeuer-Rede

an der Bismarcksäule der deutschen Studentenschaft in Aumühle (bei Friedrichsruh) am 21. Juni 1914

gehalten von

Dr. W. A. Burchard
(A. H. der Vandalia-Heidelberg)

Kommilitonen! Jahre um Jahre diente Bismarck seinem Herrscher, uns Deutschen in Taten der Weisheit, Taten der Hingebung, Taten der Kraft. Selbst ein Streiter war er Führer zum Kampf. Deutschland folgte ihm, erzwang Siege und Größe, steht dankbar und fest zu dem Errungenen. Und zum Zeichen dessen wuchs aus dem Recken von Fleisch und Blut der zeitlose Riese an Hamburgs Hafen, mehr Gleichnis denn Bildnis.

Unter solchem Steinmal verstummt jedes Sterblichen Preis, knien wir vor der Schickung und ihrem Werk! Heut' aber und hier leuchte das Feuer Bismarck dem Menschen, erhelle aufs neue sein Bild in den Herzen, den unseren vor allem, die diese Säule ihm bauten, Studenten von heute, Studenten von einst!

Fühlen und Wollen sind des Genius Wegweiser. Wurden sie verläßlich erzogen, so frommt seine Arbeit dem fernen Ziel. Wenn der Knabe zum Jüngling wird, wenn der Jüngling zum Mann, da die Schule ihn freigibt, alma mater ihn aufnimmt, dann ist die Zeit, dann gilt es die Eigensucht stauchen, im Geschirr an Seiten anderer gehen, einem Bunde sich weihen, seine Farben leuchten lassen furchtlos und treu. So hebt sich selbst die Jugend zur mannhaften Tatkraft, zum Pflichtbewußtsein, zum Sinn für Ehre für sich und ein größeres Ganzes. Und versteht sie das recht, ist sie da, wenn später das Dasein sie anders anschaut und sie ruft, mehr zu lernen und Wissen und Kenntnis zu brauchen. Das bekennen wir alle. - Auch Bismarck war Student, und aus ihm ward Bismarck der Mann, der für sich nichts wollte, sein Vaterland liebte, dafür nur lebte, dafür grübelte, träumte, schlaflos war, dafür liebte und haßte, beschwichtigte, brauste, wie nur der sich einsetzt, dem das Ich nichts ist, die Aufgabe alles. Die fühlte er sich von Gott übertragen; der Glaube ans Schicksal, der Tatmenschen treibt, war Gottesglaube des Christen bei ihm, schenkte ihm unbeirrbare Zuversicht.

Der Geist der Größten bringt Nichts ohne Nahrung, ohne Stoff zum Schaffen. Größe ist: seinen Stoff klar erkennen, sich gefügig machen, ihn zum Leben erwecken der Schwere zum Trotz. Ein Werk gibt Erfahrung und trägt das nächste. So steigt der Genius von Stufe zu Stufe. — Hoch war das Ziel, zu dem Bismarck hinanschritt, von jeder Staffel schaute er weiter ins Land, bis zur schwarz-weißen Grenze, bis zur schwarz-weiß-roten, über Europa, über die Erde.

Lange und schwer ließ das Leben den Meister frohnen, auf der Werft der Geschichte die Spanten richten. 80 Jahre und mehr ward er selbst geformt, eh' er vollendet Abschied nahm. Nun ein Wahrzeichen der Welt, und als Vater verehrt, heiß geliebt von Millionen von Deutschen! — Noch nicht von allen! Der Mann aus Stahl hieb auch auf Stahl; da sprühten die Funken, entbrannte der Zorn, glimmt heute noch fort! So darf es nicht bleiben. Wo es Wunden gab bei dem einen, dem anderen einer großen Schar, sei der Kummer begraben mit seinem Leib, der Schmerz vergessen in 16 Jahren, die er bald ruht, wie er selbst jetzt vergaß. Es schaue Alles was Deutsch heißt zu seinem Bismarck als Muster im Willen, als Wunder von Geistesmacht, als treuesten Diener des ganzen Deutschtums und begehe darin einig, gewaltig, den nahenden ersten April, den hundertsten seit seiner Geburt!

Dafür zu wirken, Kommilitonen, sind auch wir berufen. Frei ist der Bursch. Frei ist im Urteil, wer Student ist und war. Wer ehrlich kämpft und so gut er's versteht, den achten wir, steht er selbst gegen uns; und ist er Deutscher und irgend Deutschen ein Trost, Freund, ein Panier, so freuen wir uns sein. Das gibt uns das Recht gleicher Mahnung an andere. — Darum wollen wir Bismarcks Propheten sein, der prunklos niemals Prophet seiner selbst war! Von dem Feuer des Turmes hier nehmet die Gluten, entzündet bei den noch Kalten die Feuer! Auf dem Herd jedes Deutschen im Reiche und draußen lodre die Lohe der Liebe, Begeisterung für ihn! Sie erleuchte uns auch das Dunkel dessen, was Deutschland nottut, der Wille zu helfen entflamme zur Tat! Mit dem Blick auf Bismarck das Vorbild, einem Sinn für ihn, kann jeder da mittun, braucht kein Bismarck zu sein. So ziemt sich der Dank für dies Menschenleben, die Gottesgabe, die uns zu teil ward! Dazu gebe Gott uns, wie er ihm es gab: Er geb' allen Deutschen Klarheit des Auges, Wärme des Herzens und Eisen im Rückgrat, zu Deutschlands Heil, — für Kaiser und Reich!





